

### Abkürzung

Das Spruchband mit der anarchistischen Forderung, sein Handeln gefälltigst mit seinem Denken in Übereinstimmung zu halten, läßt sich immer leicht abschmettern, beispielsweise indem man Brecht/Weills *Dreigroschenoper*-Liedchen von der »Unzulänglichkeit allen menschlichen Strebens« pfeift oder an zwei Händen sämtliche »Sachzwänge« aufzählt, die das Bemühen um jene Übereinstimmung gerade durchkreuzten. Deshalb werden wir vielleicht über den US-Demokraten Wickliffe, der seinen Angelweg 1912 unter Mißachtung eines Warnschildes über Bahngleise abkürzte, nur lächeln. Der hiesige Politiker **Sascha Wagener** (1977–2011) war sogar noch mehr Demokrat, nämlich Mitglied des Vorstandes der Partei der Anmaßung *Die Linke* und Leiter von deren Freiburger Regionalbüro im Breisgau, als er sich am 13. März 2011 im Bahnhof Lahr (am Schwarzwald) anschickte, die Bahnsteige nicht durch die Unterführung, vielmehr über die Gleise zu wechseln. Wagener kam an diesem frühen Sonntagmorgen aus einer Discothek.\* Auf den Gleisen brauste ein Güterzug heran und tötete den 33jährigen, zufällig rothaarigen Sozialisten. Die offiziellen Parteiverlautbarungen vermieden es allerdings, das Publikum oder die WählerInnen mit den Einzelheiten des wieder einmal »tragischen« Unfalls zu belästigen. Sie stellten lieber Wageners vorbildliche Seiten heraus.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Ich predige keine blinde Gesetzestreue. Obwohl ich ungleich mehr Zeit habe als unsere BerufspolitikerInnen, pflege ich zum Beispiel nie an roten Fußgängerampeln zu warten, sofern kein Auto in Sicht ist. Das deckt sich mit meinem Denken, wonach es sich bei der Straßenverkehrsordnung um einen Bestandteil eines von Beschleunigungswütigen und Profitgierigen errichteten Terrorregimes handelt. Die kleinen Kinder sind kein Gegenargument. Man sollte sie nie an Terrorregime gewöhnen. Ja, besser noch, man sollte sie, heutzutage, gar nicht erst in die Welt setzen, denn der Auftrag, sie erzieherisch auf dieselbe vorzubereiten, ähnelt für alle Beteiligten auch schon einer Folter oder wenigstens der Quadratur des Kreises.

Ich komme auf **Robert C. Wickliffe** (1874–1912) zurück. Auch dessen politische Laufbahn endete nicht ganz so vorbildlich, wie sie begonnen hatte. 1898 hatte der junge Rechtsanwalt als Soldat einer Infanterieeinheit aus Louisiana am »Spanisch-Amerikanischen Krieg« teilgenommen, der den USA unter anderem Kuba einbrachte. Er

überlebte ihn sogar, obwohl er sicherlich auch dann als Vorbild gepriesen worden wäre, wenn er ihn nicht überlebt hätte. Später Bezirksstaatsanwalt in Louisiana sowie Mitglied des US-Repräsentantenhauses in Washington D.C., ging er im Sommer 1912 ebendort angeln. Nach verschiedenen Quellen betrat er bei diesem Jagdvergnügen, Warnschildern zum Trotze, unweit des *Potomac Parks* eine Gleisanlage, genauer Eisenbahnbrücke.\*\* Vermutlich wollte er dort nicht angeln, vielmehr einen Weg abkürzen, etwa zum Fluß Potomac. Prompt wurde der 38jährige Politiker der »Demokraten« von einem Zug erfaßt, der ihn wohl auf der Stelle tötete. Seine Frau sei, als man ihr im *Capitol* die Nachricht vom Auffinden der Leiche beibrachte, in Ohnmacht gefallen.

Bräche ich diesen Eintrag an dieser Stelle ab, könnte ich mir, nach drei Absätzen, schon die vierte Abkürzung zugute halten. Vielleicht ist nicht jedem klar, wie sehr wir im Zuge der Zivilisation zu ganz eingefleischten Abkürzenden geworden sind. Wir lassen bei Frost eine Haustür aufstehen, um sie eine Minute später, wenn wir aus dem Brennholzschuppen zurückkehren, nicht schon wieder öffnen zu müssen – womit wir drei Sekunden Zeit und drei Gramm Muskelaufwand gespart hätten, freilich nicht unbedingt Brennholz. In Grünanlagen legen wir übereck Trampelpfade von 1,70 Meter Länge an, ich habe sie gemessen. Mancher führt drei Prozesse, um seine Post nicht vom Gartentor abholen zu müssen. Unangenehme Dinge preßt er kurzerhand in Schablonen, beispielsweise *Herzversagen, Hexe, Ausländer, Schadensbegrenzung, VerschwörungstheoretikerIn*. So mancher lehnt es sogar entrüstet ab, sich zum Urinieren auf der Kloschüssel nieder zu lassen, falls er ein Mann ist. Wie er denn dazu käme, poltert er, sich eines natürlichen *Standortvorteils* zu begeben!

\* <http://www.badische-zeitung.de/lahr/linke-politiker-aus-freiburg-stirbt-nach-discobesuch-in-lahr-42648527.html>, 14. März 2011

\*\* <https://bioguide.congress.gov/search/bio/W000443>

Der berühmte deutsche Bankier **Hermann Josef Abs** weilte 1986, im Erscheinungsjahr des ersten Bandes, noch unter uns. Vielleicht hat ihn *Brockhaus* deshalb so erstaunlich behutsam behandelt. Sein nachhaltiges Wirken im deutschen Faschismus wird lediglich durch den Hinweis angedeutet, 1938 sei er Vorstandsmitglied der *Deutschen Bank AG* geworden. Schon wendet sich sein Wirken ins Segensreiche, nämlich in der Nachkriegszeit. Wiederholt Delegationsleiter bei internationalen Verhandlungen, habe er »eine wichtige Grundlage für die Wiedergewinnung des ausländischen Vertrauens als Voraussetzung für

den Aufbau der deutschen Wirtschaft« geschaffen. Das ist schon ein starkes Stück. Erst hilft Abs federführend dabei, die deutsche Wirtschaft und das ausländische Vertrauen in den Abgrund zu stampfen, dann baut er beides wieder auf. Der verweisende Pfeil auf den Eintrag über die *Deutsche Bank* ist Augenwischerei, geht dieser Eintrag doch ähnlich schonend zu Werke.

Nebenbei hätten wir mit »der Wirtschaft« und der »Deutschen Bank« schon wieder zwei Hüllworte gefangen. Im ersten Fall ist das Kapital, im zweiten eine Privatbank gemeint, die sich geschickterweise einen amtlich-patriotischen Anstrich gab und gibt. Heute dürfte kaum ein Winkel des Planeten zu finden sein, an dem sie nicht mit an vorderster Stelle Geld verdient – für ihre Großaktionäre, voran *BlackRock*.

Wie es aussieht, ist Abs nach wie vor, seit 1991, Ehrenbürger der Stadt Frankfurt am Main. Dazu das folgende Streiflicht. Im Dezember 2013 wurde im Frankfurter *Römer* eine Gedenktafel zum Auschwitzprozeß eingeweiht. Nach diesem Akt schritt die Stadtverordnete Jutta Ditzfurth von der *ÖkoLinX-Antirassistischen Liste im Römer* zu einer im selben Saal angebrachten Tafel mit den Namen Frankfurter EhrenbürgerInnen und überklebte den Namen des früheren Chefs der *Deutschen Bank* Hermann Josef Abs, gestorben 1994 mit 92 Jahren, mit einem Papierstreifen, auf dem es hieß: »Abs war Chefbankier der Nazis und mitverantwortlich für Krieg, KZ, Massenmord, Raub und Versklavung. Max Horkheimer und Fritz Bauer sollen durch die Nähe zu seinem Namen nicht beleidigt werden.« Wie sich versteht, erntete sie seitens aller anwesenden staatsstreuen PolitikerInnen wütende Proteste. Ein Hausmeister entfernte den Klebestreifen. Ditzfurth kündigte die Wiederholung ihres offiziellen Antrages im Stadtparlament an, Abs die Ehrenbürgerwürde wieder abzuerkennen. Vermutlich wird er scheitern wie der erste.

Soweit der Rückblick nach Frankfurt am Main. Die Stadt Mannheim scheint bislang keine Abs-Straße vorweisen zu können. Vielleicht ließe sich da etwas deichseln. Ich denke bevorzugt an die Straße, die im Jahr 1986 Sitz der *F. A. Brockhaus GmbH* war.

∞ Verfaßt 2018

## **Achtundsechzig (1968)**

An seinem kalkhaltigen Südhang hätte ich die heimische Orchideenvielfalt studieren können. Doch machte mich Botanik um 1970 noch nicht manisch. Ich warf mich lieber auf

Baran/Sweezys *Monopolkapital* und Karl Marx höchstselbst. Andere wichtige Bestimmungsbücher hatten Adorno/Horkheimer geliefert. Ich verfügte über ein helles Praktikantenzimmer in Hessens linker Hochburg, dem Landesjugendhof auf dem **Dörnberg**. Zur freien Kost gesellten sich etliche »Referenten«-Honorare, denn das Haus veranstaltete rund ums Jahr Seminare.

Der beherrschende Löwe des Dörnbergs hieß Gerhard Büttenbender. Er sprach wie Adorno, sah aber nicht so aus. Um 30, mittelgroß, war sein markanter Schädel von der blonden Mähne gekrönt. Da sein Adornitisch einen mainfränkischen Akzent besaß, ließ sich der kehlige Klang nicht unbedingt seinen 40 täglichen *Rothändl*-Zigaretten anlasten. Er blies gern durch die Nüstern. Er bewegte sich lässig und lachte häufig wiehernd, was sein Löwenhaupt zum Pferdeschädel machte. Sein Busenfreund war Adolf Winkelmann. Mit diesem aufstrebenden Filmemacher aus dem nahen Kassel teilte Kunstpädagoge Büttenbender fast jede Vorliebe. Man hörte Warhols *Velvet Underground* und Tiny Tim, fuhr Limousinen von *Volvo* und heiratete »die Zwillinge«. Man achtete selbstverständlich auf feine Unterschiede. Während Adolf einen silberfarbigen modernen Volvo mit Fünfganggetriebe fuhr, hatte Gerhard eine Antiquität ergattert. Sein olivgrüner Volvo ähnelte den buckligen Gangsterkarossen und hatte hellbraune Ledersitze.

Bei einem Autounfall wurden die Zwillinge schwer verletzt, genasen jedoch. Adolf war die schöne Jutta, Gerhard die schöne Gisela zugefallen. KennerInnen konnten sie stets auseinanderhalten. Sogar ich. Obwohl schon 19, hatte die antiautoritäre Freizügigkeit meine christliche Verklemmtheit nicht zu knacken vermocht. Ein Jammer angesichts des jugendhofeigenen Hallenbads, das sich für nächtliche Orgien geradezu anbot. Einmal besuchte mich Barbara, diese Nymphe aus Bad Harzburg, von deren verblüffend prallen Brüsten ich bis heute träume. Ich konnte sie noch nicht einmal in mein Bett bewegen; sie saß nur mit entblößtem Oberkörper auf der Kante. Sie hätte mir die Verklemmtheit bestimmt genommen, weil sie noch verklemmter war.

Immerhin griff die Aufklärung auf einem anderen Gebiet. Barbara hatte unlängst an einem Seminar teilgenommen, das Winkelmann und der Marburger Psychologe Christian Rittelmeyer leiteten. Hier floß lediglich Theaterblut. Es handelte sich um eine nordhessische Variation auf die berühmten Folter-Experimente Stanley Milgrams. Der US-Psychologe hatte in Versuchsreihen nachgewiesen, daß die nettesten Menschen zu Sadisten werden, wenn man sie autoritären Strukturen unterwirft. Sie quälen eine ihnen unbekannte Versuchsperson (mit Elektroschocks) nicht etwa aus »natürlicher« Aggressivität, sondern weil sie sich in dem weltweit beliebten »Befehlsnotstand« wähnen. Adolf Winkelmann bediente sich der Autorität einer Filmproduktion. Die vor der Kamera

an einen Stuhl gefesselte Versuchsperson sollte »nur« aus rein wissenschaftlichen oder ästhetischen Gründen geohrfeigt werden. Der betreffende Seminarteilnehmer hatte die Heftigkeit der Ohrfeigen zu steigern. Wie sich zeigte, schlugen einige TeilnehmerInnen auch dann weiter, wenn dem Gefesselten bereits das Blut aus den Mundwinkeln rieselte. Das war das Theaterblut. Unser Mann hatte Farbbeutelchen im Mund gehabt und zur geeigneten Zeit zerbissen.

Im zweiten Teil des Seminars schloß sich an die Enthüllung der Vorwände eine Erörterung des Experimentes an. Als Mensch, der aus solcher abenteuerlichen Jugend tatsächlich etwas gelernt hat, fühle ich mich zuweilen stark in der Minderheit. Außer einer Handvoll Kommunarden, Sträflingen und vielleicht Jutta Ditzfurth sind sie alle umgefallen. Sie sind das ewige Moralisieren über den deutschen Faschismus leid. Sie führen weltweit Krieg, weil unser germanischer »Standort« mal wieder zu eng wird und uns »mehr Verantwortung« diktiert. Sie beteuern, wenn es die Staatsräson erfordere, müsse man auch einen *Airbus* voller Zivilisten abschießen. Auf dem kahlen Teil des Dörnbergs wird bis heute Segelflug betrieben.

∞ Verfaßt um 2007

Ich nehme an, mein zeitweiliger Jugendgenosse **Bernd F. Lunkewitz** (\* 1947), hier und dort als »Che von Kassel« gerühmt, hätte nichts dagegen, sich just wie Guevara im *Brockhaus* wiederzufinden – aber wahrscheinlich muß er dazu erst einmal das Zeitliche segnen. Zur Stunde soll er Bürger des idyllischen kalifornischen Städtchens Los Angeles sein. Das heißt, er kroch unter die Schürze jenes Weltpolizisten, den nicht nur die Kubaner aus vollem Herzen hassten. Dafür ließ er 2015 Frankfurt/Main und seine dortige nette Villa im Stich. Von dieser zeigt die *FR* sogar ein Farbfoto.\* An findig herbeigeschafften Möpsen und an zündenden Einfällen fehlte es meinem Landsmann selten. Dabei hatten seine Kasseler Eltern »bloß« eine Reinigung und eine Wäscherei betrieben. Immerhin machte er Abitur und schrieb sich an der Frankfurter Uni in Philosophie und dergleichen ein. Tatsächlich studierte er freilich eher die antiautoritäre Revolte, und ein bißchen auch den Maoismus. Dann warf er sich aber durch einen günstigen Aushilfsjob bei einem Makler just selber auf die Immobilienbranche. Er wurde reich. An seine marxistischen und philologischen Wurzeln anknüpfend, erwarb er 1991 den irgendwie doch immer noch linken Berliner *Aufbau*-Verlag. Es war nach der »Wende« und wirkte zunächst wie ein Paukenschlag. Allerdings soll ihm dieser Vorstoß auf den Verlegerthron, wegen unklarer Eigentumslage und womöglich auch wegen Beschluß von seiten der berüchtigten *Treuhandanstalt*, bis zur

Stunde viel Verdruß und nach wie vor offene Rechtsstreitigkeiten eingebracht haben. Andererseits kam er dadurch ins Gespräch. Als Immobilienhai wirkt man ja eher im trüben Tiefwasser. Und seiner ausgezeichneten Finanzlage tat es offensichtlich keinen Abbruch. In Los Angeles soll er erneut in einer Villa wohnen, dazu orts- und standesgemäß Fäden zur Filmbranche geknüpft haben. Er teilt sich die Villa mindestens mit seiner Gattin Stephanie, einer Bildenden Künstlerin, die ihm drei Kinder schenkte. Bis zum Sozialismus sei es noch weit, betonte Lunkewitz kürzlich in einem lesenswerten Interview.\*\* Seine im Grunde gut leninistischen Vorstellungen über die Entwicklung der Produktivkräfte durch ein paar hundert rundum verheerend wirkende Megakonzerne und deren anschließende Bekehrung zur Sozialisierung kann ich, um ehrlich zu sein, nur befremdlich nennen; was jedoch den Rechtsstreit um *Aufbau* angeht, beweisen seine Äußerungen, daß er sich keinen Blütenträumen über die Klassenjustiz der jeweils herrschenden Systeme hingibt. Insofern will ich ihm gern die Daumen drücken. Gewinnt er den Rechtsstreit, möge er mich aber bitte fragen, was er nun mit dem ganzen Zaster anfangen soll. Ich hätte da einige Ideen.

∞ Verfaßt 2024

\* <https://www.fr.de/frankfurt/lunkewitz-geht-nach-kalifornien-11121883.html>

\*\* Karsten Krampitz, <https://www.nd-aktuell.de/artikel/1159921.bernd-f-lunkewitz-sie-wussten-genau-was-sie-taten.html>, *Neues Deutschland* (verschämt in *nd* umbenannt), 27. Dezember 2021

**Ritas RUD** Ich stelle zunächst einen Beitrag vor, der um 2023, als Diskussionsvorschlag bezeichnet, vorübergehend in meinem Blog stand. Das Echo war gewohnt gering. Zwar fürchte ich, mein Konzept für eine heimische antikapitalistische Revolte könne für die Gegenwart zurecht als »unrealistisch« abgelehnt werden. Befassen Sie sich aber trotzdem sorgfältig mit ihm. Ich beabsichtige nämlich, in einem sich anschließenden Schritt abzuschätzen, ob es *früher*, genauer in den Jahren 1972 bis 1990, unter bestimmten, günstigen Voraussetzungen durchaus realisierbar gewesen wäre. Übrigens schwebte mir zu diesem Thema ursprünglich ein Roman vor. Er sollte 1989/90 im gesamtdeutschen Umsturz und der Gründung des *Rhein-Oder-Bundes (ROB)* münden. Ich glaube jedoch, für die geplanten skizzenhaften Erwägungen wäre ein Roman die falsche Form. Damit zurück zu jenem Diskussionsvorschlag in Gestalt eines Aufrufes.

**RUD** gegründet! Genau der richtige Club für Sie ..?

Die *RUD* ist die *Rebellische Unpartei Deutschlands*. Sie ist nichts anderes als irgendein durch Privatinitiative eröffneter Club. Wir stellen zunächst ihr **Statut** vor. Danach verschmäht sie Parlamentssitze und Ministerposten genauso wie staatliche Fördergelder oder kommerzielle Erfolge. Mitglied kann jede in Deutschland gemeldete Person werden, sofern diese in der für sie zuständigen Ortsgruppe aufgenommen wird. Gibt es die geeignete Ortsgruppe noch nicht, kann die Person sie gründen, sofern sie nachweislich nie BerufspolitikerIn war, dafür jedoch Statut und Programm und damit die Ziele und Aufgaben der *RUD* gutheißt. Schon mit dem zweiten Hinzustoßenden ist der Konsens fällig. Das gilt für Entscheidungen in allen wesentlichen Fragen, somit auch zu den nächsten Aufnahme-Gesuchen.

Vermutlich gibt sich der »Club« die beliebte bürgerliche Rechtsform des Eingetragenen Vereins, heißt somit amtlich *RUD e.V.* Alle Mitglieder müssen sich namentlich und mit Angabe ihrer Ortsgruppe offenbaren. Die Listen stehen im Internet. Auch die internen Diskurse und Beschlüsse lassen sich per Internet oder Druckerzeugnisse von jedem Interessierten verfolgen. Das ist kein Verhängnis, weil *RUD*-Mitglieder nichts zu verbergen haben und auch nichts Unrechtes oder gar Strafbares tun. Sie nehmen das grundgesetzlich garantierte Recht auf Vereinigung und Meinungsfreiheit wahr, mehr nicht. Das Grundgesetz nehmen sie behelfsmäßig in Kauf, weil sie nun einmal BürgerInnen der BRD sind, noch jedenfalls.

Mitgliedsbeitrag wird nicht erhoben. Wie sich die Ortsgruppen und der Bundesvorstand finanzieren, ist deren Angelegenheit. Sollte der Vorstand Überschüsse erwirtschaften, bietet er sie bedürftigen Ortsgruppen an.

Soweit sie sich an die Öffentlichkeit wenden, lehnen es *RUD*-Mitglieder grundsätzlich ab, Personen über die verfochtenen Sachen zu stellen. Sie machen Politik nicht mit Gesichtern oder Geschichten, sondern mit Argumenten.

Alle Mitglieder der ersten Stunde müssen bis auf weiteres den anfänglich nur dreiköpfigen Vorstand der *RUD* akzeptieren, der sich naturgemäß selbstermächtigt hat. Auf dessen Mist sind auch Statut und Programm gewachsen. Der Vorstand muß stets zu mindestens einem Drittel weiblich besetzt sein. Sobald ein paar Ortsgruppen, wie kleine auch immer, beisammen sind, können sie auf Änderung des Vorstandes oder des Statuts oder der jeweils gültigen Programme dringen. Um es jedoch zu betonen: Für sämtliche wesentlichen *RUD*-Beschlüsse ist der Konsens erforderlich. Solange es auch nur ein Veto gibt, bleibt es beim Status quo. Es sei denn, die eine oder andere Ortsgruppe zettelt einen Aufstand an, der zu neuen, möglicherweise ganz ungeahnten Clubverhältnissen führt. Ein

Ergebnis könnte schlimmstenfalls die Zertrümmerung der *RUD* sein. Aber vielleicht hätte auch das sein Gutes.

Die einzige Ausnahme von der Konsens-Pflicht bilden Ausschlüsse, falls sie vorkommen sollten. Hier gilt Konsens minus eins.

Als **Grundsatzprogramm** der *RUD* sollten die folgenden Hinweise genügen. Die Unpartei schlägt eine durchgreifende Verkleinerung und Demokratisierung Deutschlands vor. Die Verkleinerung ist nicht unbedingt quantitativ zu verstehen. Man könnte auch Vereinfachung sagen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse sollen so übersichtlich und durchschaubar werden, daß »Demokratisierung« kein fadenscheiniges, letztlich hohles Versprechen bleibt. Das bedeutet zum Beispiel, mit ganzen Legionen von Mitarbeitern besetzte Ministerien, Rundfunkanstalten, Ämter, Fabriken, Banken haben im neuen Deutschland keinen Platz. Die Städte müssen zielstrebig ausgedünnt, die Transport- und Reisewege beschnitten werden. Durch beträchtliche Verringerung des Energiebedarfes erübrigen sich nebenbei Monster-Kraftwerke aller Art. Eine solche umfassende Verkleinerung ist eine wahre Herkulesarbeit, für die es, soweit wir wissen, bislang kein historisches Vorbild gibt. Eine Ahnung davon, wie sie vonstatten gehen und aussehen könnte, vermittelt Henner Reitmeiers Erzählung von 2022 *Der Sturz des Herkules*. Sie macht auch klar, ohne unverzügliche konsequente Abschaffung des Geldes, der Berufspolitik einschließlich Parteienwirtschaft und aller polizeilichen Kräfte wird das neue Deutschland bereits im Keim ersticken. Es muß ein Bund aus Freien Republiken (Ländern) sein, die unmittelbar von allen Bürgern und deren jederzeit abwählbaren Räten verwaltet werden. Jede Republik fußt auf ihren Grundorganisationen (GOs), die nie mehr als 100 Köpfe umfassen sollten. Alle GOs sind bewaffnet. Die *RUD* wird aufgelöst, denn zu den verheerenden Verirrungen kommunistischer Länder zählte die bürokratische Verdopplung der »Kader« unter Staats- und Parteiflagge.

Naheliegenderweise schließt das Konzept der »Vereinfachung« auch den Kampf gegen den entsetzlichen gewohnten Lebensstil des zivilisierten Menschen ein. Er verdirbt sowohl die einzelnen Bürger wie deren Volkswirtschaften seit vielen Jahrzehnten bis ins Mark. All die bekannten Überflüssigkeiten wie etwa 200 Sorten von durchweg gleich unwirksamen oder gleich schädlichen Sonnenölen, 500 gleich schmutzigen und tödlichen Automarken oder ungefähr 10 aufeinanderfolgende Frisurenmoden in 12 Monaten müssen im Zuge des Umsturzes und Umbaus der Gesellschaft möglichst rasch zum Versiegen gebracht werden. Damit können sie nicht mehr dazu herhalten, die Lecks in der Charakterfestigkeit der BürgerInnen zu stopfen und ihr verständliches Bedürfnis nach Anerkennung bis zur Unkenntlichkeit zu verwässern. Auch wegen dieser bedrohlichen



Absicht der VereinfacherInnen vom *RUD*-Club wird man diesen ohne Zweifel mit viel Dreck bewerfen, sobald er, vielleicht, nicht mehr kurzerhand ignorierbar ist. Man wird den Wahlschafen erzählen, der Club wolle Bürger in Mönche verwandeln und Deutschland in die Ohnmacht stürzen oder doch jedenfalls in die Altsteinzeit zurückführen. Aber wir versichern Ihnen, gegen das, was mit der Drohne für jeden Haushalt und dem fast vollständig KI-gesteuerten bundesdeutschen Verwaltungs- und Propagandaapparat auf uns zukommt, war die Altsteinzeit mit ihren Schauermärchen, Faustkämpfen und Hungersnöten die reinste Idylle.

Allen Mitgliedern, die sich in historischer, politökonomischer und philosophischer Hinsicht für wenig sattelfest halten, wird empfohlen, sich noch in weitere Texte Reitmeiers zu vertiefen. Sie stehen alle in seinem Blog *Ausgewählte Zwerge*. Der Blog hat ein ausführliches Personen- und Sachregister. Eine bindende Funktion für Mitglieder oder Sympathisanten der *RUD* hat er nicht.

Wir kommen zuletzt zum **Aktionsprogramm**. Hier ist zunächst zu betonen, daß die Menschen des neuen Deutschlands nicht nach dem Tag X (des Umsturzes), vielmehr lange vorher gemacht werden. Somit leistet die *RUD* in erster Linie Selbsterziehungsarbeit. Auch darin gilt bereits *Verweigerung*: das Leitwort unseres Aktionsprogramms. So arbeiten Clubmitglieder daran, sich die Neigung zu Machtproben, Rechthabertum, Eigennützigkeit, Verstellung auszutreiben. Sie verpönen alle Kampfmittel, die offensichtlich ihren Zielen ins Gesicht schlagen. In der berüchtigten Gewaltfrage ist das natürlich heikel. Wir glauben jedoch, wirklich gewaltfreie Gesellschaften sind undenkbar. Es sind Fata Morganen für Schäfchen, die man irreleiten kann.

Die Aufforderung, Rundfunkgebühren zu verweigern, ist vielleicht etwas verfrüht. Man kann sich aber ohne Zweifel weitgehend von den Veranstaltungen der Rundfunkanstalten abnabeln. Dafür werben wir. Auftritte in Fernseh- oder Radiosendungen lehnen wir ausnahmslos ab. Unseren Rundfunkanstalten muß, nach der Glaubwürdigkeit, einfach das Publikum ausgehen, dann verschwinden sie von selbst, beispielsweise nach China oder auf den Mars. Dasselbe Muster gilt selbstverständlich für unsere Leidpresse.

Müssen wir reisen – wir müssen selten – benutzen wir ganz vorwiegend die Eisenbahn. Wir machen unseren Mitbürgern ein sinnvolles Wirken an ihrem Heimatort schmackhaft, das dem zerstörerischen Urlaubs- und Tourismuswahn den Boden entzieht.

Ausländische Streit- oder Geheimdienstkräfte, aber auch unsere eigenen, inländischen, dürfen dagegen gerne ausreisen. Nach dem Umsturz werden sie gefeuert. Ihre Atomwaffen müssen sie mitnehmen. Der neue deutsche Bund ist unnachgiebig friedliebend. Er wird auch die Mitgliedschaft in allen übernationalen Vereinigungen

verweigern, voran UN, Nato, EU. Die UN ist eine überaus kostspielige Quasselbude, die den sogenannten Großmächten seit Jahrzehnten als Feigenblatt für Imperialismus dient. Nato und EU sind riesige Pestbeulen.

Clubmitglieder leben vorbildlich bescheiden. Sie ächten die herrschende Konsumsucht und den nahezu immer sozialunverträglichen Familiensinn. Sie sprechen sich für eine Vielfalt in den Formen des Wohnens und der Zusammenarbeit aus.

Das Privateigentum an allem, was persönliche Habe übersteigt, wird mit dem Umsturz abgeschafft sein. Es wird um Gottes willen nicht Staats-, vielmehr Volkseigentum, was in der Regel bedeutet, es wird von den GOs des jeweiligen Landes verwaltet. Die Clubmitglieder üben sich schon heute in rangfreien Kollektivbetrieben. Wiederbelebungen von sogenannten Nebenstrecken der Eisenbahn sind anzustreben. Professionelles Kunstschaffen, Philosophieren oder Lügen – PR oder Journalismus genannt – ist unsere Sache nicht. Bei allen Parlamentswahlen empfehlen wir gnadenlos Boykott. Juristische Auseinandersetzungen verschmähen wir. Um MitbürgerInnen, die hirnverbrannt an ihren Handys oder ihren Hunden hängen, machen wir einen Bogen.

Wahrscheinlich kann der Löwenanteil der Clubkommunikation über Webseiten und Email-Verkehr abgewickelt werden. Sitzungen, Konferenzen und Kreuzverhöre haben viele Nachteile. Sehen Sie einmal bei Reitmeier unter »Mündlichkeit« und »Verbilderung« nach. Allerdings sind in dieser Hinsicht Ratschläge von Fachleuten erwünscht, die die Sicherheit (= Ungefährlichkeit) von Mailedienst- und Internet-Anbietern überhaupt beurteilen und vielleicht erhöhen können. Vermutlich wird der Club eigene Server anstreben, die in vergleichsweise geschütztem Ausland stehen.

Das neue Deutschland wird Religionsgemeinschaften nicht verbieten, jedoch überflüssig machen. Die verbreitete Hochachtung vor irgendwie religiösen, spirituellen, mystischen Menschen und Konzepten bekämpfen wir bereits jetzt. Für uns ist die Grundlage aller Verständigung nicht Gefühlsdusel, sondern Gespräch. Im Gespräch zählen Argumente, nicht Beteuerungen. Zu einer Unpartei gehört immer Unglaube.

Die *RUD* verabscheut Prahlen und Einschüchtern. Somit darf ihre Überzeugungsarbeit auf keinen Fall den öffentlichen Raum zukleistern. Zum einen ginge sie damit nur der Falle des Mehrheitsprinzipes auf den Leim, nämlich: wer ist der Stärkere?; zum anderen haben die Dinge des öffentlichen Raumes ein heiliges Recht auf Eigenständigkeit und Würde. Ein Baum ist keine Litfaßsäule. Die *RUD* setzt eher auf Agitprop und Aktionen, die mit Witz oder List, daher Verblüffung arbeiten. Sie setzt nicht auf Schaumschlägerei, Einschaltquoten, Umfragewerte. Sie ist im Gegenteil auf einen gewissen Zug ihres öffentlichen Wirkens erpicht, den man partisanenhaft oder wühlmäusisch

nennen könnte. Sie beeindruckt eher durch Abwesenheit als durch Kraftakte. Sie ist eben die Unpartei der Verweigerung. Gegen die massenhafte Verbreitung des hübschen Logos der *RUD* ist allerdings nichts zu sagen. Nur dadurch könnte sie früher oder später gleichsam allgegenwärtig sein. Das gibt den Massen Zuversicht.

Das gedruckte Monatsblatt des Clubs wird möglicherweise *Rudes Bravo* heißen. Es soll eine Verbindlichkeit gewährleisten, die allen digitalen und so leicht manipulierbaren Erzeugnisse wesensfremd ist.

Sobald die sozialpolitischen Auseinandersetzungen heftiger werden, stehen uns zahlreiche Streikformen zu Gebote, die sich zumindest teilweise schon bewährt haben, vom Bummelstreik über den Gebästreik bis hin zum Generalstreik. Neue Formen dürften noch durchaus erfindbar sein. Alle diese Streiks stellen unseres Erachtens die einzige Möglichkeit dar, ein riesiges Blutbad zu vermeiden. Ein bewaffneter Aufstand im heutigen Mitteleuropa wäre Wahnsinn.

Aber der gleiche Wahnsinn ist es, dem die Reformisten aller Schattierungen die Stange halten. Sie sorgen dafür, daß die Tretmühle, die tagtäglich für Unmengen an Geängstigten, Gedemütigten, Zerrütteten, Kranken und Toten sorgt, darunter viele Kinder, nie empfindlich einrostet, geschweige denn verschrottet wird. Sie sind die FahnenträgerInnen des angeblich *Kleineren Übels*. Sie sind die Klempner, die Hausärzte, die Psychotherapeuten der gespenstischen Normalität.

...

Soweit der eingemottete Aufruf. Eben in das zuletzt angeprangerte Fahrwasser haben uns in den 1970er Jahren, parallel zum Verebben der Antiautoritären Bewegung, mit Vergnügen verschiedene »linke« oder »alternative« Gruppen geführt, voran die später staatstragenden *Grünen*. Deren Bundespartei wurde 1980 in Karlsruhe gegründet. Ich lasse es dahingestellt, ob Spitzenkader wie Joschka Fischer und Annalena Baerbock bereits als Säuglinge vorsorglich mit Yankeeblut geimpft oder mit angelsächsischem Met zugehöhnt worden sind. Doch für die Behauptung, es habe in der gesamten Postmoderne kaum größere und schädlichere Lumpen gegeben als sie und ihresgleichen, lege ich meine Hand ins Feuer. Damals wußten sie just die Entfaltung einer wirklichen und nennenswerten Graswurzelbewegung zu verhindern. Dazu gehörte auch das Einschwören auf Pazifismus, was nebenbei zusätzlich in gewissen angeblich »anarchistischen« Kreisen Frucht getragen hat. Die *grün* befeuerten, streckenweise massenhaften Antiatomproteste verliefen sich irgendwo in der Marsch oder im Hessischen Ried, weil eben *RUD* fehlte. Die

*grünen* Chefs und Chefinnen drängte es an die Hebel der Staats- und Megamaschine, und dazu waren weder Maschinengewehre noch Räte nötig. Kaum hatten sie jene Hebel besetzt, ließen sie das pazifistische Mäntelchen freilich gerne fallen, um der weltweit »vernetzten« Rüstungsindustrie mit der geeigneten Armfreiheit die Rettungspakete zuschieben zu können.

Neben den drei *P-Giften* Parlamentarismus, Parteienwirtschaft, Pazifismus stellte sicherlich auch das kommunistische Lager einen Hemmschuh revolutionärer Entwicklung dar. Dieser Schuh stand allerdings seit Jahrzehnten in der Welt, und kein gutes Zureden durch GraswurzlerInnen hätte ihn nennenswert ins Recycling verrückt, etwa für Mokassins. *RUD* hätte aber unversöhnlich auf ihn eingeklopft, wenigstens in Artikeln der *Rudes Bravo*. Viele angebliche Antikapitalisten zogen es jedoch vor, es sich mit dem kommunistischen Lager nicht zu verderben. Das hatte bereits mit Sartre begonnen, und mit Günther Schwarberg und Erich Kuby, beide schwarzzüngige und einflußreiche Journalisten, hörte es leider noch nicht auf. Denen hätte *Rudes Bravo* schon Dampf gemacht.

Aus meinem verglasten Bücherschrank winkt mir eine DDR-Publikation zu, die zufällig in den hier behandelten Zeitraum paßt. Sie heißt *Mühlhausen*. 1975 zählte diese thüringische Stadt an der Unstrut immerhin fast 45.000 EinwohnerInnen. Man kennt sie vielleicht wegen ihr vielen Wassermühlen und vom bauernfreundlichen Pfarrer Thomas Müntzer her, der 1525 vor den Mühlhäuser Stadttore, nach Folterung, enthauptet worden war. In jenem Jahr 1975 legten W. G. Heyde (Fotos) und J. L. Burghoff (Einführung) im Leipziger *VEB F. A. Brockhaus Verlag* einen durchaus solide gemachten schmalen Bildband über die geschichtsträchtige DDR-Stadt vor. Ich nehme an, dieses Werk wäre für ein kleines, bissiges Feuilleton in der *Rudes Bravo* gut gewesen. Über die Fadenheftung und den Farbdruck kann man nicht meckern, aber von den üblichen abgedroschenen *SED*-Formeln und dem üblichen peinlich nationalstolzen Tonfall, den uns Burghoff in seinem historischen Abriß zumutet, hätten wohl selbst Schwarberg und Kuby Zahnschmerzen bekommen. Demnach war der mühlhäusische Lebenswandel nach 1945 untadelig. Man findet nicht ein Komma an Zweifel oder gar Selbstkritik. Burghoff stellt vor allem die »anerkannten« Leistungen von Industrie und Handel heraus, und entsprechend fotografiert Heyde am liebsten Taschen oder Tüten tragende BürgerInnen, die gerade ihren Konsumwünschen nachgehen beziehungsweise -fahren. Ihre rollenden oder parkenden Autos sieht man in jedem fünften Bild. Ist die abzubildende Straße zufällig gerade leergefegt, wartet Fuchs Heyde geduldig, bis ein *Wartburg* kommt. Das hat natürlich nur ästhetische Gründe, waren die Ostdeutschen doch auch in der ausgewogenen

Bildkomposition bärenstark. Man wundert sich fast, daß Heyde nicht auch ein modernes Straßenkehrfahrzeug präsentiert, das den im Westen gültigen Qualitätsanforderungen mindestens entspricht. In meiner Zwergrepublik Ümmershand fegen die RepublikanerInnen jetzt wieder wie in der Altsteinzeit mit dem Besen.

Dafür hocken bei Heyde einmal Frauen unterschiedlichen Alters in Kette wie geprügelte Graugänse an den Nähmaschinen ihrer Fabrik, die ihnen freilich nur auf dem Papier gehört. Sie wissen jedoch, am Rande des »Naherholungszentrums Schwanenteich« steht ihnen »ein großer Parkplatz« zur Verfügung (S. 31). Auf Seite 88 sehen wir den gut bestückten Mühlhäuser Busbahnhof, falls die volkseigene Näherin noch keinen *Trabi* hat. Auf Seite 98 flanirt das Volk durch die Hauptverkehrsstraße Steinweg, anscheinend (1975) schon eine halbe Fußgängerzone. Das einstige Pflaster ist mit Asphalt überzogen. Täusche ich mich nicht, deutet eine von Regennässe markierte Spur in Waggonbreite auf einstige Straßenbahnschienen hin. Vielleicht hat man sie (wie etwa auch in Eisenach) kurzerhand einasphaltiert, statt sie für Umwandlungszwecke aufwendig wieder herauszureißen. Für Burghoff hat die Mühlhäuser Straßenbahn nie existiert. Er übergeht sie kurzerhand. Aus anderen Quellen ist zu erfahren, die beiden Linien wurden 1968/69 amtlich und realsozialistisch abgesegnet stillgelegt. Überdies gab es ab Bahnhof Mühlhausen zwei Eisenbahnnebenstrecken, nach Treffurt und Ebeleben. Auch denen wurde (nach 1968) der Garaus gemacht.

Heute zwängen sich vermutlich die jeweils modernsten breitmäuligen Geländelimousinen durch Mühlhausens Altstadtgassen zum Schwanenteich hinaus. Man wird sie alle demnächst mit drehbaren leichten Geschützen ausrüsten, damit die MühlhäuserInnen dem immer näher rückenden russischen Bären tüchtig eins auf den Pelz brennen können.

Bei einigen anderen ikonenhaften Erscheinungen der westdeutschen Jahre nach 1970 bin ich mir, ohne nähere Untersuchung, nicht sicher, ob sie eher den Hemmschuhen oder eher den Förderkörben der antiautoritären Revolte zuzuschlagen wären. Ich denke beispielsweise an *Ton Steine Scherben*, *Klaus den Geiger* und die Kommunebewegung, aus der ich ja selber komme. Die *Scherben* endeten im Deutschrockstar Reiser, und die mehr oder weniger anarchistisch gestimmten Kommunarden legten sich bald recht offenherzig mit *Waldorfschullehrerinnen* sowie den *rotgrünen* Annalenas ins Bett. So eine »nähere Untersuchung« des vollständigen Gegenstandes wäre übrigens eine mühsame, langwierige Angelegenheit, die ohne Zweifel sowohl meine Fähigkeiten wie meine Kräfte weit überstiege. Um etwa allein herauszubekommen, wie sich E. F. Schumacher zum Ostblock und insbesondere zu dessen Verkehrspolitik stellte, hätte man bereits einen kleinen Stapel an Büchern und Zeitschriftenartikeln ohne Suchroboterhilfe zu durchforsten.

E. F. Schumacher legte mit seinem Buch *Small is Beautiful*, zuerst 1973 auf englisch erschienen, ohne Zweifel einen bedeutenden Förderkorb vor. Er war übrigens ein Bruder der Bildhauerin Edith Schumacher, mit der Erich Kuby (1938) seine erste Ehe eingegangen war. *Small is Beautiful* schlug ein, es traf einen empfindlichen Nerv, selten wurde ein Werk eines weitgehend unbekannten Denkers – vorübergehend – so rege erörtert. Schumacher prangerte den Wachstumswahn, das Märchen von der »Unwirtschaftlichkeit« zahlreicher menschlicher Bestrebungen, den Raubbau und die Energiegier, die Herstellung von jeder Menge Überflüssigem und natürlich den in so vielen Bereichen befolgten Größenkult an. Er predigte ziemlich genau jene Verkleinerung und Vereinfachung, die sich damals, in den 1970er Jahren, auch eine *RUD* auf die Fahnen geschrieben hätte. Er sprach sich gar für eine »metaphysische Erneuerung« aus. Aber im Grunde war der Mann, wie Kuby, leider Reformist. Geld, Privateigentum, Kapitalismus und selbst den Staat stellt er nie ernsthaft in Frage. Bei den Städten hält er noch eine halbe Million EinwohnerInnen für tragbar. Er rühmt etwa regionale, handwerklich orientierte Kooperativen in Indien – der Moloch Indien selber entgeht seinem Verkleinerungsdrang. Er wirbt für viele Ponys im Bauch des einen Mammuts.

Nebenbei scheint er auch nie ein waschechter Antiautoritärer gewesen zu sein. In meiner deutschen *Rowohlt*-Taschenbuchausgabe von 1985 heißt es auf ungefähr jeder dritten Seite »Professor« oder »Dr.« oder »Lord« Soundso. Schumacher läßt den akademischen Grad der angeführten Größen nicht einmal unter den Tisch fallen. Zu allem Überfluß ist er selber auf dem Buchtitelfoto mit edlem gestreiften Anzug und einer wunderschön geblühten, vermutlich seidenen Krawatte abgebildet. Diese Tracht war vielleicht in jenen indischen oder birmischen Kooperativen als unbedingt Nichtüberflüssiges von Hand gewebt worden. Für die Ausfuhr.

Ich persönlich hätte als Autor der *Rudes Bravo* wahrscheinlich auch am Rande auf Schumachers eher bescheidene stilistische Fähigkeiten, ferner auf seine hartnäckige Neigung zur Frömmerei hingewiesen. Vielleicht hielt er sich wegen beidem in der Sympathie der AnhängerInnen Rudolf Steiners deshalb etwas länger als etwa in der Gunst der Joschka Fischers, Petra Kellys oder gar noch Claudia Roths. Schumachers Vermächtnis war, soweit ich sehe, schon am Ende des Jahrhunderts wie weggeblasen. Das hätte *RUD* niemals zugelassen.

Hacke ich gern auf namentlich bekannte »Aktivisten« ein, darf man allerdings nicht glauben, eine erfolgsversprechende revolutionäre Bewegung der antiautoritären Sorte käme *ohne* Kader aus. Sie benötigt massenhaft erfahrene Leute als Vorbilder, Antriebskräfte und schließlich, unmittelbar nach dem Umsturz, für die Einrichtung und Festigung der

erwähnten Grundorganisationen (GOs), auf denen die neuen Republiken des Bundes fußen. Ohne solche Kader braucht man den Umsturz gar nicht erst vom Zaun zu brechen. Und dann benötigt man im Kampf gegen den Kapitalismus auch noch eine zweite wichtige Sache in durchaus beträchtlichem Umfang, nämlich Kapital.

Das mit Abstand Kostspieligste dürfte in dieser Hinsicht das Unparteiorgan sein, in diesem fiktivem Fall also das Monatsblatt *Rudes Bravo*. Mit nur ein paar Flugblättern hier und dort wird der Widerstand nichts ausrichten. Schon allein der *Spiegel* druckte um 1980 eine Millionen Exemplare – Woche für Woche. Kommen *Zeit*, *FAZ* und so weiter hinzu. Gegen diese geballte Meinungsmacht helfen keine gelegentlichen Blättchen. Das (angeblich) linke Monatsblatt *Konkret* kam meines Wissens nie nennenswert über 30.000 Exemplare: viel zu wenig. Es kostete 1975 am Kiosk drei Mark – und das war wiederum zuviel. Ich würde also sagen, eine *Rudes Bravo* sollte spätestens 1980 über 100.000 Exemplare kommen und trotzdem nur zwei Mark kosten. Schließlich macht man eine antiautoritäre Revolution vorwiegend mit armen Schluckern. Zwar wird sich *Rudes Bravo* keinesfalls hochdotierte BerufsschreiberInnen und fette Honorare an Gaststars wie Kuby oder Schumacher gestatten, aber die ganze technische Herstellung und der Vertrieb sind immer noch kostspielig genug. Deshalb benötigt man über Jahre hinweg ein gutes Kapitalpolster.

Wie Sie vielleicht schon gehört haben, hat ja kürzlich sogar Prinzessin Wagenknecht, für ihre maßgeschneiderte Partei *BSW*, einen Millionär aufgetrieben. In meiner fiktiven Rechnung (dem Roman) hätte ich dafür Rita Henschel eingesetzt. Wahrscheinlich wäre der angestrebte Umsturz von 1989/90 von daher gleichsam dem Kasseler sogenannten *Tannenwäldchen* entsprossen. Die langgestreckte Anhöhe zwischen dem weitläufigen Rangiergelände des Hauptbahnhofs und der Kölnischen Straße war bereits in den 1970er Jahren vorwiegend von Fichten, Kiefern, Eichen und Kastanien bestanden, daneben auch von einer lupenreinen echten Tanne, die christlich gestimmte AnwohnerInnen einmal vom häuslichen Weihnachtsschmuck befreit und dort ohne amtlichen Segen eigenhändig eingepflanzt hatten. Den Leuten des Vorderen Kasseler Westens diente das schmale, parkähnlich gestaltete Tannenwäldchen hauptsächlich als Spazierrevier und Hundeklo. Aber dann kam Rita.

Das war 1972. Rita Henschel, recht hochgewachsen, aschblond befranst, kräftige Nase, frech bis dorthinaus, gleichwohl keineswegs auf den Kopf gefallen, war damals Mitte 20. Sie hatte schon vor ihrer Begegnung mit dem deutlich älteren Denker Fred Malunke mindestens zwei Erleuchtungen gehabt. Zum einen war ihr jene Sache mit den Kadern klar – mit diesen »neuen Menschen«, die leider nicht vom Himmel fallen. Man muß sie

vielmehr züchten. Malunke bevorzugte allerdings die Formel von der gegenseitigen Erziehung der zukünftigen RepublikanerInnen. Zum anderen war ihr die Sache mit dem erforderlichen Kapital klar – und Rita Henschel hatte es. Zufällig war sie nämlich dem bekannten einheimischen, traditionell militaristisch gestimmten Industriellenclan Henschel im Zuge der antiautoritären Bewegung abtrünnig geworden. Dank ihrer Gewitztheit gelang es diesem jedoch nicht, sie nun im Gegenzug zu enterben. Vielmehr gingen im Jahr 1972 mehrere Millionen Mark auf ihrem Bankkonto ein. Die Gerichte hatten ihren Clan zur Ausbezahlung verdonnert.

Den ersten Batzen dieses Erbes steckte Rita in ein Grundstück am Südhang des Tannenwäldchens, das sich später (2000), in Wahrheit, die Gruppe <https://www.villa-locomuna.de> unter den Nagel riß. Dort durfte ich, als Abgesandter der Waltershäuser Puppenfabrikkommune, schon einmal übernachten. Das Gelände hatte einst der Deutschen Bahn als Ausbildungsstätte für Lokomotivführer gedient. Neben Bäumen bot es eine Fabrikanten-Villa aus den 1920er Jahren und ein fünfstöckiges Flachdachgebäude von 1960 sowie – die beiden Gebäude verbindend – einen Saal mit angeschlossener Großküche und drei Werkstätten, wie der genannten Webseite zu entnehmen ist. Vermutlich fügten Rita und ihre MitstreiterInnen des taufrischen *RUD e.V.* auch gleich noch ein eigenständiges Druckereigebäude hinzu. Hier lief vor allem die *Rudes Bravo* aus der brandneuen Rollenoffsetmaschine.

Mit diesem Hauptquartier war man vom »Markt« vergleichsweise unabhängig. Freilich war man auch recht gefährdet, um hier nicht nur eine Geschichte vom Deckchensticken zu erzählen. Wurde *RUD* so bekannt, beliebt und »stark«, wie erwünscht, stellte sie jede Wette auch ein bevorzugtes Ziel für die ähnlich beliebten Anschläge dar. Einen kleinen Geschmack davon habe ich neulich mit der Skizze *Ritas Rache* gegeben. Ich fürchte sogar, Rita selber könnte zu Schaden kommen und den Umsturz vielleicht gar nicht mehr erleben – oder nur mit einem Arm, wie die *Contergan*-Kinder, oder als Rollstuhlfahrerin.

Man darf diesen Gesichtspunkt nicht ausklammern. Der Kapitalismus und der erwähnte »Markt« fordern ungeheuerliche Opfer – aber die Auflehnung gegen sie geht auch nicht gerade mit ein paar Beulen oder schlimmstenfalls einem Magengeschwür ab. Auch sie fordert ihre Opfer. Und jeder muß selber für sich entscheiden, ob sie das wert ist.



**Adenauer, Emma** (1880–1916), Lehrerin, Tochter des Kölner Versicherungsdirektors Emmanuel Weyer und Nichte Max Wallrafs, von dem ihr zukünftiger Gatte 1917 das Amt des Kölner Oberbürgermeisters erben sollte. Sie hatte den nahezu mittellosen Jura-Assessor Konrad Adenauer 1901 im Tennisclub *Pudelnäß* kennengelernt. Sie schenkte ihm ihr Herz und damit auch gleich die Eintrittskarte zu ihren gesellschaftlichen Kreisen. Man sollte meinen, als Frau Adenauer (seit 1904) hätte sie locker zwei von deutschem Boden ausgehende Weltkriege überstehen und Frau Bundeskanzler werden können. Doch seit der Geburt ihres ersten Kindes war sie nierenkrank, und nach zwei weiteren Kindern wurde ihr (1916) mit 36 Jahren eine Pilzvergiftung zum Verhängnis, an der sie starb. So stieg Konrad kurz darauf ohne sie zum Oberbürgermeister auf. Offenbar hatte er zufällig nicht mitgespeist, oder er war bereits so resistent gegen giftige Pilze wie nach 1945 gegen die Faschisten, mit denen er sich in seinem Mitarbeiterstab umgab. Adenauer wurde 91 – noch älter als Hindenburg, und fast dreimal so alt wie seine erste Gattin.

An mir hätte Direktor Emmanuel Weyer keine Freude gehabt. Von den gesetzlich vorgeschriebenen Pflichtversicherungen einmal abgesehen, besitze ich von Jugend an nicht eine Versicherung. Ich denke, ich habe viel Geld gespart. Als mich einmal ein Vermieter wegen meiner fehlenden Haftpflichtversicherung mit der Aussicht konfrontierte, meine Waschmaschine liefe aus und überschwemmte die Wohnung unter mir, versicherte ich ihm, ich ließe die laufende Waschmaschine nie aus den Augen. Zudem sei ich ja Handwerker. Zum Glück bohrte er nicht nach. Einem Bewerber, der noch nicht einmal eine Waschmaschine besitzt, hätte er wohl kaum die adrette Wohnung anvertraut. Ich wusch meine Kleider damals »in einem Aufwasch« mit, wenn ich selber duschte. Während des Duschens in der Wanne »eingeweicht«, hatte ich sie anschließend nur noch mit kaltem Wasser durchzuspülen und auszuwringen.

Die Waschmaschine schleudert uns auch schon den Unfug der Versicherungen ins Gesicht. In der Puppenfabrikkommune laufen in der ebenerdigen Waschküche zwei Maschinen – sollten sie einmal auslaufen, dann unmittelbar in die Kanalisation. Versicherungen zeigen untrüglich soziales Defizit an. Statt Solidarität wird das Einzelkämpfertum gefördert. Jeder brütet in seiner Wohnzelle aus, wie er sich noch geschickter, üppiger, betrügerischer absichern kann, um im Existenz- und Konkurrenzkampf die Nase vorn zu haben. Mag auch »das Risiko gestreut« werden – Verantwortung und Lösungssuche werden gerade nicht sozialisiert. 10 Lastschriften von *Allianz*, *Gothaer*, *Aspirina* – und ich bin unwiderruflich ans System gekettet. Die Versicherung bewahrt den Kapitalismus vorm Einsturz.

Sie normiert uns zudem. Verblüffende Lösungen werden rar, weil sich nie Not in Tugend verwandeln läßt. Mein Bekannter Lutz hatte das Häuschen seiner verstorbenen Tante bezogen. Als das Hochwasser nach einem Unwetter bis ins Eisfach seines Kühlschranks stand, kam er auf die Idee, sich für rund 1.000 Mark einen noch fahrtüchtigen Bauwagen zuzulegen. Er baute ihn aus und verkaufte das Häuschen. Über Pfützen lacht er. Mal wohnt er am Meer, mal in den Bergen. Im Fränkischen machte er einmal einen Brauereieinhaber auf eine halb ausgehängte Lukentür aufmerksam, die jederzeit auf den Bürgersteig oder in einen Kinderwagen fallen konnte. »Dagegen sind wir versichert!« beruhigte ihn der Mann. Seitdem weiß Lutz, was Zynismus ist.

∞ Verfaßt um 2012

**Aicher, Pia** (1954–75), Abiturientin. Das prominente Ehepaar Inge Aicher-Scholl und Otl Aicher (der Bildende Künstler) hatte fünf Kinder. Die Familie bewohnte bei Memmingen im Allgäu eine ehemalige Mühle. Tochter Pia wurde lediglich 20.

Kurz nach ihrem schriftlichen Abitur sitzt die junge Frau neben ihrem Vater in dessen *BMW*; sie wollen, von der Rotis-Mühle aus, nach Ulm, wie mir ein Familienmitglied (2015) auf Anfrage mitteilt. Dann sei ein vor Otl Aicher fahrender Lastwagen ziemlich unvermittelt links abgebogen; Otl rast hinein. Pia, wohl unangeschnallt, sei mit dem Kopf gegen die Windschutzscheibe geknallt. Sie starb einige Tage darauf im Krankenhaus. Dort war auch ihr Vater gelandet, doch wurde er offensichtlich wieder hergestellt. Mein Gewährsmann sagt, er habe Aicher dort erstmals im Leben weinen gesehen. In einem Buch von Otl Aichers Schwiegertochter Christine\* findet sich die Ergänzung, er habe im Krankenhausbett »wie ein verprügelter Gladiator« gewirkt (S. 124), möglicherweise aus schlechtem Gewissen. Mehrere Zeitzeugen erwähnen, der untersetzte, bäuerisch-wurzelig wirkende Künstler, der seit Jahren wiederholt von Herzanfällen heimgesucht wurde (102), sei leidenschaftlicher Auto- und Motorradfahrer gewesen; er raste gern, »wie ein Verrückter« (124). Seine Frau Inge habe jedoch, wegen Pia, nie einen Vorwurf gegen Otl gerichtet (155). Dessen Biografin Eva Moser\*\* schildert den Unfall mit Pia überhaupt nicht, falls ich es nicht übersehen habe. Sie erwähnt lediglich, Vater und Tochter hätten sich auf dem Weg zu Pias mündlichem Abitur befunden. Dann setzt sie hinzu: »Schuld im juristischen Sinne war Aicher sicher nicht, aber er war ein wilder Autofahrer, hatte viele Unfälle gehabt, zeitweise drohte ihm sogar der Führerscheinentzug,

und von Sicherheitsgurten hielt er nichts.« Er sei lange Zeit nur eingeschränkt arbeitsfähig gewesen; das Lenkrad habe ihn vor Schwererem bewahrt.

Und was für eine junge Frau war diese Pia Aicher nun gewesen? Funkstille im ganzen Internet. Vielleicht fände man in der Literatur über die berühmten Eltern noch ein paar Striche zu einem Porträt; ich fürchte jedoch, nach vielen ähnlich gelagerten Fällen, eher nicht.

Der gelernte Bildhauer Otl Aicher (1922–91), auch Grafiker, 1953 Mitgründer der Ulmer Hochschule für Gestaltung, überdies Herr der Rotis-Mühle, fuhr also auch gern Motorrad. Ironischer- und makabererweise kam er aber nicht durch sein eigenes Motorrad um. Wenn mich die Landkarten nicht täuschen, wird das ausgedehnte Mühlengrundstück von einer Kreisstraße durchschnitten. Am 26. August 1991, inzwischen 69, saß Aicher auf seinem kleinen, wenn auch »lärmenden« Rasenmähtaktor, ist bei Moser zu lesen. Beim Zurücksetzen auf jene Straße habe Aicher ein sich näherndes Motorrad »überhört«, das deshalb auf ihn prallte. Dessen Fahrer sei »fast nichts« geschehen. Aicher dagegen kommt mit schweren Hirnverletzungen ins Günzburger Krankenhaus, wo er am 1. September stirbt. Die in Ulm erscheinende *Schwäbische Zeitung* hat schon den Nachruf bereit, streift aber den Unfall nur noch kurz.\*\*\* Auch nach dieser Quelle stieß Aicher »rückwärts« auf die in der Regel verkehrsarme Straße, als ihn das Motorrad erwischte. Somit hatte dessen Fahrer zufällig Glück im Unglück, wie man wohl sagen darf.

∞ Verfaßt 2020

\* Christine Abele-Aicher (Hrsg.): Sammelband über Inge Aicher-Scholl *Die sanfte Gewalt*, Ulm 2012

\*\* *Otl Aicher: Gestalter*, Ostfildern 2011, S. 380 + 403

\*\*\* Gisela Lindner im Kultur-Teil, 2. September 1991

## Alter

73 ... werde ich in diesem März. Ich bin »Widder«. In dem gähnenden Loch, das sich nach dem Abschluß meiner *Nasen der Weltgeschichte* vor mir auftat, beschäftige ich mich, sofern ich nicht die Dachrinne zu säubern oder zwecks Ölens ein Türschloß auszubauen habe, hauptsächlich mit Bücherlesen, *Mieser-Zellen*-Produktion, Brennholzmachen und Radfahren. Decken sich die beiden letzten Programmpunkte mit der bekannten Empfehlung, öfter in die Sonne zu gehen, wegen Vitamin-D-Mangel, umso besser. Scheint keine Sonne, hilft Fluchen.

Beim Radfahren begegnet mir zuweilen ein alter Mitbürger, der eher an einen nukleargetriebenen Papagei erinnert, sobald er an mir vorüberschießt. Es heißt, er sei bereits über 80. Das weiße Haar unter dem Schutzhelm versteckt, die Arme wie ein Catcher am zweimal schulterbreiten Lenker seines Kampfrades gekrümmt, kann er die Wiesen und Wälder durch seine zeitgemäß windschnittige, grelle Sportkluft nur beschämen. Mein eigenes Kopfhaar ist zur Stunde noch braun. Dergleichen dürfte sich freilich mehr dem Zufall als dem Trainingsfleiß verdanken. Es soll an den Genen liegen. Überhaupt dürfte sich die ganze Lebenserwartung, Gesundheit eingeschlossen, ganz überwiegend dem Zufall verdanken. Der Wille ist lediglich ein Tropfen auf dem heißen Stein, und selbst diesen, den Willen, haben wir nicht gewählt. Möglicherweise ist es aber mein Verdienst, wenn ich inzwischen nicht mehr ganz so ungeduldig und aufbrausend wie mit 27 bin. Jedenfalls möchte ich klarstellen, ein Klacks sind 73 Jahre nun auch wieder nicht. Sehen wir einmal von meinen speziellen Freunden, den *Frühverstorbenen* (unter 40) völlig ab, bleiben immer noch eine Menge Zeitgenossen, die es keineswegs auf 73 gebracht haben. Mein hiesiger Zahnarzt Lutz Scheer, ein humorvoller und toleranter Hüne, erlag 2010 mit 54 Jahren der Leukämie. An Stelle des Schriftstellers Kurt Held (*Die Rote Zora*), den ich später noch genauer loben oder anpinkeln werde, wäre ich jetzt schon 11 Jahre lang tot, starb er doch (1959) bereits mit 62 Jahren.

Nicht, daß ich nicht schon gewisse Erfahrungen mit dem Blick ins Nichts gesammelt hätte. Während ich mich um 2015 mit Unfallopfern befaßte, fiel mir zu meinem Entsetzen eine Autofahrt von Bochum nach Neunkirchen / Saar ein, die ich anscheinend lange erfolgreich »verdrängt« hatte. Ich wollte um 1973 Möbel mit einem Mietwagen in den maoistischen »Landesverband« an der Saar befördern, den wir damals aufbauen sollten. Ich war völlig übernächtigt losgefahren, und spätestens im Sauerland drohten mir ein ums andere Mal die Augen zuzufallen. Ich schreckte wiederholt auf, ohne bereits in der Leitplanke oder auf einem anderen »Verkehrsteilnehmer« zu hängen. Glauben Sie aber nicht, der 23jährige Stoffel am Möbelwagenlenkrad hätte mal irgendwo geparkt, um sich Wasser ins Gesicht zu schütten oder gar zwei Stündchen zu schlafen. Die Weltrevolution war dringender. Später, beim Erinnern, war ich immerhin heilfroh, daß ich damals meine Genossin und zukünftige Gattin C. nicht im Wagen hatte. Sie kam mit dem Zug nach.

Um 1992 wohnte ich zeitweise in Kassel-Wilhelmshöhe am Rammelsberg, übrigens in dem schönen Eckgebäude, in dem derzeit eigentlich noch Nele Schurznagel residieren müßte (sehen Sie im Anhang *Der Sturz des Herkules*). Unweit des Anthroposophischen Zentrums in der Wilhelmshöher Allee gab es damals ein Reformhaus. Ich suchte es öfter auf, vor allem wegen Schwarzbrot und Salbeitee. Einmal war das betreffende Gebäude

zwecks Dacherneuerung eingerüstet. Als ich den Laden verließ und durch das Gerüst tauchte, prallte einen halben Meter vor mir ein schweres Ding auf die Zuwegplatten. Ich zuckte zusammen, runzelte die Stirn, ging in die Hocke und besah mir das Ding. Es war eine Art Muschel aus Eisen, ungefähr faustgroß, aus der ein Stück eingekreideten Bindfadens hing. Aha, dachte ich, wohl eine Schlagschnur, wie sie die Dachdecker zum Anzeichnen benutzen. Ich war ja lediglich Raumausstatter, kaum mehr als ein Innendekorateur. Ich erhob mich wieder und blickte am Gerüst empor. Da stand auch schon ein Kollege in Höhe des vierten Stockwerks und sah mir etwas betreten ins Gesicht. »Kommt noch was nach?« rief ich. Er stammelte, das Ding sei ihm wohl aus der Hosentasche gerutscht. Ich grüßte mit einer Hand und entfernte mich. Der Schrecken holte mich erst in der Langen Straße ein. Wenige Sekunden früher aus dem Laden getreten, hätte ich möglicherweise einen kleinen Bombentrichter in der Schädeldecke gehabt.

2003 fiel ich in der hiesigen, an der Straßenbahn-Wendeschleife gelegenen Puppenfabrik, die wir gerade ausbauten, von einer fahrlässig wackelnden gegrätschten Stehleiter und brach mir lediglich die linke Hand (mit Gruß an meine Gitarre). Ich ging wenige Zentimeter neben einem Stapel Rigipsplatten nieder, an dessen Kante ich mir durchaus das Genick hätte brechen können. Dann hätte es sich erübrigt, der Kasseler Handwerkskammer reuevoll meinen Gesellenbrief zurückzuerstatten. Von solchen Kraßheiten einmal abgesehen, scheint die Unfallgefahr mit dem Altern ungefähr in dem Maße zu wachsen, wie die eigene Körpergröße schrumpft. Von meinen angeblichen 1,77 um 30 bin ich inzwischen schon meilenweit entfernt. Gleichgewichtsstörungen melden sich zunehmend. Ein Sturz mit dem Fahrrad bei Regenglätte ging neulich glimpflich mit Blauen Flecken ab. Solche Vorfälle hätte es noch vor 10 Jahren nie bei mir gegeben. Kürzlich wollte ich an meinem Sägebock die rote Bügelsäge so elegant und zeitsparend von einer Hand in die andere werfen, wie ich es schon öfter geübt hatte. Prompt schlug sie mit dem Sägeblatt auf mein operiertes und wiederhergestelltes linkes Handgelenk auf. Das war nicht heftig, aber aus meinem Handballen quoll sofort Blut. Die geringfügige Wunde benötigte gut zwei Wochen, um sich leidlich zu schließen. Man sieht daran, im Alter sinkt nicht nur die Muskel-, sondern auch die Heilkraft. Wie sich versteht, hätte das Sägeblatt auch leicht meine Schlagader treffen können. Dadurch hätten sich viele Grübeleien über die günstigste Selbstmord-Methode als Zeitverschwendung herausgestellt. Aber die meisten MemoirenschreiberInnen lassen sich nicht darin beirren, solche »dummen« Gefahren und Zufälle kurzerhand auszusparen. Dann fällt es ihnen nämlich erstaunlich leicht, am Schluß ihres Werkes zu verkünden, alles in allem sei das Leben doch wunderbar.

Nebenbei bemerkt, wird mein Alltag von mehreren Zauberregeln oder -mitteln bestimmt, an die ich mich ziemlich eisern halte. • Die Sonne erwähnte ich bereits. • Viel Gymnastik in kleinen Raten. • Öfter Ingwerknolle ins Essen schnitzeln. Passen Sie aber auf, das Zeug ist scharf – zum Beispiel bei Augenkontakt. • Dito Zitrone, etwa in den Tee getröpfelt. • Ich kippe mir täglich einen halben Eierbecher voll eines bestimmten bitteren Kräuterlikörs hinter die Binde, den ich aus wettbewerbsrechtlichen Gründen natürlich nicht nennen darf. Alkoholanteil 32 Prozent. Ansonsten meide ich sowohl Alkohol wie Kaffee seit Jahren. • Viele Verletzungen oder Verstimmungen werden von *Olbas*-Tropfen gelindert oder hinweggefegt. Das ist ein Minzöl. Als Spitzen-Arznei bei Magenbeschwerden muß allerdings ein Teelöffel feiner Heilerde von *Luvos* gelten. Sie schwächt auch Entzündungen in der Mundhöhle ab. Gegen dies alles waren in jüngster Zeit sogar die schrecklichen Corona-Viren machtlos. Wie sich versteht, kann ich das nicht beweisen. Es sollte aber klar sein: ohne Glauben führt kein Weg ins Himmelreich.

Bislang hält sich meine Gebrechlich- und Trotteligkeit noch in erträglichen Grenzen. Am ärgerlichsten ist eigentlich die auffallend zunehmende Gedächtnisschwäche. Sie scheint vornehmlich das Gegenwärtige zu betreffen. Da fragt man sich etwa vergeblich, ob man das Klofenster oder die Ofenklappe vor 20 Sekunden eigentlich geschlossen hat oder nicht. Somit bleibt einem nichts anderes übrig, als diese Verrichtungen ständig zu kontrollieren. Aber die Ermahnung zur Kontrolle vergißt man dann auch wieder ... Für Schriftsteller steht damit natürlich ein Horrorgespent im Raum. Denn was wäre ein Schriftsteller ohne Gedächtnis? Ein überaltertes Stück Pappelstamm wäre er, das man getrost mit der Kettensäge in Brennholz verwandeln kann.

Da erhebt sich freilich die Frage, ob sich einer oder eine »73 oder mehr« überhaupt wünschen sollte. Dabei habe ich den wichtigsten Gegengrund noch gar nicht angeführt. Es ist jene »Freudlosigkeit des Alters«, die auch mein überaus geschätzter Brieffreund Maximilian Zander zuweilen beklagte, ein Chemiker und Lyriker aus Castrop-Rauxel. Er starb 2016 mit 87. Mir drückt sie schon heute ziemlich stark aufs Gemüt. Die Neugier scheint im Alter rasanter als die sogenannte Zeugungskraft nachzulassen. Das Essen hat mich bereits mit 50 nicht mehr brennend interessiert. In den jüngsten bleiernen Zeiten kann man sich noch nicht einmal mit auf der Straße verschenktem Lächeln oder Augenzwinkern behelfen, weil sich ja alle Welt hinter Gesundheitsmasken, Smartphones oder sowieso dem anderen versteckt. Wenn da noch einer zwinkert, sieht man ihn schon seine Flinte auf einen Impfmuffel anlegen. Zu den schönsten Freuden hat es früher immer gezählt, anderen eine Freude zu machen, ob per Tat oder Ding. Hornist Ed Rosenfield überrascht seine übel zerstoichene spätere Adoptivtochter Julia, damals neun, nach einem

Zahnarztbesuch in Casper, Wyoming, mit einem Moskitonetz. Da knutscht sie ihm prompt die gesunde Backe. So in meiner Erzählung *Reise nach Lashermink*. Wer seit Jahren einsiedelt, hat es in dieser Hinsicht natürlich ungleich schwerer als der normale Familien- oder Kommunemensch.

Kürzlich schrieb mir ein jüngerer Brieffreund in ganz anderem Zusammenhang, es wäre vielleicht am besten, man gewöhnte sich Erwartungen oder Hoffnungen zielstrebig völlig ab, weil man sich dann auch nie mehr enttäuscht sähe. Ich glaube aber, für mich wäre das kein gutes Rezept. Ohne Hoffnung hätte ich nämlich *gar keine* Freude mehr. Denn in der Regel hofft man ja wohl auf Erfreuliches, und sei es nur die Ersparung von Rückenschmerzen, Katzenjammer oder beindicken vom Sturm abgerissenen Ästen, die über einem aufs Ziegeldach krachen. Durch die Hoffnung – etwa auf eine zufällige interessante Begegnung, ein paar anerkennende Gesten oder Worte, eine gelungene und sogar hier und dort in der Presse gelobte Auswahlplatte mit Musikstücken von mir – habe ich eine Freude, die mich nicht das Geringste kostet. Nur die Enttäuschung, die sich in der Regel rasch einstellt, muß ich zahlen. Da hat der Brieffreund recht.

Im Gegensatz zu Arthur Lehning etwa soll der rebellische US-Wirtschaftswissenschaftler und Ökologe **Scott Nearing** (1883–1983) strenger Pazifist, außerdem Vegetarier gewesen sein. Er verlor zwei Posten als Hochschullehrer, den zweiten 1917 wegen seiner Verdammung des Kriegseintritts der USA. Ab 1932 ernährte er sich, neben der Schriftstellerei, als »alternativer« Farmer erst in Vermont, dann in Maine. Seine zweite, erheblich jüngere Ehefrau **Helen** beteiligte sich an seinem Wirken. Nearing verfaßte viele Artikel, Reden und Bücher, darunter 1972 *The Making of a Radical* (Ein Leben gegen den Strom). Vielleicht wäre er alt wie Noah geworden, aber mit 100 entschied er sich zu einer Art Hungerstreik, der ihn das Zeitliche segnen ließ.

Erstaunlicherweise taucht Nearing in den umfangreichen Erinnerungen von Carl Zuckmayer, der sich um 1940 gleichfalls in Vermont als Gebirgsfarmer versuchte, nicht auf, wenn mich meine Erinnerung und das Register nicht täuschen. Dabei hielten sich die beiden Nearings unter anderem mit der Erzeugung von Ahornsirup und -zucker über Wasser, wie es just auch Oliver Paine tat, eine Hauptfigur aus Zuckmayers nachgelassenem *Vermonter Roman*. Vor allem jedoch hatte Scott Nearing auch das Eingreifen der USA in den Zweiten Weltkrieg unerbittlich verurteilt. Am 6. August 1945, dem Tag des Atombombenabwurfs auf Hiroshima, schrieb er laut englischer *Wikipedia* an den Präsidenten Harry S. Truman, dessen Regierung sei nicht mehr die seinige.

Eine rühmliche Haltung zeigte das Ehepaar auch 1952, als es wegen des zunehmenden Einfalls von Touristen Vermont mit Maine vertauschte. Durch die Einrichtung eines Skigebietes unweit ihrer 750 Acres großen Vermonter Farm war der Preis pro Acre von 2,75 auf 8.000 Dollar geschnellt. Damit hätten die Nearings für ihr Land, das sie einst 2.000 Dollar gekostet hatte, »mindestens sechs Millionen Dollar« einstreichen können. Da sie aber kapitalistischen Handelsgeist vermissen ließen, vermachten sie ihren Grundbesitz dem Ort Stratton zur Nutzung als Stadtwald.

1968 unterzeichnete Scott Nearing mit anderen Autoren eine Verpflichtung, aus Protest gegen den Vietnamkrieg keine Steuern mehr zu zahlen. *Wikipedia* gibt als Quelle an: »Writers and Editors War Tax Protest«, January 30, 1968, *New York Post*, verrät aber nicht, welches Schicksal diese Unternehmung beziehungsweise die betreffenden Autoren erlitten.

Zwar sympathisierte Nearing zumindest streckenweise mit der SU und anderen sozialistischen Ländern, doch im ganzen war er eher an Leo Tolstoi orientiert. Vermutlich schätzte er Thoreaus *Walden*, und vielleicht hatte er auch eine Übersetzung von Ernst Wiecherts *Einfachem Leben* im Bücherschrank.

Nearings Gefährtin Helen (1904–95) verdanken wir einen empfehlenswerten, 1990 veröffentlichten Bericht von seinem Tod: <https://www.context.org/iclib/ic26/nearing/>. Danach hatte Nearings Altern überhaupt erst mit 90 eingesetzt. Ein Wrack war er nie. Als er sich zum Fasten und Sterben entschloß, stärkte ihn Helen durch ihr Verständnis und ihre Anwesenheit. Sie selber soll mit 91 Jahren (in Harborside, Maine) durch einen »single-car accident« umgekommen sein. Das wäre ja ziemlich haarsträubend oder grotesk. Eine private Webseite behauptet, sie habe am Steuer ihres Pickups gesessen. Hoffen wir, es kam nicht gerade ein Trupp aus einem Kindergarten vorbei. Aber vielleicht ist es auch ein geplanter Selbstmord ohne Pferdefüße gewesen. In diesem Fall wäre sie beispielsweise mit Karacho gegen eine Silowand aus Beton gefahren.

**Alle verblödet?** Ein jüngster Artikel des kritischen Arztes und Medizinhistorikers Gerd Reuther erinnert mich wieder unsanft an mein Alter. Wir gehen ja meist viel zu leichtfertig davon aus, trotz zunehmender Gebrechlichkeit bis zuletzt einen klaren Kopf zu behalten. Das ist jedoch alles andere als sicher. Um 2000 war ich als *ABM-Kraft* im Sozialdienst eines Korbacher Altenheims beschäftigt. Prompt veröffentlichte ich damals auch ein paar Texte, die sich um die lawinenartig zunehmende Verwirrtheit vieler Alten drehten. Sie waren keineswegs schlecht geschrieben, saßen jedoch, wie ich fürchte, zumindest



streckenweise dem in aller Munde wabernden Begriff *Altersdemenz* auf, der aufgrund seiner Verschwommenheit und Dehnbarkeit die ganze US-Kaugummi-Industrie tragen könnte. Heute leuchtet mir immerhin ein, was Reuther am 7. Mai 2025 unter dem Titel »Medikamentöses Vergessen« im Internet-Magazin *Manova* feststellt. Ich fasse zusammen:

Gedächtnisstörungen im Alter sind keineswegs »natürlich«, vielmehr modern. Die Alzheimer-Krankheit etwa ist erst 1906 beschrieben worden. Demenzen – ein unspezifischer, verwaschener Begriff – blühen vor allem in unseren verseuchten postmodernen Hochburgen auf, wobei Reuther behauptet, sie gingen oft aufs Konto der Medikamente, die ihnen abhelfen sollen. Diese Medikamente greifen an heiklen Stellen im Gehirn ein. Auch andere Psychopharmaka gegen andere »Krankheiten« richten enorme Schäden an. Man sollte sie alle im Alter grundsätzlich meiden. Den üblichen Schein-Diagnosen »Demenz« sei ohnehin kräftig zu mißtrauen. Man erläßt sie bedenkenlos aufgrund von Symptomen, die genauso bei jüngeren Menschen und in den unterschiedlichsten Krankheitsfällen aufzutreten pflegen. Fort mit dem lästigen Greis in die Abschiebehafte.

Somit habe ich selber, als 75jähriger, eigentlich noch gute Chancen und brauche mich nicht zu ängstigen. Beispiele aus Kollegenkreisen wirken anfeuernd. Volker Bräutigam, Hamburg, greift uns noch mit 84 durch die gewohnt bissigen Artikel unter die Arme. Albrecht Müller, Chef oder Eigentümer des Internetmagazins *NachDenkSeiten*, hat gerade seinen 87. Geburtstag gefeiert. Ob man seine reformistischen Auffassungen nun teilt oder ablehnt, er versteht es noch zur Stunde, sie verständlich darzulegen. Gewiß ziehe ich ihm etwa Erwin Chargaff vor (1905–2002), der fast bis zum letzten Atemzug durch kluge Verlautbarungen erstaunte. Er wurde knapp 97.

**Reinhold der Kinderdieb** Die Aussicht, als 75jähriger Eigenbrötler zu einem Familienglück zu kommen, für das es normalerweise entbehrungsreicher, oft lästiger Anbahnung und über die Jahre Nerven wie Drahtseile bedarf, müßte eigentlich verlockend sein. Es wäre eine echte Alternative zu meinem erfolglosen Schreiben und zu meiner nicht immer erbaulichen Einsamkeit.

Selbstverständlich würde einem wie mir kein Mensch ein Kind anvertrauen, geschweige denn Vater Staat täte es. Aber vielleicht könnte man eins rauben? Vor einigen Jahren ging der deftige Unfall eines Privatflugzeuges durch die Presse. Der wohlhabende Pilot aus Kanada war mit seiner kinderreichen Familie dem Winter nach Süden in die Karibik ausgewichen. Man badete, wurde knusprig braun und flog wieder zurück. Fast

schon zu Hause, erlitt die *Piper* jedoch einen Maschinenschaden, fiel in ausgedehntes, kaum besiedeltes Waldgebiet und brannte trotz des Schneetreibens aus. Man dachte zunächst, es hätte keinen Überlebenden gegeben. Aber dann tauchte Kilometer von der Unfallstelle entfernt ein siebenjähriges Mädchen bei einem Häuschen am Dorfrand auf. Es trug weder Mütze noch Wintermantel. Natürlich war Mareike Soundso, wie sie sich vorstellte, ziemlich erschöpft. Dem alten Mann, der ihr verblüfft öffnete, erzählte sie die Unfallgeschichte nur unter Mühen. Er gab ihr Wasser und Vollkornkekse und pflanzte sie in seinen Schaukelstuhl am Ofen. Sie war ein richtiger blonder Molch, dachte er nicht ohne Wohlgefallen. Gleichwohl beging er dann den Fehler seines Lebensabends: er ging zum Telefon und alarmierte die Behörden.

Hier klopft bereits der erste Pferdefuß an. Selbst bei aufsteigenden Raubgedanken käme ich, bei meiner Moral, kaum umhin, ärztlichen Beistand zu holen. Schließlich kann das Mädchen innere Verletzungen oder das berühmte Trauma haben. Nun ja. Dann müssen wir eben zumindest teilweise von mir absehen und den Alten zu einem ehemaligen Mediziner machen. Im nahen Kreisstädtchen stieg er zum Leiter der Anästhesie auf. Die Leute nahmen das so hin. Der Oberbürgermeister entließ ihn mit einer Ehrenurkunde in den Ruhestand. Da fing Reinhold mit dem Schreiben an. Er entpuppte sich als begabter Stilist und machte auch vor der Medizinmafia nicht halt. Aber niemand wollte seine Aufsätze drucken. Den einen waren sie zu radikal, den anderen zu altmodisch.

Was Wunder, wenn das Mädchen inzwischen am Ofen einzuschlummern droht. Nennen wir es Andja, wie sie es selber vorschlägt, nach der Ziege des Fischers Gorian aus einem bekannten Jugendbuch. Reinhold läßt sie geistesgegenwärtig ihre Auskunft bestätigen, bis zu seiner Haustür habe niemand sie beobachtet. Dann schläft sie ein. Bis zum Mittagessen des folgenden Tages – ganz bestimmte Nudeln auf ihren Wunsch! – kann Reinhold noch immer kein Trauma an Andja entdecken. Im Gegenteil erzählt sie ihm durchaus günstige Dinge aus ihrem Vorleben. Sie war gar nicht das Kind von dem blöden Piloten, sondern nur Weihnachtsgast. Ihre Mutter, eine Nichte des Piloten, war gestorben, und jetzt trug er sich mit dem Gedanken, das Waisenkind zu adoptieren. Zu dem Badeurlaub hatte er Andja geradezu überreden müssen. »Da habe ich aber noch mal Dusel gehabt!« grinst Andja über den Nudeln. Reinhold nutzt die Chance, ihr das Versteckspiel, das er plant, in schönsten Farben auszumalen. Er schärft ihr ein, sie sei jetzt Andja Soundso, die Tochter seiner eigenen verstorbenen Nichte, und trete zweifelsohne in ein verlockendes, genauso gesundes wie spannendes Landleben ein. Sie dürfe sich natürlich nicht aus Versehen verplappern. Aber bei ihrer Intelligenz sei das wohl kein Problem, schmeichelt ihr Reinhold, der vielleicht Mediziner, dagegen kein Meisterpädagoge war.

Nach drei Tagen stehen zwei Ziegen im Stall. Andja beteiligt sich begeistert an jeder Haus- und Stallarbeit. Abends liest ihr Reinhold oft vor. Ein Fernsehgerät hat er nicht. Andja ist glücklich und kommt mit einigen Nachbarskindern gut aus. Vielleicht war die Nichte des Piloten gar kein so übler Charakter, schade um sie. Reinhold vermeidet es allerdings, in den Plaudereien mit Andja nach ihrer Vergangenheit zu bohren. Deshalb kann er sie auch nicht fragen, in welcher Schulklasse sie war. Um die Schule selbst kommt er freilich nicht herum. Das würden die lieben Nachbarsleute nicht dulden, ein verwildertes Kind im Dorf. So offenbart sich Reinhold wohl oder übel der Tochter einer alten Freundin. Die Tochter leitet das Sekretariat des Schulrats. Nach erster Verblüffung ist Beate von dem Fall angetan. Da kriegt der alte Eigenbrötler doch wenigstens wieder Lebenssinn und die entsprechende Freude. Beate sorgt sowohl für die Anmeldung von Andja Soundso bei der Meldestelle wie in der Grundschule. Normalerweise bedarf es dafür der Eltern und deren Personalausweise, doch mit der netten und humdevollen Chefsekretärin des Schulrats kann man wohl einmal unbürokratisch verfahren.

Die Grundschule liegt im Dorf. Andja wird in die zweiten Klasse aufgenommen. Die LehrerInnen schätzen sie, obwohl sie anscheinend zum Träumen neigt und am liebsten Indianerbücher liest. Schließlich ist Reinhold, der sie morgens stets zur Schule begleitet, ein Pflegevater von akademischem Rang. Mit den Klassenkameraden gestaltet sich die Sache allerdings problematischer. Sie hängen lieber am Computer statt am Euter einer Ziege. Sie träumen vom jeweils neusten Smartphone und lachen Andja aus, wenn ihr Daumen wie ein betrunkenen Holzknecht über das Touchpad torkelt. Weitere Hänseleien bleiben nicht aus. Andja wird zunehmend geschnitten.

Als nächstes dickes Problem stellt sich Reinholds Schwägerin Luise heraus. Die knapp 60jährige lebt in der nächsten Großstadt. Sie hatten sich sehr selten gesehen. Nun jedoch bekommt Luise Wind von den neuen Verhältnissen in ihres Bruders Dorfhaushalt und entschließt sich zu einer Inspektion vor Ort. Sie ist erschüttert, obwohl das Blech der Küchenspüle blinkt. Er könne ja wohl nicht mehr alle Tassen im Schrank haben, zetert sie schließlich, sich ein blondes Mädchen ins Haus zu holen! Wo Andja überhaupt herkäme und wer ihnen das erlaubt habe? »Ich kann mir schon denken, was dich treibt, mein liebes Schwagerherz! Du fütterst die blonde Fischgräte fett, und wenn sie 13 oder 14 ist, liegt sie jeden Abend bei dir im Bett!«

Nachdem sie wieder abgedampft ist, kann sich Reinhold an fünf Fingern ausrechnen, sie wird ihn verpfeifen, somit die Fürsorge oder die Polizei, vielleicht auch gleich beide, auf ihn hetzen. Er grübelt die halbe Nacht, wie er sich und seinen Schützling aus der Klemme ziehen könnte. Wahrscheinlich gar nicht! fürchtet er. Die Pistole in

seinem Kleiderschrank fällt ihm ein. Er besorgte sie sich bald nach seiner Pensionierung, weil ihm die Alternative, ein Wachhund, zuwider war. Es hatte Einbrüche und faschistische Parolen im Dorf gegeben. Anderntags kramt er die Pistole hervor, ölt sie neu und verschwindet, während Andja in der Schule ist, mit ihr und dem Päckchen Patronen in einem stillgelegten Steinbruch des Waldes. Erfreulicherweise funktioniert sie noch. Er übt das Zielen. Auf dem Rückweg sagt er sich freilich: wenn es hart auf hart kommt – Streit und Feuergefecht in seinem Vorgarten – bleibt nur noch Andja übrig. Denn es ist klar, die Uniformierten werden mich, den angeblich Verrückten oder Tobsüchtigen, erschießen. Aber hieße diese Lösung nicht, Andja im Stich zu lassen und den Mühlen der Behörden auszuliefern?

Nach der Pistole fällt Reinhold ein Bericht über die Zwergrepublik Ümmershand in Südthüringen ein, der ihn ziemlich beeindruckt hatte. Er findet ihn, zusammengefaltet, in einem Buch stecken und liest ihn gleich Andja vor. Dann teilt er ihr seine Befürchtungen die Behörden betreffend mit. Er tippt auf den Bericht und fährt mit zuversichtlichem Lächeln fort: »Vielleicht haben sie da eine Art Notaufnahme, Andja ... Am besten, ich rufe gleich mal an. Sollten sie uns empfangen, packen wir die Koffer, meine Liebste! Wir brauchen ja keinem auf die Nase zu binden, wohin wir verreisen! Jedenfalls ist dann dein Ärger in der Schule Vergangenheit.«

Wachsame Köpfe könnten vielleicht einwenden: Sobald Entführer Reinhold mit seinem Schützling abtaucht, werden die Behörden ohne Zweifel sein Bankkonto oder wenigstens die Überweisung seiner Pension sperren – Ruhegeld ade! Na, dankeschön für diesen Hinweis. Dann müssen wir eben das Bankkonto vor der Abreise leer-räumen und Reinholds beträchtliche Ersparnisse auch noch in die Koffer stopfen. Die GO, wo er mit Andja Probezeit macht, verlangt kein monatliches »Ruhegeld«. Größere Spenden dagegen nimmt sie jede Wette immer gerne an.

∞ Verfaßt 2025

Siehe auch → Bevölkerungsfrage, Pöhsnick (Vergreisung) → Blog Reitmeier: Erzählung *Edmund* (Porträt eines alten, kranken Mannes aus der Sicht seines ihn betreuenden Sohnes) + *Floß für zwei* (mit betagtem Glaser)

## **Anarchismus**

Die Russin **Fanny Kaplan** (1890–1918) soll auf Lenin geschossen haben. Über Anarchisten sind ähnlich unzählige falsche (und oft bössartige) Vorstellungen im Umlauf wie beispielsweise über Rasputin. Selbst in dem 1905 veröffentlichten Roman *Professor Unrat* von Heinrich Mann wird der titelgebende Gymnasiastenschreck unangemessenerweise wiederholt als Anarchist bezeichnet. Auch Schüler Lohmann, von Unrat nie »gefaßt«, höhnt angesichts der vom Professor und seiner Geliebten Rosa Fröhlich aufgezogenen Lasterhöhle, der Tyrann habe den Pöbel in seinen Palast gerufen, um ihm die Anarchie zu verkünden. Tyrann ist er natürlich. Menschenfeind Unrat straft und schadet für sein Leben gern, hat immer recht, dafür nicht einen Funken Selbstkritik. Aber Anarchist? Ich selber verstehe mich so, und ich verstehe darunter den Anhänger einer Ordnung ohne Herrschaft, was bedeutet, daß er autoritäre Knochen wie Unrat am wenigsten gebrauchen kann. Ich nehme an, Heinrich Mann saß damals einem um 1900 beliebten Klischee des Anarchisten auf. Es verdankte sich »Kämpfern«, die Víctor → Serge (in seinen bedeutenden Erinnerungen) »Desperados« nennt. Serge lebte unter ihnen. Sprengen sie Zaren, Polizeipräfecturen, Kaffeehäuser oder sich selbst in die Luft, dann aus menschenverachtender Selbstherrlichkeit, die auf wenig Eigenliebe schließen läßt. Das heißt nicht, ich sei grundsätzlich gegen Anwendung von Gewalt. Vielmehr heißt es, daß ich Gewalt verabscheue und möglichst zu vermeiden suche. Das ist ein wichtiger Unterschied, auf den etwa George Orwell hingewiesen hat.\* Nebenbei ist der gängige Gewalt-Begriff viel zu eng. Näheres weiter unten.

Die jugendliche angebliche »Anarchistin« Fanny Kaplan, Tochter eines jüdischen Lehrers aus der Ukraine, hatte sich 1906 an einem Attentat auf einen kaiserlichen Regierungsbeamten in Kiew beteiligt. Sie erlitt durch die Bombenexplosion schwere Sehschäden und wurde in Gefängnisse und entlegene Zwangsarbeitslager gesteckt, wobei sie ins politische Lager der Sozialrevolutionäre wechselte. Im Sommer 1918 sah die gesundheitlich zerrüttete, inzwischen 28 Jahre alte Frau im obersten »Volkskommissar« und bolschewistischen Parteichef Lenin einen neuen Zaren. Als er am 30. August nach einer Rede eine Moskauer Waffenfabrik verließ, brachten ihm Pistolenkugeln Schulter- oder Nackenverletzungen bei, von denen er sich nie mehr richtig erholen konnte. Als Schützlin wurde Kaplan festgenommen. Angeblich bekannte sie sich auch in einer kurzen Stellungnahme zu der Tat, schwieg jedoch im folgenden eisern. So wurde sie nach wenigen Tagen von der Geheimpolizei Tscheka kurzerhand in einer Moskauer Garage ohne formelles Gerichtsverfahren erschossen.

Unter Historikern ist Kaplans Täterschaft aufgrund zahlreicher Ungereimtheiten, darunter Kaplans Sehschwäche, umstritten. Manche glauben, sie habe als Sündenbock

herhalten müssen oder habe aus freien Stücken die wahren TäterInnen gedeckt. Doch wer auch immer schoß – laut Jens Teschke\*\*, der auch die Ungereimtheiten anführt, räumte Armeechef Leo Trotzki ein, wer den Nutzen von den drei oder vier Schüssen hatte: »Die Revolution wurde bemerkenswerterweise nicht durch eine kurze Phase der Ruhe stabilisiert, sondern durch die Bedrohung durch das Attentat.«

Man wird in der Weltgeschichte (bis zur Stunde) nur wenige Muster der Herrschaftssicherung finden, die beliebter sind.

∞ Verfaßt 2022

\* Essay »Lear, Tolstoy and the Fool« von 1947

\*\* »Kalenderblatt« (30.8.1918) für *Deutsche Welle*, Stand 2021: [https://www.kalenderblatt.de/index.php?what=thmanu&manu\\_id=998&tag=30&monat=8&weekd=&weekdnum=&year=1933&dayisset=1&lang=de](https://www.kalenderblatt.de/index.php?what=thmanu&manu_id=998&tag=30&monat=8&weekd=&weekdnum=&year=1933&dayisset=1&lang=de)

Die pakistanische Oppositionelle **Sabeen Mahmud** (1975–2015), Gründerin und Leiterin der Begegnungs- und Kulturstätte *The Second Floor* in Karatschi, war unter anderem auch IT-Fachfrau. Ich gebe zu, bestimmte Schlagworte sind bereits geeignet, mir den Magen umzudrehen, bevor ich überhaupt nur eine vollständige Zeile der betreffenden Verlautbarung gelesen habe. Mahmud wird in jeder zweiten Quelle als *Menschenrechtlerin* geführt, ansonsten als *Aktivistin*. Hauptsache, aktiv ... Ende April 2015 nach einem Seminar in ihrem Zentrum mit ihrer Mutter auf dem Nachhauseweg, wurde die 39jährige von zwei Auftragskillern beim Halt an einer Ampel erschossen. Die Mutter wurde verletzt. Selbst der Chef des pakistanischen Geheimdienstes gab sich entsetzt. Der angebliche Drahtzieher des Anschlages wurde bald darauf gefaßt und eingesperrt. Man spricht von einem bekannten religiösen Fanatiker.

Das erwähnte Seminar war bereits bedroht worden; es behandelte die Verfolgung von Oppositionellen in der Provinz Belutschistan. So jedenfalls die *Petra-Kelly-Stiftung*, Unterabteilung der bekannten *Heinrich-Böll-Stiftung*, 2019 in einer Ankündigung einer Filmveranstaltung. Für mich ist diese deutsche »grüne« Adresse nicht gerade eine Empfehlung. Einer offensichtlich *Microsoft*-freundlich gestimmten Webseite\* entnehme ich, Mahmud habe in Karatschi schon »Kultstatus« genossen, was den »konservativen Kräften« des Landes überhaupt nicht gefallen habe. Passend dazu verrät die Filmemacherin Schokofeh Kamiz in einem Gespräch, Mahmud sei immer gerne Auto gefahren. Ja, in der Küstenstadt Karatschi kann es sicherlich gar nicht genug Autos geben. Schließlich ist sie von mindestens 15 Millionen Zweibeinern bevölkert, die sich nur ins Gehege kämen, wenn sie alle zu Fuß gingen. Aber Scherz beiseite: Was wollte man in oder

an dieser wahren Hölle aus Lärm, Gift, Bestechung, Modernität und Gewalttaten aller Art noch retten oder gar verbessern? Man kann sie nur fluchtartig verlassen. Aber das Gegenteil ist der Fall: die Leute strömen hinein und bleiben – wie man unter anderen an Mahmud sieht, die ja ebenfalls die Stellung hielt. Von der Auflösung oder auch nur Verkleinerung solcher Moloche zu träumen, wäre ohne Zweifel illusionär. China plant und schafft emsig weitere Riesenstädte – und gegen diesen Trendsetter kommt niemand an.

Ich greife noch einmal die »konservativen Kräfte« auf. Für die meisten Linken, selbst Anarchisten, stellt »konservativ« das Gegenteil von »fortschrittlich« oder »progressiv« und daher zugleich ein Synonym für *schlecht* dar. Für sie sind die konservativen Kräfte ein ärgerlicher Hemmschuh; sie blockieren mehr Technik, mehr Geld, mehr Staat, mehr Urlaub, mehr Zerstreuung, mehr Bequemlichkeit, mehr Verblödung ... In Wahrheit verdanken wir dem »Fortschritt« der Progressiven / ModernisiererInnen / GlobalisiererInnen schon fast die Zerstörung unsrer gesamten Lebensgrundlagen. Wogegen uns manche Konservative neue Autobahnen ersparen, weil ihnen die Rettung eines Auwaldes wichtiger erscheint. Das konservative Prinzip bewahrt und erhält; der Fortschritt zertritt. Große Sprünge nach vorne machte er während der Kolonialisierung durch die Zersetzung verschiedener ritueller Ordnungen, die »primitive« Gesellschaften zusammenhielten, und dann im Gefolge der Aufklärung mit Hilfe der Drachentöter Darwin und Nietzsche, die auch unseren zivilisierten Eingott erlegten. Den religiösen Rest – Glaube ans kommunistische Nirwana – erledigte die westliche Wühlarbeit am sogenannten Eisernen Vorhang. Seitdem haben wir der Leere zu wehren. Soweit zum »Überbau«.

An der gesellschaftlichen »Basis« stellte die um 1750 einsetzende Industrialisierung ein Meisterstück dar, das auf den Trümmern von kleinen Handwerksbetrieben und Bauernhöfen Zuchtanstalten mit Fabriksirenen, Stechuhren und Videokameras schuf. Fabriken zerstückeln. Konnte es einst zur Menschwerdung kommen, dann nicht unerheblich durch die Schaffung von Behältern wie Tonkrüge, Kanus, Begriffe, Vollversammlungen, Dörfer. Behälter behalten oder enthalten etwas – mitunter eine ganze Zwergrepublik. Das Geschäft der sich herausbildenden Klassengesellschaften dagegen war die Spaltung. »Teile und herrsche« – damit war nicht das Teilen der Nahrung gemeint. Entsprechend finden sich in den »Ballungszentren« die Hungerleider hier, die Übersättigten dort eingepfercht. Der Stamm der Germanen wurde gleich in derzeit ungefähr 50 Millionen AutofahrerInnen zersplittert.

Die Ambivalenz der Entwicklung sei eingeräumt. So kamen in unseren Breiten um 1980 sehr sinnreiche Gehwagen oder Rollatoren auf, die man eigentlich schon im

Mittelalter hätte erfinden können, denn sie stellen ja nicht mehr als Krücken auf Rädern dar. Auch Moskitonetze, Zimmeröfen oder Verhütungsmittel sind nützliche Erfindungen, zu denen man im Neandertal kaum das Zeug gehabt hätte.\*\* Beim Internet dagegen, das auch von Mahmud verehrt wurde, melden sich schon wieder Zweifel. Vielleicht haben wir in ihm die Rache des abgesetzten Eingotts zu sehen, der es auswarf, um die erwähnte Leere mit Belanglosigkeiten, Bruchstücken, Lügen und »Honigtöpfen« zu stopfen, womit von Agenten gestellte Fallen gemeint sind. Es züchtet Beliebigkeit, Austauschbarkeit, Dummheit, Unterwürfigkeit. Wer nicht unablässig Befehlen folgt, hinkt rasch hinterher – bis er hinausfliegt.

Im Sinne der Austauschbarkeit ist selbstverständlich auch der alte politische Gegensatz von »links« und »rechts« hinfällig geworden. Als größtes Übel der jüngeren Jahrzehnte darf man getrost die rot, grün oder orange angestrichenen ModernisiererInnen bezeichnen. Sie setzten dem humpelnden Kapitalismus Edelstahlgelenke ein. Merkel erntet nur, was Schröder säte. Er säte geradezu obszöne Konzern- und Medienmacht und den Überwachungsstaat.

Der wesentliche Unterschied ist vielmehr der von unten und oben. Das libertäre steht dem autoritären Prinzip gegenüber. Die Faustregel könnte gar nicht einfacher sein: was Herrschaft und Fremdbestimmung untergräbt oder von vornherein verhindert, ist gut; der Rest schlecht. Sie beansprucht durchaus universelle Geltung. Nur ihre Prüfung in der Anwendung auf Einzelfälle erweist sich leider oft als verdammt schwierig.

∞ Verfaßt 2017

\* Christian Kahle, »Kult-Aktivistin und Tetris-Fan: Sabeen Mahmud wurde erschossen«, *WinFuture*, 27.

April 2015: <https://winfuture.de/news,86841.html>

\*\* Von der Antike an waren Verhütungsmittel durchaus bekannt. Nach Heinsohn/Steiger (*Die Vernichtung der weisen Frauen*, 1985) diente ihre bewußte Bekämpfung im Mittelalter (Hexenverfolgung) der Auffüllung der durch Seuchen ausgedünnten arbeitenden Bevölkerung – und bescherte uns später die so genannte *Bevölkerungsexplosion*.

**Das anarchistische Lager** Selbstverständlich ist auch das anarchistische Lager zwar kein großes, aber ein weites, zersplittertes, überdies zerstrittenes Feld. Gleichwohl läßt es sich um einige Grundsätze konzentrieren, wie ich doch hoffe. So will ich kühn mit der Feststellung beginnen, der Anarchist wolle den mündigen, vielseitig gebildeten, gleichberechtigten, ungeknechteten Menschen. Deshalb verabscheut er Politik. Er will, daß sich die Menschen selbst regieren, wie sie es schließlich über weite Strecken der Menschheitsgeschichte bereits getan haben. Politik ist Stellvertretung und bringt früher oder später



immer Herrschaft und Ungerechtigkeit mit sich. Das schließt unweigerlich ein, daß der Anarchist auch keinen Staat und keine Bürokratie will. Kürzlich las ich von Fabrikanten, die sich vor ungefähr 150 Jahren mit Begeisterung auf die Herstellung von Marmelade warfen, um so den Bürger- und Proletarierfrauen, die ja häufig ohnehin an Freizeitmangel litten, das Beerenpflücken und Einkochen zu ersparen. Man glaube aber nicht, es sei so einfach. Die Konkurrenz häkselt Äste in die Marmelade, womit sie bei Hunderten von Kunden und Kundinnen, darunter leider auch Arbeiterinnen der eigenen Branche, Bauchgrimmen und Todesfälle hervorruft. Wer soll dann die Marmelade noch verfüllen? Und kaufen? Deshalb muß der Staat eine *KonfV* erlassen, eine *Verordnung über Konfitüren und einige ähnliche Erzeugnisse*, die er natürlich alle paar Jahre, spätestens nach Neuwahlen, zu verbessern und im übrigen tagtäglich zu überwachen hat – ihre Einhaltung in den Fabriken und Läden, meine ich. Aus dieser *KonfV* geht zum Beispiel hervor, wenn Sie 1.000 Gramm »Konfitüre extra« aus Kaschuäpfeln herstellen, müssen Sie mindestens 250 Gramm Pülpe oder Fruchtmarmelade verwenden, bei Passionsfrüchten dagegen nur 80 Gramm. Andererseits dürfen Sie Hasenködel oder Reißzwecken noch nicht einmal in Hagebutten-»Konfitüre extra« streuen. Und so weiter.

Da die Möglichkeiten der Fahrlässigkeit und des Betruges in einer modern industrialisierten und globalisierten Nahrungsmittelproduktion riesig sind, nehmen die erforderlichen Verordnungen notwendig das Ausmaß der Regenwälder an, die ihr weichen mußten, und die Legionen der ÜberwacherInnen allein der »Konfitüre-extra«-Produktion könnte man in Notzeiten den Rasen des jeweiligen örtlichen Fußballstadions abweiden lassen. Für die anderen stünden auch Galopprennbahnen und Golfplätze bereit. Im Ernst gesprochen, dürfte die sündhaft kostspielige Bürokratie des Kapitalismus ungeheuerlich sein. 1955 bescheinigte Erich Kuby Adenauers Privatsiedlung Bonn, es berge »unüberschaubar gewordene Heere« von Staatsbediensteten. Das ist knapp 60 Jahre her. Im heutigen Berlin fällt das Phänomen vielleicht keinem auf, weil sich die Staatsbediensteten mit ähnlich vielen, genauso gut und bequem gekleideten Touristen und Terroristen mischen.

Kommen noch viele Köter hinzu. So will ich mir zu diesem Gesichtspunkt der ausufernden Bürokratie noch den Hinweis auf einen jüngsten Leckerbissen erlauben. Nach Jerusalem führt jetzt auch Neapel aus ästhetischen und hygienischen Gründen (Kinder!) in ausgewählten Stadtteilen DNA-Pflichttests für Hunde ein. »Mit Hilfe der durch die Tests aufgebauten Hunde-Gendatenbank«, erläuterte die Presse Ende Januar, »soll ein neuer Kontrolldienst des städtischen Veterinäramtes die überall herumliegenden Kothaufen ihren Verursachern und damit den jeweiligen zweibeinigen Verantwortlichen zuordnen.«

Man gedenke von jedem gestellten Verantwortlichen pro Hundehaufen 154,90 Euro einzuziehen. Das ist happig, trotzdem glaube ich nicht, daß es alle durch die Reform neugeschaffenen Kosten auch nur zu einem Drittel deckt.

Das Schlimmste, das uns der bürgerliche Staat mit all seinen Gesetzen und Verordnungen zumutet, sind freilich nicht die materiellen, vielmehr die moralischen Kosten. Auf diesen Umstand weise ich nicht nur in Rechtsfällen unablässig hin, Stichwort Buchstabengläubigkeit. »Das Gesetz« ist ein Plattmacher obersten Ranges, weil es stets auf alle oder jedenfalls viele Köpfe passen soll und die Menschheit für die Qualität des Einzelfalles taub und gefühllos macht. Darin weiß es sich mit dem führenden politökonomischen Plattmacher der Moderne einig, dem Tauschwert, und entsprechend brachten es beide zum selben Heiligenschein. Wie sich versteht, ist diese sakral angestrichene Holzhammermethode für den Anarchisten unannehmbar. Von seinem natürlichen Riecher für Gut und Böse geleitet, betrachtet und beurteilt er immer nur leibhaftige Menschen und konkrete Situationen, und siehe da, wenn A. und B. dem Anschein nach dasselbe tun, ist es in Wahrheit häufig keineswegs dasselbe. Das räumt in manchen Fällen sogar der Staat ein. Er nimmt es dem Bundeswehrsoldaten übel, wenn er nicht nur den Feind seines Vaterlandes, sondern überdies die eigene Schwiegermutter erschießt. Ansonsten hat ein jeder auch die zivilen Befehle = Vorschriften blind zu befolgen. 1962 zu Besuch im ehemaligen KZ Dachau, zeigt sich Erich Kuby erschrocken davon, daß in den dortigen Baracken Leute wohnen. Nur nicht direkt im Krematorium. Tja, es gab eben noch Wohnungsnot – dafür keinen Paragraphen, der das Wohnen in ehemaligen KZ-Baracken (oder in ausgedienten Krematorien) untersagte. Kuby erinnerte sich an einen zugeflüchteten Maurer, der sich in einer bayerischen Kleinstadt ein Häuschen errichtet hatte, ehe er die amtliche Genehmigung dafür besaß. Das Haus wurde abgerissen. »Er hätte ins Dachauer Lager ziehen sollen – hier darf er wohnen. Das stört niemand.«

Sprechen wir von Pauschallösungen, sind Großstädte nicht fern. München hat bald anderthalb, die Metropolregion Neapel drei bis vier Millionen EinwohnerInnen. Ich lenke darauf, weil meine Aufzäumung des Themas »Anarchismus« den Gedanken unterstreicht, unabdingbare Voraussetzung herrschaftsfreier und gerechter Verhältnisse seien überschaubare Verhältnisse. Das wiederum bedeutet zweierlei: die Verhältnisse müssen zugleich einfach und klein sein. Ein Riesenschiff wie die *Titanic*, für über 2.000 Fahrgäste gebaut, läßt sich, bei diesen Ausmaßen und dieser Technik, unmöglich »basisdemokratisch« betreiben. Deshalb wies es allein eine knapp 900köpfige Besatzung auf, vom Hilfsheizer bis zum Kapitän. Erst recht wird das nicht mit *Europa* gelingen.

Wer wirklich anarchistische Verhältnisse herbeiführen möchte, wo auch immer, sollte sich also beizeiten überlegen, was er beispielsweise mit der sogenannten *Deutschen Bank* anstellt. Der Tageszeitung *Die Welt* vom 25. Juli 2013 zufolge gilt sie gegenwärtig, nach der Bilanzsumme, als drittgrößtes Finanzinstitut dieses Planeten. Selbstverständlich ist sie seit langem »global« tätig. Ihr Hauptgeschäft, den Betrug, betrieb sie bereits mit ihrer Gründung, 1870, indem sie just unter jenem Namen erschien, der Staats- oder gar Volkseigentum vorspiegelt. Nach dem Zweiten Weltkrieg empfahlen die US-Militärbehörden aufgrund einer Untersuchung der Schwerverbrechen dieses Privatunternehmens dem Nürnberger Tribunal, es zu liquidieren, die Verantwortlichen als KriegsverbrecherInnen vor Gericht zu stellen und sämtliche übrigen leitenden MitarbeiterInnen von Führungspositionen in der demokratischen Marktwirtschaft auszusperrern. Das führte lediglich zu einer vorübergehenden, auch schon wieder vorgetäuschten »Entflechtung« der Bank. Näheres läßt sich, bei Bedarf, unter anderem Büchern von Eberhard Czichon (*Die Bank und die Macht*, 1995) und Hermannus Pfeiffer entnehmen. Eine Freundin schreibt mir soeben, neulich sei im Kino ein ziemlich guter Dokumentarfilm über einen ausgestiegenen Investmentbanker gelaufen, *Master of the Universe*. Der Mann habe gesagt, die Bilanzen der *Deutschen Bank* verstehe niemand mehr. Das heißt, eine Wirtschaftsprüfungsgesellschaft verstehe schon, was da warum stünde, aber eben kein einzelner Mensch mehr. »Wir befinden uns also grundsätzlich im Modus des Blindflugs«, schließt die Freundin, die selber ein kleines Unternehmen leitet.

Ich fürchte, sie hat recht. Im Dschungel der bestehenden Welt haben lediglich Schlauberger und Verschlagene gute Chancen. Und natürlich Gewalttätige aller Art. Zu sämtlichen Sorten zählen, neben den Bankern, auch die Kommunisten, und zwar keineswegs nur solche, die die russischstämmige US-Bürgerin Emma Goldman um 1920 in der Sowjetunion von einer Bestürzung in die andere fallen ließen. Ich füge hier ein vergleichsweise bedeutungsloses, gleichwohl unvergeßliches Erlebnis aus meiner letzten Kommune hinzu. Dort war einmal ein Mann um 30 zu Gast, der sehr stolz auf seine KPD-Großmutter war und bereits nach Kräften in ihre Fußstapfen trat, also jeden Kommunarden, der ihm außerhalb des Plenums in die Arme lief, eifrig agitierte. Da er aber immerhin den Plenumsfrieden und die ungeschriebene Hausordnung achtete und eigentlich ein netter Mensch war, der über Charme, einen Schatz von Anekdoten und sogar literarisches Talent verfügte, war mir seine Gesellschaft gar nicht so unlieb. Allerdings warf er mir immer hartnäckiger meinen »Individualismus« vor. Das sei eine echte Krankheit. »Na gut«, räumte ich lächelnd ein, »aber meine Mitkommunarden erdulden sie.« Nein, das müsse kuriert werden. Dabei lächelte er ebenfalls – wie gesagt, er war ein charmanter

Kerl und hatte sich irgendwie auch für mich erwärmt. Doch dann schien mir, sein selbstironisches Lächeln gehe kaum merklich in ein diabolisches über, bei dem mir recht mulmig zumute wurde. Ich hatte nämlich nachgehakt: »Wenn ich aber nicht kuriert werden will ..?« – »In unserer Kommune, lieber Henner, als mein proletarischer Kampfgenosse, müßtest du wollen«, sagte er mir mit diesem Lächeln geradewegs in die Augen.

Selbstverständlich stellen auch Drohungen bereits Gewalt dar. Die Anarchisten streben aber bekanntlich friedliche Verhältnisse an. Daraus folgt eine Forderung, die ich andernorts schon öfter angeführt habe: Übereinstimmung von Denken und Handeln und damit auch von Ziel und Weg. Das heißt, die Mittel müssen von der Art der Zwecke sein oder dürfen ihnen jedenfalls nicht Hohn sprechen. Bin ich auf den freimütigen und aufrichtigen Menschen aus, kann ich ihn nicht mit den Mitteln jener Fallenstellerei und jenes Verrats zu erreichen suchen, die wir aus vielen hundert Jahren politischer Kämpfe bis zum Überdruß kennen. Von den sogenannten *Grünen*, die noch vor kurzem von der erwähnten Freundin gewählt worden sind, kennen wir sie auch. Diese taktischen Mittel würden uns nicht zum freimütigen und aufrichtigen Menschen führen, vielmehr zu jenen Bananenlutschern und Wendehälsen, die sich von Kohl und Vogel um 1990 aus den ostdeutschen Blaufichtenhainen locken ließen.

∞ Verfaßt 2014, leicht gekürzt

Um 1970 erwarb ich meinen ersten Elektrorasierer. Er stammte aus dem Hause *Braun Sixtant*, das damals als »fortschrittlich« galt. Im Rückblick wirkt er etwas klobig. Sein Gestalter lag damals schon seit rund fünf Jahren unter der Erde. Er war in Ulm, der Stadt der berühmten Hochschule für Gestaltung, einem Herzinfarkt erlegen. Es handelt sich um den niederländischen Architekten, Designer und Dozenten **Hans Gugelot** (1920–65), dem *Brockhaus* gut 10 Zeilen widmet. Wahrscheinlich ist er nicht ganz so bekannt wie sein Hochschulkollege Otl Aicher, den ich weiter oben bereits behandelt habe. Gugelot hatte jedoch den besseren oder jedenfalls umweltverträglicheren Tod, wie ich vielleicht sagen darf.

*Wikipedia* behauptet, Gugelot habe Design als intellektuelle und moralische Frage aufgefaßt, die mit Geschmack nichts zu tun habe. Da ist viel dran – für meinen Geschmack. Den ganzen, geradezu gigantischen gestalterischen Aufwand, den man heutzutage in der kapitalistischen Demokratie zwecks Verhätschelung des Kunden = des eigenen Profits treibt, könnte man in anarchistischen Zwergrepubliken getrost in der Pfeife rauchen, falls

sie da überhaupt noch Pfeifen haben. Aus den Pfeifenköpfen steigt dann der reine Moden-, Marken- und Egowahn. Selbst in der verflossenen DDR herrschten in dieser Hinsicht noch einige Züge, die sie für Folteropfer westlicher Warenästhetik beinahe zum Schlaraffenland oder wenigstens Kurort machten. Die NutznießerInnen westlicher Warenästhetik verhöhnten die Volkswirtschaft der DDR natürlich als »ärmlich« und »erbärmlich«. In ihr galten Leitlinien, die sich am Gebrauchswert einschließlich der Langlebigkeit der Güter, an der Sparsamkeit in der Herstellung (keine Vergeudung von Rohstoffen sowie Werbemitteln) und an zeitloser Schönheit orientierten. Besucht mich mein guter Bekannter Ludwig, der am anderen Ende des Städtchens wohnt, höre ich ihn bereits, wenn er auf seiner überwiegend einwandfreien *Simson* durch die Waltershäuser Altstadt knattert. Ludwig stammt aus der DDR. Sein flottes Moped ist rund 40 Jahre alt.

Gewiß gab es in der DDR-Produktion auch etliche tadelnswerte Erscheinungen. Das Schlimmste war die massenhafte Produktion für den Export, um an Devisen zu kommen. In zigtausend westdeutschen Arbeiter- und Kleinbürgerhaushalten summten erstaunlich preiswerte Kühlschränke, die man in irgendeinem Einkaufstempel ergattert hatte, obwohl sie eigentlich östliche Geheimagenten waren. Das wußten aber die wenigsten, weil der Tempelchef den Hersteller wohlweislich um den und den Markennamen gebeten und womöglich sogar das Herkunftsschild »Made in GDR« überpinselt hatte. Ferner gab es zeitweise miefige Maßregelungen gegen am *Bauhaus* orientierte Designer, denen Formalismus, Funktionalismus oder weiß Stalin & Shdanow was unter die Nase gerieben wurde. Ambivalent ging es im Zwischenreich der nichtindustriellen Produktion zu. Hier wurde dezentrale, mit beträchtlichem Einfallsreichtum gepaarte Selbsthilfe mal gehemmt, mal gefördert. In vielen DDR-Haushalten standen zum Beispiel Nähmaschinen, damit man sich diesseits der Konfektionsware – die teils nicht vorhanden, teils zu teuer war – eigenhändig mit hübscher Bekleidung versorgen konnte. Manche verzichteten auch nur deshalb liebend gern auf die offizielle »Plaste-und-Elaste«-Ware, um sich in derselben keine Schwitzbäder und unvorteilhaften Gerüche auf den Hals zu ziehen. Ludwig erzählte von einer Nichte, die nagelneue weiße Bettlaken aus Leinen stapelweise erwarb, um sie verschieden einzufärben und dann in Kleidungsstücke für die ganze Familie zu verwandeln. Ludwig selber beschränkte sich aufs Säumen roter Fahnen für den Maiumzug.

Auf derartiger Selbsthilfe hat eine anarchistische Republik geradezu zu fußen. Was Nahrungsmittel betrifft, strebt sie ohnehin weitgehende Unabhängigkeit ihrer Grundorganisationen, Dörfer und früheren Stadtteile an. Man darf bloß nicht glauben, ansonsten hätten ihre Siedlungen statt Fabriken nur noch Dorfschmieden und Hobbykeller zu bieten. Aber die zentrale Produktion hat in solchen Republiken stark heruntergeschraubt, im

übrigen so gebrauchswert- wie menschenfreundlich organisiert zu sein. 2022 habe ich in der Erzählung »Der Sturz des Herkules« (in Kassel) die Verhältnisse in den 14 Ländern des neugeschaffenen *Rhein-Oder Bundes (ROB)* umrissen. Ich nehme schon an, daß dort fast jedes Land auch seine eigene Fabrik für Elektrogeräte hat, beispielsweise Rasierer. Da es weder Geld noch Ein- und Verkauf gibt, werden diese Rasierer eben auf Anforderung ohne Rechnung an die einzelnen Siedlungen verschickt. Das läuft natürlich über die zuständigen Kreis- und Landesräte und deren Computer. Im Zeitalter des Internets dürfte eine solche Verteilung kinderleicht sein. Freilich wäre es unmenschlich, die Gegend, die eine Elektrofabrik betreibt, auch noch mit einer Fabrik für Haushaltswaren, etwa besonders große Töpfe und Pfannen für die GO-Küche, zu belasten. Ergo steht die in einer anderen Gegend, und die Verständigung über den Bedarf sowie die Verteilung geschehen auf genau dieselbe Weise. Ich wüßte nicht, was daran Zauberei oder Katastrophe sein sollte.

Es ist im Gegenteil eine Labsal für die republikanische Volkswirtschaft, weil der ganze parasitäre Aufwand entfällt, den in westlichen Freien Marktwirtschaften der Handel und das Shoppinggehen mit sich bringen. Außerdem bleiben einem die Krisen, also die Gewinn- und Lohnausfälle erspart, unter denen der Kapitalismus gebetsmühlenartig stöhnt. Hat die Elektrofabrik plötzlich ein paar Hundert Rasierer »zuviel« auf Lager, stellt sie ihre Produktion gern für einige Wochen ein. Die Rasierer werden schließlich nicht schlecht. Es droht auch kein Handstreich der »Konkurrenz«, die heimtückisch den Superrasierer Soundso auf den Markt wirft. Die MitarbeiterInnen dagegen freuen sich, zur Abwechslung einmal auf den Kartoffelacker zu gehen oder auf einer Baustelle der einen oder anderen Siedlung mitanzupacken. Diese Möglichkeit, jederzeit Kräfte verlagern zu können, zählt zu den großen Vorzügen einer anarchistischen Volkswirtschaft. Übrigens sind die »Kräfte« meist vielseitig erfahren, dazu »hochmotiviert«, wie der westliche Manager zuweilen neidvoll anerkennt.

Jetzt sind Sie vielleicht *Sprachlos*, falls Sie aus der DDR stammen sollten. So hießen dort einheimische Zigarillos. Dabei räume ich gerne ein, die Frage, ob anarchistische RepublikanerInnen rauchen sollten, ist keine Frage der Warenästhetik, höchstens der Sozialpsychologie, nimmt man die Gesundheit einmal aus. Wer in der DDR mit jenen Zigarillos aus Treffurt (Thüringen) im Mundwinkel Eindruck schinden wollte, hatte es allerdings ziemlich schwer. Ludwig behauptet, sie hätten gestunken wie eine Müllverbrennungsanlage. Oder wie der Dampf, den die Waltershäuser *Conti*-Gummiwerke noch heutzutage todsicher alle Sonntage abgeben, weil sie sich einbilden, dann merkten es die Inspektoren des Umweltschutzes nicht so leicht. Die halten sich ja am Wochenende auf dem Rennsteig oder in Bayreuth bei einer Wagneroper auf.

Laut *Brockhaus* handelt es sich bei der **Robe** um 1) ein langes Kleid für festliche Anlässe, 2) um eine → Amtstracht. Dort, in Band 1, erklärt das Lexikon zum Zweck der Übung: »Betonung der Amtsautorität«. Es vermeidet also die Worte Beeindruckung oder Einschüchterung. Bei uns fände man diese vorgeschriebenen Roben noch bei Geistlichen, an Gerichten und zum Teil auch noch an Hochschulen. Das schrieb der zuständige Lexikon-Redakteur 1986, während in seinem Rücken ein berühmtes Foto\* von einem 1967 gemalten Transparent hing: *Unter den Talaren / Muff von 1.000 Jahren*.

Ich entsinne mich auch dunkel an einen mutigen prominenten Kommunarden, wohl Fritz Teufel 1969, der vor einer Gerichtsverhandlung ein Abführmittel einnahm, um seine Notdurft dann vor der Richterbank verrichten zu können. Das Internet behandelt diesen originellen Vorfall äußerst schamhaft: man findet kaum Quellen. Später ertappte ich mich selber einmal bei dem nächtlichen Traum, die männlichen Mitglieder einer Landkommune zögen vor dem prächtig verummten Karlsruher Bundesgerichtshof auf und pinkelten die Damen und Herren im Gleichklang mit herrlich gewölbten Urinstrahlen an. Ich vermute stark, auch das ist in demokratischen Rechtsstaaten verboten – nur sind Träume selbst in Rechtsstaaten noch immer schwer nachzuweisen, oder etwa nicht? Na, Frau Innenministerin Faeser wird es schon richten.

Als hauptberufliches Westberliner Aktmodell weidete ich mich oft an der Vorstellung, der fliegende Supermann beraubte mir unliebsame PolitikerInnen bei den nächsten markigen Sprüchen mit einem Ruck ihrer Zivilkleidung, auf daß sie einmal unverbrämt zeigten, was so alles in ihnen steckt: viel Bier, viel Fett, viel Ungestaltetheit, und zu allem Unglück auch noch im Kopf viel Stroh. Faeser ist in dieser Hinsicht fein raus, weil sie stets uniformierte Polizeimonster vorschickt, wenn sie wieder eine Zeitschrift verbieten läßt. Man wird sich hüten, denen die Panzerglasschilde entreißen zu wollen.

Mein Patenonkel war schlichter evangelischer Dorfpfarrer. Doch welche Erhebung durfte ich als Knabe an einem Fenster des Fachwerk-Pfarrhauses erfahren, wenn er 10 Minuten vor der Zeit in seinem glockenärmeligen schwarzen Talar und mit wehendem blendend weißen Bäffchen zur äußeren Sakristeitür der Kirche schritt! Er wollte ja überraschend vor dem Kirchenvolk auftauchen, wie vom Himmel herabgefahren, sobald die Glocken schwiegen. War alles vorbei, schritt er wie alle durchs Hauptportal nach draußen, um allerlei dörflichen Würdeträgern die Hände zu schütteln und sich 20 mal versichern zu lassen, er habe wieder einmal eine glänzende Predigt vom Stapel

beziehungsweise von der Kanzel gelassen. Ja, auf diesen Patenonkel war ich eine Zeitlang ziemlich stolz.

Gewiß, zum Bischof brachte er es nie. Dann hätte er auch noch mit dem bekannten aberwitzigen Bischofshut glänzen können. Allerdings hätte ich daraufhin vielleicht noch Ausgefalleneres und Kriegerischeres erwartet. Auf Seite 143 des Bandes 19 bildet *Brockhaus* eine kleine, wohl olmekische steinerne Porträtskulptur ab, die man in Veracruz, Mexiko, ausgegraben hat: »Hacha, die einen menschlichen Kopf mit einer Kopfbekleidung in Form eines Delphins darstellt.« Diese bärenstarke Delphinmütze kommt fast einer perfekten Frisur gleich. Der Meeressäuger schmiegt sich der Schädeldecke hervorragend an.

Im selben Band 19 streift *Brockhaus* das bekannte indische Frauengewand *Sari*. Da sehr verbreitet, scheint der Sari nicht zu den Amtstrachten zu zählen. Es ist einfach ein delphinlanger Tuchstreifen, der kunstvoll und recht zeitaufwendig um den ganzen Körper gewickelt wird. Die postmoderne Inderin soll ihn allerdings zunehmend verschmähen, weil er gar zu unpraktisch sei. Die indische Schreinerin oder Staatssekretärin trägt jetzt Latzhose. Nebenbei barg der traditionelle Sari auch immer für eine Schulter (die nackte) Erkältungsgefahr. Möglicherweise war er lediglich für den Mann sehr praktisch gewesen. Zuerst ließ sich die Frau seiner Wahl von ihm einwickeln und versprach ihm die Ehe; dann wickelte er sie täglich genüßlich wieder aus.

∞ Verfaßt 2024 • \* <https://www.uni-hamburg.de/newsroom/campus/2017-11-08-unter-den-talaren.html>

Im *Brockhaus* fehlt der US-Gangster **Timothy Daniel Sullivan** (1862–1913), der sogar oft als Politiker bezeichnet wird. Immerhin erwähnt das Lexikon jedoch im selben Band die *Tammany societies*, die um 1790 von New York City ausgingen. Der dortige Zweig wurde, nach seinem Hauptquartier, auch *Tammany Hall* genannt. Diese ehrenwerten Gesellschaften mauserten sich zum Kern der später so genannten Partei der *Demokraten*. Verkommen bis ins Mark, wurden sie »zum Inbegriff für die autokratische und korrupte Herrschaft eines professionellen Parteiführungsstabes« und allgemeiner für »die Parteimaschine«, stellt *Brockhaus* fest. Jüngere Edelsteine der demokratischen Parteimaschine sind etwa Bill und Hillary Clinton.

Ein wichtiger und würdiger Vorläufer war eben Timothy Sullivan, bald *Big Tim* genannt. Nach 1900 saß er sogar als Vertreter des Staates New York für einige Jahre im US-Repräsentantenhaus, Washington D.C. Von Hause aus Schuhputzer und Zeitungsverkäufer, besaß er in NYC bereits mit 25 mehrere Saloons. Er stieg in die



schillernde Branche des Glückspiels, des Wett- und Wahlbetrugs, der Zuhälterei, des Waffen- und Immobilienhandels ein. Er starb vorzeitig, mit 51, recht stilgerecht: schon arg an Syphilis leidend, vielleicht auch verwirrt, kam er Ende August 1913 in NYC unter einen Zug. Dieses Ende gilt als ungeklärt. Dafür wird versichert, seinem Sarg seien mindestens 25.000 Trauernde gefolgt. Man sieht, der Mann war beliebt. Manche halten ihn sogar für einen Vorkämpfer von Frauenrechten. Siehe das schöne Foto im *Federalist*; Big Tim ist der Lange rechts. Er habe etliche uneheliche Kinder hinterlassen, heißt es anderswo, und um die zweieinhalb Millionen Dollar. Das dürften 1913 über 10 Millionen Mark gewesen sein.

Ein interessantes, weiter führendes Licht wirft David Harsanyi in einem jüngeren Artikel.\* Danach entschloß sich der Gerichtsmediziner George Petit le Brun bei der Autopsie der beiden Goldsborough-Leichen (Geiger erschießt Journalisten, dann sich selbst, 1911), endlich das von ihm schon länger angestrebte Verbot zu erwirken, wonach keine Schußwaffen mehr an »verantwortungslose« BürgerInnen verkauft werden dürfen. Nun habe er, nach Jahren vergeblichen Klinkenputzens bei lokalen Politikern, ausgerechnet in dem Tammany-Hall-Betreiber Big Tim seinen großen Mitstreiter gefunden – »einen der korruptesten Politiker seiner Zeit«, wie Harsanyi anmerkt. Noch im selben Jahr 1911 wurde in der Tat das erste landesweite Waffenkontrollgesetz verabschiedet, der für den Staat New York geltende *Sullivan Act*. Neben Handfeuerwaffen war sogar das Tragen von Messern und Knüppeln und manchem mehr verboten. Bossen wie Big Tim verbürgte der Act die legale Möglichkeit, die Banden seiner Konkurrenten zu entwaffnen, Schwänzer von »Schutzgeld« zu bestrafen oder »ganzen Stadtvierteln die Fähigkeit zur Selbstverteidigung« zu rauben, schreibt Harsanyi. Wie sich versteht, war der Act ein biegsames Gummigesetz, das den klugen oder betuchten Schlawinern jede Menge Hintertürchen bot. Nur der anständige Bürger bemühte sich pflichtbewußt um eine Ausnahmelizenz. So sei es kein Wunder, wenn in den Jahren nach dem Act kein Rückgang der Bandengewalt zu verzeichnen war, behauptet Harsanyi. Im Gegenteil: Was Mordfälle angeht, sei die Rate (in NYC?) von 366 im Jahr 1911 auf 743 im Jahr 1920 gestiegen.

Verstehe ich richtig, schüttelt Harsanyi zum Abschluß seinen Kopf über KritikerInnen der Strafverfolgungsbehörden, die dem Staat gleichwohl erlaubten, den um seinen Schutz besorgten Bürger zum Bittsteller herabzuwürdigen und dem Staat so die Entscheidung darüber zu überlassen, wer sich verteidigen darf und wer nicht. Jedenfalls rennt diese antiautoritäre Sicht bei mir offene Türen ein. Verbote dämmen die Gewalt so wenig ein wie sie faschistisches Gedankengut ausrotten. Der Bürger muß seine Freiheit behalten, auch die zum wirksamen Widerstand, nur muß das mit gegenseitiger Erziehung einhergehen, diese Freiheit nicht zu mißbrauchen. Der entsprechende Diskurs hat an die

psychologischen und biografischen Wurzeln jedes einzelnen zu gehen. Ich selber ertappe mich immer mal wieder bei der unbändigen Lust, Leute, die mich eiskalt schneiden oder sogar anspucken, ihrerseits zu demütigen, ob mit Bemerkungen, Ohrfeigen oder Arschtritten. Zuweilen betrifft es sogar Leute, die mir gar nichts getan haben. Der geborene Rechthaber möchte ihnen lediglich bedeuten, wie dumm sie sind. Diesen Trieben ist mit Verboten und Strafen – eben mit Gewalt nicht beizukommen. Sie müssen erkannt und besprochen werden und sich nach und nach erübrigen.

Selbstverständlich spielt dabei auch die Verfassung der jeweiligen Gesellschaft eine bedeutende Rolle. In den erzkapitalistischen, hoch aufgerüsteten, durch und durch gewalttätigen USA, deren oberstes Credo die Rivalität ist, dürften Hopfen und Malz sowieso verloren sein. Freie Zwergrepubliken wie die *Mollowina* kann ich mir für Georgia oder Texas beim besten Willen nicht vorstellen. In der *Mollowina* oder auf *Pingos* hat jeder erwachsene Republikaner, Frauen eingeschlossen, selbstverständlich freien Zugriff auf den Waffenschränk der jeweiligen GO. Wer's nicht glaubt, möge diese Texte endlich einmal lesen.

∞ Verfaßt 2024

\* David Harsanyi am 27. Juni 2022 im *Federalist*: <https://thefederalist.com/2022/06/27/new-yorks-unconstitutional-gun-law-was-written-by-a-notorious-corrupt-thug/>

Nach *Brockhaus* kann die süddeutsche Kleinstadt **Tauberbischofsheim** (südlich von Würzburg) mit Romantik, einer Garnison und einem »Bundesleistungszentrum des Fechtsports« glänzen. Aus diesem erlauchten Winkel kommt zum Beispiel der Degenfechter Elmar Beierstettel (1948–85), im Haupt- oder Nebenberuf, ganz wie man will, Kriminalhauptkommissar. Um 1975 errang er zwei Silbermedaillen bei Weltmeisterschaften. Über ihn persönlich, etwa Temperament, Weltsicht, Familie, ist freilich im Internet so gut wie nichts zu erfahren. Da hilft selbst der Fachbuchautor Richard Möll nicht weiter. Und leider schließt diese Dürre auch Ursache und Umstände von Beierstettels Tod mit 37 Jahren ein.

Als Beierstettels Sterbeort wird Tauberbischofsheim angegeben. Möll beläßt es in seinem 1987 erschienenen Werk *Die Fecht-Legende von Tauberbischofsheim* dabei, einen kurzen Abschnitt über Beierstettels Werdegang so verschwommen, platt und den Leser beleidigend wie möglich mit dem Satz einzuleiten: »Bedingt durch ein tragisches Geschick«, sei der Athlet »nicht mehr unter den Lebenden«. Beierstettels Club beantwortet meine Anfrage mit höflichem Schweigen. Tauberbischofsheims Stadtarchiv

tut das Gleiche. Dafür hat die örtliche Redaktion einer fränkischen Tageszeitung postwendend eine beinahe erfrischend knappe Antwort für mich übrig. »Hallo Herr R., Sie werden nicht viel über die Todesursache von Herrn Beierstettel finden, weil darüber nicht berichtet wurde. Viele Grüße ...«

Damit liegt auf der Hand, die liebe Familie, wie immer sie aussehen mag, hält wieder einmal den Deckel über den Sarg. Und alle vor Ort, die des Schreibens kundig sind, hüten sich, gegen den Deckel zu schnipsen, weil die berühmte Privatsphäre im fränkischen Schwaben mindestens so heilig wie die Jungfrau Maria ist. Oder weil die Familie zufällig den Hauptfabrikanten oder den Polizeipräsidenten des Kreisstädtchens stellt. Ist sie nicht dumm, dürfte sie allerdings ahnen, jeder Neugierige wird sich jetzt, aufgrund unserer Blockade, möglicherweise das Naheliegendste sagen: a) Der Sportler hat sich umgebracht; b) er litt an unschöner Krankheit; c) er baute einen peinlichen Unfall mit seinem Auto oder Motorrad; d) er verlor in seiner Eigenschaft als Kriminalbeamter im Rahmen einer sogenannten Ermittlungsspanne seinen Degen und fing sich dafür einen tödlichen Messerstich ein.

Immerhin ist von Möll im erwähnten Abschnitt (S. 123) zu erfahren, Polizist Beierstettel habe zuletzt das Tauberbischofsheimer Rauschgift-Dezernat geleitet. Einen Exkurs über Doping verbiete ich mir aber. Der vorletzte Satz des Abschnitts bewegt mich dazu, meine Vermutungen a) (Selbstmord) und d) (Fehler im Dienst) nicht als heißeste AnwärterInnen auf die Lösung dieses Falls auszugeben – es sei denn, das typische Nachruf-Leerwort des Fechtfachmanns wäre eine Finte. »Wie alle anderen Tauberbischofsheimer Fechter, die abgetreten sind, verstand er Erfolg im Sport und Beruf miteinander zu koppeln, volle gesellschaftliche Anerkennung zu erwirken und ein ausgefülltes Leben zu meistern.«

Man könnte sicherlich einwenden, ich möge den Mann doch gefälligst vergessen; so wichtig sei ja nun ein Degenfechter auch wieder nicht. Das würde ich sogar zugeben. Im Grunde glaube ich seit langer Zeit, jeder Mensch, der freiwillig Spitzensportler wird, könne eigentlich nur einen Dachschaten haben. Aber wo wollen Sie hier die Grenze ziehen? Schauen Sie sich doch nur die Branche der Stardirigenten oder das Kabinett Scholz an, dann können Sie sich bereits vor einer Flut an Kandidaten nicht mehr retten. Dennoch halte ich an Beierstettel fest. Jetzt geht es mir nämlich nicht mehr um ihn, vielmehr ums Prinzip. Vielleicht darf ich das an einer namhaften Schauspielerin verdeutlichen, die Sie womöglich für durchaus wichtig halten.

Die 51jährige Berliner Schauspielerin Susanne Lothar starb am 21. Juli 2012. Ja, so ein Pech! Woran oder warum sie starb, wollte der Rechtsanwalt ihrer Familie nicht

verraten. Er verweigerte Auskunft um der »Privatsphäre« der Verstorbenen oder der Angehörigen willen. Die müsse geschützt werden. »Und so blühten die Spekulationen«, schrieb die Münchener *Abendzeitung* am 26. Juli nicht ohne Folgerichtigkeit. Anzeichen für eine Krankheit etwa habe man bei Lothar, die 2007 ihren Ehemann Ulrich Mühe durch eine Krebserkrankung verloren hatte, noch am 30. Juni auf dem Münchener Filmfest nicht bemerkt. In Schauspielerkreisen werde von Selbstmord gemunkelt. Soweit das Blatt.\* Und wenn schon! Hat der Rechtsanwalt die von ihm vertretene »Privatsphäre« verriegelt, weil in dieser ein Selbstmord als Makel gilt? Das würde kein sonderlich vorteilhaftes Licht auf die von ihm Vertretenen. Wenn aber nicht – was wäre dann in diesem Todesfall noch schützenswert? Jeder, selbst die Münchener *Abendzeitung*, wußte, daß mit Lothar eine ausgesprochen empfindsame und »verletzliche Charakterdarstellerin« verstorben war. Da liegt doch ein Selbstmord gleichsam von Jugend an in der Luft. Eine andere Frage ist, warum ausgerechnet ein derart angreifbarer Mensch die Brennpunkte öffentlichen Interesses aufsucht, Theaterbühnen und Filmfeste zum Beispiel. Aber sie führt vom Thema ab.

Leider ist auch die »Privatsphäre« ein verdammt weites Feld. Immerhin ist sie, ungeachtet ihrer Abmessungen, nie ein »natürliches« Feld. Ihre Grenzen werden in jeder Kultur und in jeder Epoche anders gezogen. In kapitalistisch verfaßten Demokratien kreist die »Privatsphäre« vor allem um die jeweiligen Einkommensverhältnisse, ob sie nun zu Hause im Wandsafe oder auf entlegenen, meerumrauschten Steuerparadiesen geschützt werden. Das hindert freilich die wenigsten GroßverdienerInnen daran, erstens mit ihren Platinuhren zu protzen, zweitens in Talkshows oder gut honorierten Zeitungsinterviews ihr Innerstes nach außen zu kehren, drittens den Bürokraten, Polizeibeamten und Berufsschnüfflern ihres Landes zu gestatten, die menschliche Würde mit Füßen zu treten, sobald einer auch nur einen zwergfichtengroßen Schatten auf die Fassade der kapitalistischen Demokratie wirft.

Wahre Demokratie lebt von Öffentlichkeit, Aufrichtigkeit, Nachvollziehbarkeit. Ich kann den anderen mitsamt seiner Beweggründe und seinen Bedürfnissen umso besser verstehen, je mehr ich von ihm weiß. Erst dadurch kann ich auch mich selber besser verstehen, denn alleingelassene Beschränktheit bleibt immer beschränkt. Aus diesem Hauptgrund – Vertiefung des Verständnisses – schreiben manche Leute sogar, nicht aus Erwerbsgründen. Vielleicht könnte sich durch die Vertiefung des Verständnisses selbst die Erhöhung des Schutzes der »Privatsphäre« erübrigen, nämlich insofern, als durch diese Bildungs- und Vertrauensbildungsarbeit Angst abgebaut wird. Eine Gesellschaft ohne einschüchternde Strukturen und Drohegebärden würde weder Panzerschränke noch

Schützenpanzer noch Rechtsanwälte benötigen. Sagen Sie das mal unserer Verbotstante vom Innendienst im Kabinett Scholz, die lacht sich schief.

Ein beliebtes Mittel der Einschüchterung und der Vorteilsnahme stellen in Deutschland seit vielen Jahren auch sogenannte Titel, genauer akademische Grade dar. Amtlich zählen sie übrigens nicht zum Namen. Man hat kein verbrieftes Recht, mit ihnen angeredet zu werden. Schreiben Sie jedoch einem Stadtarchiv als Dr. oder Prof. oder besser noch beides, kriecht es Ihnen sofort in den Arsch, selbst wenn es noch nie von Ihnen gehört hat. Aber ich persönlich habe dergleichen nicht vorzuweisen, noch nicht einmal Abitur. Deshalb ist es mir schon wiederholt geschehen, als »Hobbyhistoriker« beschimpft zu werden. Werfen Sie doch Van Gogh einmal an den Kopf, er sei nur ein Hobbymaler! Da schneidet er sich gleich auch sein anderes Ohr noch ab. Um 2007 war ich vorübergehend Mitarbeiter bei *Wikipedia* und rückte einen Eintrag über Ernst Kreuders hübsches Buch *Die Gesellschaft vom Dachboden* in die Mammutenzyklopädie. Prompt hielt mir einer auf der Diskussionsseite vor, das sei kein Lexikonartikel, sondern »bestenfalls ein schlechter Essay«. Heute werden da die korrekten, schablonenmäßigen Einträge gleich von auf Speichern versteckten Schlapphüten geschrieben.

Ihr letzter Rat an mich könnte sein, das Tauberbischofsheimer Stadtarchiv öffentlich anzuprangern, vielleicht auch mit Verklagung zu drohen. »Nennen Sie den Namen von Ihrem Widersacher – was meinen Sie, wie schnell der klein wird!« Nein, das wird er nicht. Erstens sind er oder sie abgebrüht, und zweitens können die immer behaupten, sie hätten meine Email-Anfrage (an personalisierte Adresse) nie zu Gesicht bekommen. Wie sollte ich ihnen das Gegenteil beweisen? Ein Freundin riet mir, schnell reich zu werden, einen Waffenschein und eine Pistole (»aus Oberndorf am Neckar«) zu erwerben und mit dem nächsten Fernzug, falls noch einer führe, nach Würzburg zu reisen, um das schöne, wenn auch von Wegelagerern wimmelnde Taubertal zu erwandern. In jeder noch so kleinen Kreisstadt fänden sich jede Wette mindestens eine Friedhofsgärtnerin oder ein Stadtbibliothekar, die irgendetwas wüßten. »Setz' ihnen die Knarre auf die Brust oder stopf ihnen die Taschen mit Zaster, das zieht immer!«

»Und wenn nicht ..?«

»Dann war es jedenfalls ein erholsamer Urlaub. Sofern du ihn unverwundet überstehst.«

Im revolutionären Jahr 1917 durfte sich der russische Volkswirtschaftler und Politiker **Michail I. Tugan-Baranowskij** (1865–1919) sogar vorübergehend Finanzminister der Ukraine nennen. Laut *Brockhaus* hatte er sich vom Marxisten zum Revisionisten gewandelt. Er habe insbesondere die Position vertreten, auf dem Weg zum Sozialismus sei auch für das unterentwickelte Rußland die Einschaltung einer kapitalistischen Etappe unerlässlich. Das erinnert an Wera Sassulitsch (siehe unter → Recht). Möglicherweise hatte sie entsprechende Aufsätze von Tugan-Baranowskij gelesen. Er selber konnte nicht mehr viel für die kapitalistische Etappe tun, weil er Anfang 1919 »in der Eisenbahn zwischen Kiew und Odessa« sein Leben aushauchte, wie *Brockhaus* behauptet. Der vollbärtige, zuletzt in Kiew lehrende Professor war gerade erst 54 Jahre alt geworden. Laut englischer *Wikipedia* hatte er einen tödlichen Herzanfall erlitten. Von seinen Leidenschaften spricht niemand. Vielleicht hatte er ja gar keine.

Neulich gewann Tugan-Baranowskij noch einen hochrangigen Anhänger in Bolivien: Alvaro Garcia Linera, unter Evo Morales Vizepräsident des Andenstaates. Von Hause aus Mathematiker, dann Guerillakämpfer, hatte Garcia Linera zuletzt im Knast Soziologie – und anscheinend auch Tugan-Baranowskij studiert. 2006, wenn ich mich nicht irre\*, gab er der *Jungen Welt* ein Interview, das inzwischen gesperrt im Archiv ruht. Ich kann mich jedoch auf ein paar Notizen stützen und hoffe, Evos Ratgeber nicht unkorrekt zu zitieren. Er versicherte dem Berliner Blatt, ihm schwebte nun die »Modernisierung« des Landes und damit dessen »Fortschritt« vor – bis in den Sozialismus! Nur klaffe vor diesem ein schmerzliches Desiderat. Die Arbeiterklasse fehle! Somit sei sie im Rahmen der Modernisierung erst zu schaffen, damit sie ihrer »Rolle als historischem Subjekt« gerecht werden könne. Zunächst müsse es deshalb um die »gewerkschaftliche Anbindung« der bolivianischen ZweihänderInnen gehen. Das war mutig und zugleich modisch gesagt. Bei Bebel und Lenin ankommen und die Proleten anbinden!

Der Stufenschematismus dieser FreiheitskämpferInnen, von ihnen selber meist »Historischer Materialismus« genannt, schmerzt ähnlich böse wie ein Herzanfall. Die von Proleten in Gang gehaltene Megamaschine des Kapitals mag uns bereits bis zur Höhe der Anden mit Überflüssigkeiten und ungesundem Müll zugeschüttet haben – da müssen wir durch, Genossen! Wie sich versteht, tun wir das wohlorganisiert, denn der Staat, das sind jetzt *wir*. F. G. Jünger hat in seiner *Perfektion der Technik* bemerkt, die Sozialisten pochten gerade wegen dessen herrlichen Organisierbarkeit aufs Proletariat. Mit ihm, dem Proletariat, läßt sich alles machen. Zwar kommt es inzwischen auch schon in den Hochburgen des Kapitals abhanden. Statt diese Gelegenheit freilich beim Schopf zu

ergreifen, um auch das Kapital mitsamt seinen verheerenden Produktionsstätten und seinem eingefleischten Größenwahnsinn auf den Mond zu schießen, predigen die Garcia Lineras die Einhaltung der korrekten historisch-materialistischen Linie. In primitiven Bergdörfern ohne elektrischen Strom herumwerkeln, halbe Tage dem Schlaf oder dem Liebesspiel frönen, keinen blassen Dunst von Videoclips, Arbeiterparteien und Umfragewerten zu haben – wo kämen wir denn da hin!?

Selbstverständlich hätten wir auch da noch unsere Schwierigkeiten, beispielsweise mit der Gestaltung herrschaftsfreier Selbstorganisation. Aber gerade daran arbeiten die »linken« BerufspolitikerInnen nicht. Schließlich grüben sie sich damit selbst das Wasser ab.

∞ Verfaßt um 2010

\* Harald Neuber, »Was zählt, sind Taten«, Gespräch mit Alvaro Garcia Linera,

<https://www.jungewelt.de/loginFailed.php?ref=/artikel/76967.was-z%C3%A4hlt-sind-taten.html>, 18.

November 2006

Siehe auch → Abkürzung, Sascha Wagener (Gehorsam) → Achtundsechzig → Autorität → Behälter, Zioncheck → Bürokratie → DDR, Blaufichte (Chance verpaßt) → Mehrheitsdenken → Quantitatives Denken (Zählen + Zollstock) → Recht → Scholochow (Weltverbesserungsdrang versus Selbstbestimmungsrecht) → Spanienkrieg → Spitzel → Staat → Utopien

## Angst

Als sich der 32 Jahre alte **Robert Enke** (1977–2009), Sohn eines sportbegeisterten Psychotherapeuten, im November 2009 mitten in einer zwar bewegten, im ganzen jedoch sehr erfolgreichen Karriere als professioneller, 1,86 messender Fußballtorhüter an einem Bahnübergang in Niedersachsen vor einen Zug warf, löste er nahezu eine Staatskrise aus. Für den Augenblick war die Nation vor Entsetzen gelähmt. Natürlich nicht aus Mitgefühl für die Zuginsassen, LokführerIn voran. Vielmehr hatte die Nation nicht nur einen wichtigen Wirtschaftskapitän verloren, wie etwa im Falle des Industriellen Adolf Merckle, der sich ein knappes Jahr vor dem Startorwart auf dieselbe soziale Weise das Leben nahm. Vielmehr hatte sie den publikumswirksamen und einschaltquotenmagnetischen Hüter der häuslichen Heimatfront verloren. Die außerhäusliche lag damals in Afghanistan.

Am nächsten Tag nahmen 35.000 Menschen an einem Trauermarsch, vier Tage später 40.000 an einer Trauerfeier im Stadion des Bundesligisten *Hannover 96* teil, für

den der Thüringer Enke zuletzt zwischen den Pfosten gestanden hatte. Er war beliebt gewesen. Und wenn er in den zurückliegenden Jahren wiederholt mit »Depressionen« zu kämpfen hatte, wie nun von den Angehörigen eingeräumt wurde, hatte er dies den Fans und Managern, denen er seine gehobene Lebensführung verdankte, verständlicherweise nicht auf die Nase gebunden. Da war dann eher von »Infektionen« die Rede gewesen. Dabei hatte Enke, mit seiner Frau Teresa, nicht nur den Gram um eine schwerkranke und nach zwei Jahren verstorbene Tochter zu tragen; vielmehr fiel es ihm anscheinend grundsätzlich schwer, das Hauen und Stechen um Ehre, Geld und das berüchtigte *Nummer-1*-Podest in der Fußballnationalmannschaft als Deckchensticken zu begreifen. Sein Vater Dirk sagt dem *Spiegel*\*, Gesprächsangebote habe Robert wiederholt ausgeschlagen. Für ihn, den Vater und Seelenfachmann, ist die Angst der wesentliche Nährboden von Roberts Depressionen gewesen. Der Sohn habe bereits als jugendlicher Fußballer immer wieder Angst davor gehabt zu versagen, also den Ansprüchen der Kameraden, Trainer, Bewunderer, die man sich bekanntlich auch selber gern zu eigen macht, nicht zu genügen. Zwar habe Robert in jüngster Zeit einen Klinikaufenthalt erwogen – aber auch *davor* habe er sich gefürchtet. Zum einen nahm er wohl nicht zu unrecht an, damit wäre der schöne, runde Ball, der die Rubel oder Dollars gezielt in wenige Taschen rollen läßt, für ihn garantiert im Aus gewesen. Und zum anderen, deutet der Vater an, dürfte Robert den Blick auf die Wurzeln seiner Angst, seine wunden Stellen, seine »Schwäche« befürchtet haben. Schließlich stehen zwischen den Pfosten ausschließlich Helden.

Enkes Frau Teresa setzt sich inzwischen in der neugegründeten *Robert-Enke-Stiftung* unermüdlich gegen »Depressionen im Spitzensport« ein. Gegen den Spitzensport, wäre vielleicht zuviel verlangt. Aber sie könnte bei ihren Beratungen selbstmordgefährdeter SchwerverdienerInnen immerhin Bahnübergänge, Autobahnbrücken und dergleichen Tummelplätze zu »Tabuzonen« erklären. Eine entsprechende Aufklärung läßt nebenbei auch der Psychotherapeut Dirk Enke vermissen, falls ich sie nicht übersehen habe. Zudem könnte Schwiegertochter Teresa vielleicht empfehlen, einmal über Javi Poves' Schritt nachzudenken. Der damals 24jährige Nachwuchsstar des spanischen Erstligisten *Sporting de Gijon* reichte 2011 seinen Abschied ein. Er soll schon immer ein kritisch gestimmter Kopf und Gegner des Kapitalismus gewesen sein. Jetzt gedenke er zu studieren und die Realitäten solcher Konfliktherde wie dem Nahen Osten mit eigenen Augen zu erkunden. Da hat er freilich ebenfalls gute Chancen umzukommen. Laut *dpa*-Meldung vom August 2011 nannte Poves den Fußballbetrieb einen nicht unerheblichen Bestandteil der »Welt der Täuschung«, in der wir lebten. Von der Habgier und der



Korruption einmal abgesehen, sei der ganze Zirkus darauf angelegt, die Menschen von ihren eigentlichen Sorgen und Bedürfnissen abzulenken. *Brot & Spiele* eben, wie seit altersher.

∞ Verfaßt um 2015

\* <https://www.spiegel.de/sport/fussball/robert-enkes-vater-er-war-in-den-eigenen-anspruechen-gefangen-a-661239.html>, 14. November 2009

Der Kanadier **Stan Rogers** (1949–83) war Folk-Music-Sänger. Am 2. Juni 1983 brach in einer *Douglas*-Linienmaschine von Dallas, Texas, nach Montreal, Québec, ein Brand aus, der sie zur Notlandung auf dem Flughafen Cincinnati im nördlichen Kentucky zwang. Am Boden brannte sie weiter. Todesopfer und Überlebende hielten sich genau die Waage, je 23. Rogers zählte zu den Toten. Das kurbelte immerhin seine (posthume) Platten-Produktion an, denn der 33jährige Gitarrist und Liedermacher mit der gleißenden Stirnglatze war kein Star gewesen. Aber verheiratet: die Witwe und Nachlaßverwalterin heißt Ariel. Seit 1997 gibt es in Canso, Nova Scotia, sogar ein jährliches *Stan Rogers Folk Festival*. 2014 wurde es allerdings wegen einer Hurrikan-Warnung abgesagt. 2020 kam ein noch verheerenderes Ereignis dazwischen, Sie wissen schon. Mal sehen, wie es weitergeht.

Die *Burg-Waldeck-Festivals* im Hunsrück, veranstaltet 1964–69, waren angeblich die ersten Freiluftkonzerte in Deutschland. In Fachkreisen gelten sie jedenfalls als Meilenstein des deutschsprachigen Liedermachertums. Dort weiß auch jeder, daß der antiautoritär gestimmte schwäbische Liederausgräber und -macher **Peter Rohland** (1933–66), kräftig in Gestalt und Bariton, zu ihren Mitgründern gehörte. In Westberlin hatte er sogar zeitweise Musik studiert. Eigentlich wollte sich der breitmundige Barde ohne Bart fest in Süddeutschland niederlassen, aber das ging dann leider nur im Sarg. Warum? Das dürfen Sie die Webseite der *Peter Rohland Stiftung* nicht fragen. Sie erklärt uns mit einem Aufsatz Helmut Königs von 1999: Im Januar 1966 erkrankte Rohland plötzlich, im April war er tot ... In anderen Quellen herrscht die Formel vor, der 33jährige sei in der Freiburger Universitätsklinik »den Folgen einer akuten Gehirnblutung« erlegen. Aber wie kommt man zu so einer Gehirnblutung, bitteschön? Oder zu jener verschwommenen »Erkrankung«? Eckard Holler meint 2007 in seiner Waldecker Rede zur Stiftungsgründung\*, bei Rohland sei die Gehirnblutung »vermutlich durch Überarbeitung ausgelöst« worden. Jetzt wissen wir es ganz genau.

Wäre es möglicherweise denkbar, auch die Angst hätte eine Rolle gespielt? 1976 startete ich meine eigene Laufbahn als Liedermacher in einer Kreuzberger Pizzeria. Wie ich dieses »Debüt« überleben konnte, ist mir noch heute ein Rätsel. Meine Finger zitterten wie Espenlaub; mein schlackernder Gitarrenhals verpaßte den am Podest Stehenden beinahe Ohrfeigen; in meinen *Roots*-Gesundheitsschuhen standen Lachen der Schweißperlen, die mir am Körper hinabrollten; mein Atem flog erheblich schneller, als ich die Worte meiner selbstgefertigten Texte stammeln konnte – und so weiter. SchauspielerInnen oder Prüflinge kennen auch weiche Knie und Herzklopfen. Doch wer all diesen Aufgeregten »Angst« bescheinigen würde, zöge sich ihr empörtes Fauchen zu. Es ist höchstens *Lampenfieber*.

Auch die »Nervosität« und der wahrlich inflationär gehandelte »Streß« verharmlosen die Angst, wie ich glaube. Einen Menschen, der sich bewähren soll, plagt zumindest die Angst vorm Versagen. Da auch Nieren oder das Herz versagen können, liegt die Vermutung nahe, Kern jeder Angst sei Todesangst. Seelenärzte wie Freud und sein abtrünniger Zögling Jung, wie Wolfgang Schmidbauer oder H. E. Richter stimmen darin tatsächlich überein. Angst bewirkt das Gefühl, in die Enge getrieben zu werden, und an deren Ende winkt das Nichts.

Sollte sich Rohland tatsächlich »überarbeitet« haben, wäre zumindest die Frage berechtigt: warum tat er dies? – »Aus Geldnot«, ist die bequemste Lösung. Eher saß ihm doch irgendetwas im Nacken, das ihm Unruhe, Schuldgefühl, Getriebensein, bohrenden Ehrgeiz bescherte. Niemand wird Liedermacher oder sonst ein Künstler wie ein Freund der Bäume und Hölzer Schreiner wird. Alle KünstlerInnen sind eigentlich schon vom ersten frühen Probestück an Kandidaten für jenes *Lexikon der Frühverstorbenen*\*\*, das mir einmal vorschwebte. Ausnahmen bestätigen die Regel, wie immer.

∞ Verfaßt 2020

\* Eckard Holler auf <https://archiv.folker.de/200704/11rohland.htm>

\*\* Nur Leichen unter 40

Die vielseitige rumänisch-schweizer Künstlerin **Aglaja Veteranyi** (1962–2002) stammte aus einer Zirkusartistenfamilie, Mutter Akrobatin, Vater Clown. 1967 aus dem »kommunistischen« Rumänien geflohen, lebte Veteranyi seit 1977 mit ihrer Mutter in der Schweiz. Hier gelang es der faktischen Analphabetin, sich Deutsch beizubringen und eine Züricher Schauspielschule zu besuchen. Ab 1982 war sie sowohl als Schauspielerin wie als Schriftstellerin tätig. Sie unterrichtete auch Schauspiel. Doch als ihre wesentliche

Überlebens-Waffe erwies sich das Schreiben. Zumal ihre autobiografisch geprägten Texte, in denen ihre schwere Kindheit und ihre Sprachheimatlosigkeit zum Ausdruck kamen, wurden gelobt und mit einigen Auszeichnungen bedacht. 1999 erregte sie bei einem Wettbewerb Aufsehen mit Auszügen aus ihrem »Roman« *Warum das Kind in der Polenta kocht*, der noch im selben Jahr bei einem Stuttgarter Verlag herauskam. 2001 geriet sie in eine »psychische Krise«, vielleicht auch »Psychose«, der sie offensichtlich nicht gewachsen war.

Während einige Quellen in unverschämter Allgemeinheit davon sprechen, Veteranyi habe »ihre Ängste« nicht mehr ausgehalten (hinter welchem Selbstmord stünden keine Ängste?), wird lediglich WDR-Redakteur Ludwig Metzger in einem Filmporträt von 2003 konkreter. Danach\* erlebt das kleine Mädchen die Bukarester Zirkuswelt (»Staatszirkus«!) keineswegs als romantisch, vielmehr rauh und hartherzig. Vom Betriebsklima einmal abgesehen, ist der Vater »ein finsterer Clown«, und die Mutter wird an ihren Haaren in die Zirkuskuppel gezogen, wo sie dann, aufgehängt, im Scheinwerferkegel kreist und dabei auch noch jongliert und so weiter. Das ist alles für viel Angst gut. Nach der Flucht und der Scheidung der Eltern wird es nicht unbedingt besser. Veteranyi bleibt bei der Mutter. In Spanien muß die Halbwüchsige als langhaarige, mehr oder weniger entblößte Varieté-Tänzerin auftreten. Ihr letzter Lebensgefährte N., der zunächst, in Zürich, nur ihr Schüler war, spricht im Hinblick auf die ganze Kindheit und Jugend seiner Geliebten nicht unzutreffend von »Mißbrauch«. Aber ihr Schicksal beeindrucke auch durch einen »exotischen« Zug, räumt er ein. Schließlich in der Schweiz an die Schauspielschule gelangt, kommen Veteranyis verdammten Haare endlich ab. Seitdem ist die junge, gut gebaute Künstlerin im schelmischen (dunklen) Bubilook zu sehen. Einmal hat sie, nach 20 Jahren, auch ein Wiedersehen mit ihrem Vater, der beim Münchener Zirkus *Roncalli* auftritt. Sie sprechen sich aus und versöhnen sich nahezu. Bald darauf stirbt der finstere Clown. Zu spät.

Veteranyis »Psychose« setzt 2001 nach einer Sommerreise ins heimatliche Rumänien ein. Ohnehin heißer Boden, recherchiert sie dort auch noch über Friedhöfe, Totenkult und Klageweiber. N. meint, eine gewisse »Todessehnsucht« seiner Gefährtin sei wohl unverkennbar gewesen. Jetzt »zerfällt ihr Gesicht«, statt des Herzens sitzt ihr »ein Loch« in der Brust, sie hat Angst zu ersticken, ihre Augen werden »trocken«. Wegen ihren Panikanfällen und sonstigen Qualen sucht sie zahlreiche Ärzte auf, von der Schulmedizin bis zum Wunderheiler. Mehrere sagen, ihre Beschwerden seien »psychosomatischer« Natur, sie liege mit sich selber in Unfrieden. Derweil scheint der Wahn zuzuschlagen. So hat sie unter anderem befürchtet blind zu werden, nimmt Salbe – und zuletzt läßt ihr

Augenlicht in der Tat nach. KünstlerInnen verfügen meist über eine gute Einbildungskraft. Bei alledem schwindet auch Veteranyis Hoffnung; sie unternimmt erste Selbstmordversuche. Eine in Metzgers Dokumentation abgespielte Tonbandkassette, auf der sie von ihren Nöten spricht, ist erschütternd. In einer Februarnacht des folgenden Jahres stiehlt sich die 39jährige von der Seite ihres schlafenden Gefährten, klemmt einen Besen in die geöffnete Haustür und geht an einen nahen Steg am Zürichsee, auf dem die beiden schon oft saßen. Dort wird sie vormittags entdeckt, ertrunken im seichten Wasser liegend.

Da die Tänzerin durchaus schwimmen konnte, ist anzunehmen, sie trug Sorge dafür, rasch unterzugehen. So liest man beispielsweise von Entschlossenen, sich einen mit Steinen gefüllten Rucksack überzuziehen. Ob Drogen helfen, weiß ich nicht. In Veteranyis Fall hat vielleicht auch die Wassertemperatur »geholfen«. Sie beträgt im Zürichsee im Schnitt für den Monat Februar fünf Grad. Nun stelle man sich einmal die finstere Kälte vor, der sich diese verzweifelte Frau in jener Winternacht »anzuvertrauen« hatte!

Am Film wirkt auch Veteranyis Schwester mit, eine Zirkusartistin, die vermutlich denselben Vater hatte, eben jenen, für Veteranyi »finsteren Clown«. Die Schwester brachte sich nicht um. Ich nehme an, der Vater spielte die verhängnisvollste Rolle auf Veteranyis Weg in die »Psychose«. Von ihrem späteren, schweizer Werdegang her hatte sie eigentlich keinen »klassischen« Anlaß, sich zu ängstigen, mit ihrem Schicksal zu hadern, vor dem Leben zu flüchten. Es war ihr ja gewogen. Sie kam als Künstlerin gut an, hatte einen verständnisvollen Partner und Liebhaber, offenbar auch keine Geldsorgen. Zweifelte sie dennoch »an der Realität«, wie schon als Zirkuskind, dann eben wegen ihrer biografischen und genetischen Wurzeln – die sie offensichtlich anders als ihre Schwester erfährt und mitsichführt.

Durch eine merkwürdige Besessenheit des »finsteren Clowns«, auf seinen Urlaubsreisen mit Kind und Kegel kilometerweise (teure) »Super-8«-Schmalfilme zu drehen, wird er nicht gerade lichter. Er dreht überwiegend Horrorfilme, wo er zischende Schlangen zertreten und seine Töchter aus den Klauen dunkelhäutiger, sie entführenden »Buschmänner« retten muß. Möglicherweise hatte Veteranyi auch jene »Todessehnsucht«, von der N. spricht, von ihrem Erzeuger – aus Angst vor ihm. Aber wer weiß das schon. Theoretisch käme ja auch N. selber als »Unhold« in Frage, obwohl er im Film sowohl tapfer wie souverän auftritt. KritikerInnen könnten Metzgers Film vorwerfen, zu einseitig vorzugehen, weil er keine (vergleichsweise) unbefangenen Zeugen zu Wort kommen läßt und damit zum Beispiel auch nicht beleuchtet, wie glücklich oder unglücklich Veteranyi in ihrer letzten großen Liebschaft war.

Sollte N. kein Unhold gewesen sein, hatte er vermutlich viel auszuhalten, und das wahrscheinlich schon vor jenem Besuch rumänischer Friedhöfe. Ich habe den Verdacht, mit Veteranyi hätten wir im Grunde »nur« den klassischen unbefriedeten, jederzeit von Zerfall bedrohten Künstlertypus vor uns, der alle Mühe hat, sich für ein paar Jahre oder Jahrzehnte zusammenzuhalten. Das schlosse dann viel Widersprüchlichkeit und viel Schwanken ein. Es deutet sich auch auf der erwähnten Tonbandkassette an. Bleibt solch ein Mensch ungeliebt (erfolglos), leidet er; wird er aber geliebt und gefeiert, leidet er ebenfalls: an seinen Schuldgefühlen seiner Bevorzugung wegen. Prompt grämt er sich auch dann, wenn einer seine Bedrängnis zu teilen und zu lindern versucht: weil er diesem zur Last fällt. Und es stimmt ja leider auch. Die Anstrengung, die man mit solchen Menschen hat, ist so wenig eingebildet, wie es die »Schmerzen« sind, von denen Veteranyi auf dem Tonband spricht. Furchtbar. Aber vielleicht hat sie ja Frieden gefunden.

∞ Verfaßt um 2015

\* *Hier Himmel – Aglaja Veteranyi*, rund 70 Minuten, erstmals im Oktober 2003 auf 3sat zu sehen

Als Sohn eines Goldschmiedes und als Kulturphilosoph mit Dokortitel konnte sich **Otto Weininger** (1880–1903) »seiner Leiblichkeit«, so die Grabinschrift, schlecht in irgendeinem Dickicht des Wiener Waldes oder in einem Wiener Bordell entledigen, zumal der österreichische Jude bereits für seine Sinnes-, Frauen- und Judenfeindlichkeit bekannt war. So nahm er sich am 3. Oktober 1903 ein Zimmer in Beethovens Sterbehaus in der Wiener Schwarzspanierstraße 15, um sich am folgenden Morgen ebendort zu erschießen. Erst im Juni war ein dickes Buch des 23jährigen »Genies«, wie manche noch heute meinen, erschienen: *Geschlecht und Charakter*. Weil es die angedeuteten feindlichen Positionen vertrat, hatte man eigentlich erhebliches Aufsehen erwartet. Tatsächlich schlugen die Wogen des öffentlichen Diskurses aber keineswegs so hoch, daß Weiningers Doktorhut europaweit unübersehbar gewesen wäre. Doch welcher Tumult und welche Umstrittenheit nach jenem tödlichen Schuß ins Herz! Bis 1909 erlebte Weiningers Werk schon 11, bis 1932 noch einmal 17 Auflagen.\* Ob man es nun gut oder schlecht fand, man mußte es gelesen haben. Man mußte es nach jeder Lektüre entweder andächtig zwischen Kant, Nietzsche und all die anderen schieben oder über den verbissenen Fleiß staunen, mit der ein solch junger Mann die eigene hybride Verklemmtheit zum philosophischen Weltgebäude erhoben hatte. »An den Nachweis der Alogizität des absoluten Weibes hat sich der Nachweis seiner Amoralität im einzelnen zu schließen.« Hier sprach wahrlich ein

Zu-kurz-gekommener, ein Ordnungsfanatiker, ein Schubladenwüterich, wenn auch immerhin nicht ganz so hölzern wie Georg Simmel.

Wird Weininger gern angerechnet, er habe ja »das Weibliche« oder »das Jüdische« nur als Chiffren für Anteile benutzt, die grundsätzlich in jedem Menschen vertreten seien, rüttelt es selbstverständlich an Weiningers Verachtung der (eigenen) Schwäche und an seiner Verherrlichung von Kraft, der Idee des Staates, der Riesenopern Richard Wagners und dergleichen mehr um keinen Zentimeter. Der 20 mal bessere Schriftsteller Friedrich Georg Jünger hält ihm zudem (1972 in den *Scheidewegen*) zugute, immerhin sei er kein gewalttätiger Mensch gewesen, der etwa auf der Straße mit einem Knüppel auf die Juden, die Frauen oder die Politik- und Staatsverdrossenen eingeschlagen hätte. »Das Massive seiner Angriffe entspricht dem Zugriff, dem er sich ausgesetzt fühlt. Seine Polemik ist ein Akt der Selbstverteidigung und Notwehr. Ohne Angst ist der durchdringende Scharfsinn seiner Kombination nicht zu denken, und diese Angst wächst, bis sie Verzweiflung wird.« Wie sich versteht, *konnte* Weininger nichts für diese Angst und nichts für seinen Selbsthaß. Aber bei seiner Klugheit hätte er vielleicht wissen müssen, daß sie beide sowohl für die Wahrheitssuche wie für die Literatur stets der schlechteste Ratgeber sind.

Vielleicht fehlte den Weiningern, Mainländern, Michelstaedtern vor allem ein echter Freund? Das Verlangen zumindest des typischen Mannes nach einem solchen dürfte bekannt sein. Der echte Freund ist der uns vorbehaltlos Anerkennende. Damit wäre der erste Kandidat für diese Rolle eigentlich stets der eigene Vater, aber mit dem läuft es meistens schief. Ignoriert er den Sprößling nicht gerade kaltblütig, tyrannisiert er ihn. Seit Sigmund Freud prügelt er nicht mehr so oft, droht jedoch umso hartnäckiger mit »Liebesentzug«. Das Heimtückische an den väterlichen Freunden liegt in der Paarung des Liebenswerten an ihnen mit ihrer Machtstellung. Deshalb hat der Sprößling später, falls er dem Alten in die »Freiheit« entkommen ist, erhebliche Schwierigkeiten, Anerkennung woanders als bei »Autoritäten« zu suchen. Ich spreche natürlich aus eigener Erfahrung. An mir vorüberziehen zu lassen, wievielen namhaften Leuten ich bereits hinterhergerannt bin, bereitet mir immer mal wieder einige Röte im Gesicht, die nicht von der Sonne stammt. Selbstverständlich begehrte man da auch stets rasch auf, sofern es gelegentlich zu einer näheren Beziehung kam. Diese Autoritäten haben es ohne Zweifel nicht leicht. Sie werden von dem, der ihre Freundschaft sucht, gleich doppelt berannt: von einem Bettler um Liebe und von einem Mörder.

**Querfeldein** In der Flur bei Korbach unterwegs, habe ich einen Zusammenstoß mit einem Menschen, den ich zunächst für einen Dorfrüpel halte. Er steckt in derber Bauernkluft. Auf die Tür eines kotbespritzten kleinen Jeeps gestützt, erwartet mich der vierschrötige Kerl an der Landstraße. Er hat beobachtet, wie ich mit meinem Fahrrad auf dem Buckel über einen schlammigen Acker stapfte, anschließend nicht nur den Stacheldrahtzaun zu einer Viehweide überwand, sondern auch einen verschlossenen Hochsitz streifte.

Mit dieser umwerfenden Beobachtung konfrontiert, fahre ich ihn an, ob er nicht mehr alle Tassen im Schrank habe. Er präsentiert einen Ausweis: *Jagdaufsicht!* Nun erklärt der Mann, möglicherweise sei ja an dem Hochsitz etwas nicht in Ordnung. Ich möge mich bitte meinerseits ausweisen. Und was ich in der Umhängetasche dort hätte?

Ich reagiere sofort so empfindlich und gereizt, daß mich der Ordnungshüter kaum noch für einen harmlosen Wanderer halten kann. Es entspinnt sich ein grotesker Streit. Ich bin sicherlich schon dutzendmal im Leben heilfroh gewesen, von solchem Aufruhr nicht in einen Totschlag zu stürmen, der mein Gewissen zertrümmert und mich ins Zuchthaus katapultiert. In diesem Fall ramme ich meinem Widersacher schließlich wutschnaubend meinen Personalausweis unter die Nase, worauf er sich meinen Namen notiert und mich ziehen läßt.

Doch auf der Rückfahrt nach Korbach hacken Wanderfalken auf meinen schweißglänzenden Nacken ein. SchriftstellerInnen verfügen naturgemäß über eine blühende Phantasie. Vielleicht fehlt am Hochsitz die Leiter, weil sie einer zum Kirschenpflücken benötigte – und jetzt bist du es gewesen! Aber schlimmer noch. In deinen Erzählungen kommt ein betuchter Jäger zu Tode, weil der Hochsitz angesägt worden war. Wie willst du dich herauswinden, wenn sich zufällig ein frischer Einschnitt im Hochsitzpfosten mit deinem zum Beweismittel erhobenen Manuskript deckt? Und wurde nicht kürzlich in Gießen ein kleines Mädchen entführt und womöglich ermordet? Hast du Pech, findet sich der Leichnam des Mädchens in dem Hochsitz, den der Jagdaufseher gerade überprüft.

In dieser Verfassung hilft es wenig, sich das alte Sprichwort vorzubeten, der Ängstliche sterbe tausend Tode. Vielleicht läßt sich die Scharte zumindest in der nächsten Erzählung auswetzen. Lächelnd sich hinterm Ohr gekratzt und unschuldsvoll entgegnet: »Was ich in meiner Umhängetasche habe? Sie dürfen gern einmal hineingreifen. Es ist nur ein tollwütiger Fuchs, der in seinen letzten Zuckungen liegt.«

Doch nach dem Mittagessen ging ich in die Offensive. Um mich unverkennbar zu machen, setzte ich mir trotz des warmen Wetters meinen grauen Filzhut auf und

marschierte Richtung Amtsgericht, denn gleich gegenüber liegt die Polizeistation. Die wachhabenden Polizeibeamten werfen sich vielsagende Blicke zu, als ein offensichtlich schräger Vogel mit seltsamem Begehren an ihren Schalter tritt. Ich umreiße mein Streitgespräch mit dem Jagdaufseher. Nun klären sie mich bereitwillig darüber auf, die Jagdaufsicht habe tatsächlich gewisse polizeiliche Befugnisse. Das Recht, in ihrem Aufsichtsgebiet von einem Bürger zu verlangen sich auszuweisen, zähle dazu. Na prima – welcher Bürger weiß das schon? Ich dankte den Beamten und trollte mich.

Wichtiger war mir natürlich gewesen, sie hatten mich gesehen. Ich hatte also nichts zu verbergen. Weder eine gewilderte Feldmaus noch eine Mädchenleiche. Trotzdem ging mir der lächerliche Vorfall noch lange nach. Mir dämmerte, daß ich offenbar tiefsitzende Ängste und Schuldgefühle mit mir herumschleppte, die sich jeden zufälligen Furz aussuchen konnten, um ihn zu einem lebensbedrohenden Wirbelsturm aufzublasen. Die Ursachen dafür sind sicherlich in der Kinderstube zu suchen. Aber hier interessiert mich nur das Phänomen des Außenseitertums, das beharrlich für eine Fortschreibung der Ängste und Schuldgefühle sorgt. Warum?

Weil der Außenseiter aus der Norm fällt. Und es gibt nichts Schlimmeres, als eben aus der Norm zu fallen, vor allem, seit der Kapitalismus die Stanzmaschine, den Waschautomaten und das stets das linke Ohr präsentierende Paßfoto erfunden hat. Dann bist du, bei deiner Lebensführung, unnormal – um nicht abnorm zu sagen. Stapft man etwa querfeldein, obwohl die *rotgrüne* Bundesregierung den Straßenbau fördert wie seit Hitler keiner mehr? Ist man etwa erwerbslos, während die Schulden des Staates im Tempo seiner *Eurofighter* steigen? Kommt man unrasiert und zerlumpt daher, wenn sich die ZerstörerInnen dieses Planeten vor den Fernsehkameras in makellosem Outfit präsentieren? Darf man nach dem Ausverkauf der DDR noch Marxist sein? Ist Verzweiflung zulässig in einer Welt des Schönen Wohnens und des Schönen Betrügens?

Allerdings macht die Norm zuweilen auch den Normierenden zu schaffen. In diesem Umstand könnte ein gewisser Trost liegen. Im selben Sommer (2001) staunte ich nicht schlecht, als mich aus dem Schaukasten der Lokalzeitung der Vorgesetzte einer *Bott*-Figur grüßte, die ich erst kürzlich erfunden hatte. Bei dieser Figur handelt es sich um den Kasseler Landrichter Horst Kallenbreuer – wie fast jedes hohe Tier auch Jäger. Bott ist ihm wegen eines waidwund geschossenen Wildschweins auf der Spur. Nun aber wurde Kallenbreuers Vorgesetzter – der Präsident des Kasseler Landgerichts also – ganz real verfolgt. Der Präsident hatte sich in betrunkenem Zustand auf einem Feldweg bei Schwalmstadt festgefahren. Plötzlich stand das hinter ihm gelegene Kornfeld in Flammen: der heiße Auspuff seines Wagens hatte es entzündet. Die Feuerwehr kommt angerast; bald



darauf die Polizei. Der Täter kann nicht flüchten, denn er hat 2,37 Promille. Doch reicht seine Geistesgegenwart für den Versuch aus, einen Polizeibeamten zu bestechen. Damit endet die Posse zunächst: die Polizei nimmt ihn mit.

Wie sich dann in der Verhandlung herausstellt, ist der Angeklagte schon häufiger dabei beobachtet worden, mit kaum zu verhehlender Alkoholfahne durchs Kasseler Landgericht zu tapen – dessen Präsident er war. Laut Gerichtsreporter wirkt der Angeklagte angeschlagen und kränklich, verfolgt die Verhandlung fast reglos, den Kopf auf die Hand gestützt oder einfach gesenkt. Die Norm ist erdrückend. Ich kann mir gut vorstellen, wie dem Angeklagten zumute war. Oder wie er später – einstweilen vom Dienst suspendiert und einer Berufungsverhandlung entgegensehend – in seinem Häuschen oder in seiner Villa hockt. Er hat seine Haushaltshilfe ausbezahlt, die Vorhänge zugezogen und die Klingel abgestellt. Er könnte vor Scham in dem schönen, eichernen Parkett versinken. Er nimmt einen tiefen Zug aus der Wodkaflasche. Er trinkt auf all die Taugenichtse, die er schon verdonnert hat.

∞ Verfaßt um 2007

**Stürme im Wasserglas**    Möglicherweise werden Leute wie ich im Alter weiser – tapferer aber kaum. Bei den jüngsten Februarstürmen hatte ich Angst wie ein Kind. Rings um das von mir bewohnte Häuschen stehen alte Bäume, die ihre dickeren kränkelnden Äste nur zu gern auf meine Dachziegel krachen lassen. Drei gesprungene Ziegeln und eine abgeschlagene Dachrinne hatte ich bereits. Wann wird der erste Baum zur Gänze umfallen und alles zersplittern? Schon das Heulen des Sturmes zerzt an meinen Nerven, besonders nachts. In der Nacht sind alle Katzen Tiger. Prompt wird mein Bett von weiteren »Vorstellungen« bestürmt, die ich keineswegs gebeten habe einzutreten. Gleich schießt der arm- oder beindicke Ast durch mein Fenster. Da hilft keine Gardine. Gleich tropft es durch meine Zimmerdecke wie bei Mutter Kostelić in Zamir – nur wird mich keine Zora retten. Morgen wird mir Lektorin Soundso mitteilen, meine Erzählung *Zora packt aus* stimme vorne und hinten nicht; für VersagerInnen hätten sie im Programm keinen Platz. Die Ängste rufen einander, gerade so wie alle Gäule einfallen, sobald ein Gaul zu scheißen begonnen hat. Aber sie dampfen und brennen in meinem elenden Leib heißer als auf der Pferdekoppel. Und wenn sie sich früher oder später zum kürbisgroßen Tumor auswachsen, was mache ich dann?

Beim Stichwort »Versagensangst« fällt mir jedesmal ein Kleiderschrank aus Kiefernholz ein, den ich um 2000 für meine Korbacher Kellerwohnung erstand. Da

nagelneu, waren alle Teile ordentlich verpackt. Nun lehnten die Pakete schön an der Wand und türmten sich über Tage und Nächte hinweg zum Eisenberg auf. Der liegt bei Korbach und ist rund 560 Meter hoch. Wäre ich überhaupt imstande, dieses Scheißding aufzubauen? Stecken auch die richtigen Beschläge in den Paketen? Und wenn nicht – woher nehmen, wenn nicht stehlen? Ironischerweise besaß ich auch noch den Gesellenbrief eines Raumausstatters, und ich kenne aus meinem handwerklichen Erwerbsleben Dutzende von »Bewährungsproben«, die mir mindestens soviel Angst einjagten wie die vor der Gesellenprüfung. Und auch das hat sich keineswegs mit dem Altern gelegt. Neulich hatte ich einen Platten im Hinterreifen meines Fahrrads. Wie baut man den eigentlich aus, trotz der 7-Gang-Nabenschaltung? Und bekommt man ihn dann auch wieder hinein, trotz der Felgenbremsen? Und wie stellt man dann diese Scheiß-Gangschaltung wieder ein? Es geht übrigens ohne Trennung des Schaltungszuges, wie ich schließlich erfreut feststellte. Der Preis dieser Freude waren, tage- und nächtelang, Besorgnis, Grübeleien, Angst.

In hartnäckigen Fällen wie mir können Sie alle Mentaltraining-Broschüren, Philosophiekurse und Psychotherapien vergessen. Ich kenne sie alle – und sie nützen alle nichts. In meinesgleichen wirkt ein winziger Kobold, der bereits dem Fötus im Seepferdchenfuß saß. Er hat die Augen eines Fischadlers, damit ihm nicht eine der vielen Chancen, Angst zu haben, entgeht. Er hat ein Riesengedächtnis, das mit Vorliebe Schlechtes, Ungünstiges, Furchtbares bereit hält, um es mir bereits am Morgen, wenn ich glücklich auf der Bettkante sitze, um die Ohren zu schlagen. Sein Lieblingsspruchwort ist: *Der Ängstliche erleidet tausend Tode*. Eine Freundin von mir glaubt fest daran, mit dem wirklichen Tod hätten alle Ängste ein Ende. Liegt sie richtig, weiß ich, was mir mein liebstes Schicksal wäre.

Es wird Sie nicht verblüffen, wenn ich der Vollständigkeit halber bemerke, bei meinesgleichen sei die Neigung zur Ängstlichkeit von Kind an stets mit dem Drang zur Großmäuligkeit gepaart. Sie sind auf dieselbe Wippe geschnallt: sinkt die eine ab, schnellte die andere in die Höhe. Allerdings habe ich in dieser Hinsicht bescheidene Erfolge zu verzeichnen: die Selbstüberschätzung nimmt mit zunehmendem Alter doch ab. Dafür wird eben die Ängstlichkeit fetter, wie es scheint, die ja in vielen Fällen nichts anderes als Mangel an Selbstvertrauen ist. Es gibt Tage, da traue ich mir noch nicht einmal zu, eine Visitenkarte zu verfassen. Gelingt mir dann aber gar eine längere Erzählung, frage ich mich schon nach wenigen Wochen, beim Wiederlesen, entgeistert: Das soll von dir sein? Wie hast du *das* denn, bitteschön, geschafft ..? Ich kann es gar nicht glauben.

Ich nehme an, Größenwahn und Blütentraum (Goethes Vorschlag für »Illusion«) nähren sich gegenseitig. Man sieht, hört oder liest von eindrucksvollen Laufbahnen oder Abenteuern und bildet sich ungeprüft ein, dazu habe man selber auch das Zeug. Verfährt man noch mit 40 oder gar 70 so, werfen einem als »ausgeglichen« geltende Zeitgenossen vor, man sei ein unverbesserlicher Kindskopf. Und wenn schon? Was kann das Kind dazu, sich unter lauter Riesen geworfen zu finden? Oder was kann es für jene berüchtigte »Explosion« des Gehirns, die den altsteinzeitlichen Menschen vor ungefähr 100.000 Jahren ereilt haben soll? Jedenfalls schuf dieses, nach wie vor so gut wie ungeklärte Ereignis in seinem Schädel Platz genug für jene Blütenträume und für enorme Spannungsweiten, die nur der glückliche »Ausgegichene« im Nu mit seinem »gesunden Menschenverstand« zu überbrücken pflegt. Den Ausgeglichenen hat die Mama rechtzeitig in Biederkeit und Opportunismus – oder, modischer gesprochen, der Kunst des Ankommens gebadet. Darauf komme ich gleich zurück.

∞ Verfaßt 2018

Laut *Brockhaus* war der schweizer Schriftsteller **Max Pulver** (1889–1952) auch »bedeutender Graphologe im Umkreis von C. G. Jung«. Soweit ich weiß, möchte ein Graphologe aus der Handschrift Rückschlüsse auf Persönlichkeit und Gemütsverfassung des betreffenden Schreibers ziehen. In Band 9 weist das Lexikon allerdings darauf hin, die »Kunst der Handschriftendeutung« sei mit Vorsicht zu genießen. Das glaube ich gern, denn zu den führenden Experten auf diesem Fachgebiet wird der Holzhammerphilosoph Ludwig Klages gezählt, der 1917 das Werk *Handschrift und Charakter* vorlegte. Pulver schätzte den Guru und veröffentlichte selber mindestens zwei graphologische Bücher.

Mir hätte Pulver wahrscheinlich auf Anhieb beträchtliche »Versagensangst« oder wenigstens ein gerütteltes Maß an Unsicherheit bescheinigt. Jedenfalls in meiner Jugend. Ich hatte nämlich von der Wiege an Schwierigkeiten, halbwegs flüssig zu schreiben. Das trat besonders peinlich immer dann hervor, wenn es galt, meine Unterschrift zu leisten. Ich benötigte Jahrzehnte, um sie einigermaßen absatzlos und gefällig unter ein Behördenformular oder gar unter einen Brief an den Verlagslektor Soundso zu setzen. Im übrigen hatte ich den Versuch flüssig zu schreiben bald nach meiner Schulzeit ohnehin aufgegeben. Soweit noch erforderlich, schreibe ich seit rund 50 Jahren auch mit der Hand ausschließlich »Druckbuchstaben«. Ich wüßte inzwischen schon gar nicht mehr, wie man die Buchstaben verbindet. Gewiß ist meine Druckschrift etwas zeitaufwendiger als die Schreibschrift, aber meine Rettung war natürlich (um 1967) die Schreibmaschine, die ich

bald mit vergleichsweise großer Meisterschaft zu bedienen verstand. Nur war es im vergangenen Jahrhundert noch verboten oder zumindest verpönt, beispielsweise Liebesbriefe auf der Maschine abzufassen, und insofern hatte ich schon einige Probleme. Ja, sicher, mit der Liebe sowieso.

Wahrscheinlich bin ich aufgrund meiner Handschreibkrankheit nie Politiker oder gar Minister geworden. Die Vorstellung, ich müßte vor den Augen der sogenannten Öffentlichkeit einen Freundschaftsvertrag mit Wladimir Putin oder auch nur Willy Brandts Radikalenerlaß unterzeichnen, jagt mir heute noch Schauer ein.

∞ Verfaßt um 2022 • Siehe auch → Kosmologie, Hansen → Im Anhang *Zeit der Luchse* Kap. 7 (Hämmern)

## Ankommen

*Das Wendewort.* Aber es gilt nach wie vor. Solange Merkel, Wagenknecht und all die anderen befähigten Genossen in der *Demokratie* ankommen; *USPD, Grüne, PDS* in deren kriegstrunkener Mitte; Lauterbachs Impfmahnbriefe in unseren Hausbriefkästen; die Kinder in der Erwachsenenwelt und die Querulanten in der Vernunft, ist die Welt in Ordnung. *Ankommen* schließt in der Regel Fluchten, Ausstiege, Revolten ab. Die Ausreißer sind wieder da. Der Angekommene ist erfolgreich angepaßt worden. Jetzt kommt er beim Publikum gut an.

In meinem westdeutschen *Duden* von 1983 ist das Wort in der besagten metaphorischen Bedeutung nicht zu finden. Was wir im christlichen Abendland bis dahin kannten, war vielleicht die Ankunft des Heilands. Von den Marxisten getreulich ins Soziologische übertragen, sorgte die Lehre von der Ankunft selbst in der DDR für Tröstung, während das Volk über den Tisch gezogen wurde. Denn im Zeichen des christlich-marxistischen Fortschrittsdenkens läßt sich jeder Blaue Fleck und jede Schweinerei rechtfertigen, weil es ja immer nur besser werden kann. Die Geschichte marschiert unbeirrt auf unser Heil los – und nicht etwa heillos. Da war die »Wiedervereinigung« schon fast das Paradies. Später kamen 98 Prozent aller linken SchullehrerInnen im Wahn der sogenannten Pandemie an. Man darf diese Charakterrüden aber nicht MitläuferInnen schimpfen, weil man sonst wegen »Verharmlosung des Nationalsozialismus« vor Gericht kommt. Vor die Söhne und Enkel der Nazi-RichterInnen.

Ein prominenter vorbildlicher Ankammer war bereits der spätere Bundeskanzler Gerhard Schröder gewesen. 1980 noch amtierender *Juso*-Vorsitzender, schrieb er im

Sammelband\* *Die Linke*, hinter der »Globalisierung« verberge sich »nichts anderes als eine Neuauflage des amerikanischen Imperialismus der 50er und 60er Jahre.« Mit dieser »Wahnsinnstrategie Solidarität« zu üben, verstoße gleichermaßen gegen bundesdeutsche Interessen wie gegen die Belange weltweiter Friedenspolitik. Nebenbei beklagte er die Sitte der tonangebenden westdeutschen Blätter, die SU in Karikaturen wieder als blutrünstigen Bären zu geben, und verurteilte die entsprechende Bonner »Konfrontations- und Boykottpolitik«. Ins gleiche Horn soll der *SPD*-Vorsitzende Rudolf Scharping noch um 1993 geblasen haben. Die Forderung, auch die Deutschen müßten endlich wie alle anderen überall auf der Welt militärisch intervenieren können, lehne die *SPD* ab. Sechs Jahre später machte Schröders Kriegsminister Scharping den bahnbrechenden Nato-Überfall auf Jugoslawien mit. Als Bush 2001 nach dem Einsturz der Zwillingstürme seinen »Krieg gegen den Terror« lostrat, versicherte ihm Schröder umgehend Deutschlands »uneingeschränkte Solidarität« – der Wahnsinn war schon zur Methode mutiert. Scholz und Baerbock brauchten ihn lediglich zu kopieren. Wer sie »Yankeeersch kriecherInnen« nennen würde, bekäme nicht Post von Lauterbach, vielmehr vom jeweils zuständigen Staatsanwalt.

Nebenbei festgehalten: Als die halbe Welt im Frühjahr 2014 Wladimir Putin wegen seiner »völkerrechtswidrigen« Krim-Anschluß-Pläne verdammt, konterte Altkanzler Schröder auf einer *Zeit*-Veranstaltung in Hamburg ungewohnt selbstkritisch: »Er handelt wie ich ... Da haben wir [1999] unsere Flugzeuge nach Serbien geschickt und die haben zusammen mit der Nato einen souveränen Staat gebombt – ohne dass es einen Sicherheitsratsbeschluss gegeben hätte.« So laut einem *FAZ*-Bericht vom 10. März 2014.\*\* Ich wüßte nicht, daß dieses eigentlich sensationelle Geständnis eines »Völkerrechtsbruches« die Republik aufgewühlt und Schröder vor den Kadi gebracht hätte. Vielmehr dürften auch die *grünen* WortführerInnen, die jetzt Krieg machen, nicht über Achselzucken und Grinsen hinaus gekommen sein.

Ich nehme stark an, in seinen *Juso*-Anfängen hatte Schröder auch die farbenprächtig gestaltete Broschüre\*\*\* von 1947 *Sozialismus als Gegenwartsaufgabe* verschlungen. Schon bezeichnend überwiegend in einem kalten Grün gehalten, leuchtet einem nur das Wort »Sozialismus« in flammendem Rot vom Titelblatt entgegen. Es war ein Frühwerk des jungen schwäbischen Landrates und Sozialdemokraten Fritz Erler. Es kreist um die Erkenntnis: »Kapitalismus bringt Krisen, und Krisen bringen Krieg.« Konsequenter spricht sich Erler deshalb auch gegen die Blockbildung und Westbindung aus. Deutschland dürfe sich »keiner Seite in die Arme werfen und zum Streite hetzen, es muß

das Bindeglied zwischen beiden sein.« Lesen Sie dieses Gesäusel nie Baerbock vor, sie bekäme einen Tobsuchtsanfall!

Wie aber erleben wir Erler, inzwischen Bundestagsabgeordneter, wenige Jahre später? Als Vorkämpfer all dessen, was er in seiner 52seitigen Broschüre angeprangert hatte. Darunter befand sich selbstverständlich auch das Privateigentum an Produktionsmitteln, bevorzugt in der Rüstungsbranche. Im Lauf der 50er Jahre begrüßte Erler Wiederbewaffnung und Nato-Beitritt und schwang sich zum »außen- und wehrpolitischen Sprecher« seiner Partei auf. 1964 auch Bonner Fraktionschef der *SPD*, wurde er bald als kommender »Verteidigungsminister« oder gar Kanzlerkandidat gehandelt. Das konnte nur durch eine Krebserkrankung verhindert werden, der Erler 1967 mit 53 Jahren erlag.

Vor knapp 10 Jahren überwarf ich mich bei einem Wiedersehen mit einem ehemaligen Mitkommunarden. Ich hatte ihm gestanden, die offizielle 9/11-Version (muslimische Selbstmörder greifen USA an) nach wie vor für eine faustdicke Lüge zu halten; irgendwie hätten die Yankees das Ding selber gedreht. Da machte er große Augen und zeigte mir einen Vogel. Überhaupt sei mein Festhalten an anarchistischen Positionen wirklich »Kinderkram«, fügte er hinzu. Das war zuviel. Ich ließ den Freund kurzerhand sitzen. Daß die Welt für Nichtankommer rasch schmaler und schneidender wird als ein Tellerrand, läßt sich allerdings nicht bestreiten.

∞ Verfaßt 2022

\* Hrsg: Gremliza/Hannover, VSA-Verlag, Hamburg 1980. Der Beitrag von Schröder hieß »Die Linke vor der Alternative: Krieg oder Frieden«, siehe bes. S. 189–91.

\*\* Günter Bannas, »Er handelt wie ich«, <http://www.faz.net/ukraine-gerhard-schroeder-erklaert-putins-politik-12840337.html>, 10. März 2014

\*\*\* Neckar-Verlag Herbert Holtzhauer, Schwenningen 1947, bes. S. 21 + 46

## **Anthroposophie**

**Rudis Restekiste** Wer dem sagenumwobenen Begründer der sogenannten Anthroposophie auf den Zahn fühlen will, läuft Gefahr, sich am Berg seiner Bücher die Zähne auszubeißen. Gegen Rudolf Steiner (1861–1925) geht selbst ein Georg Simmel noch als Dichter durch. Steiner schreibt äußerst unanschaulich, umständlich, hölzern. Von so etwas wie Sprachgefühl ist er ähnlich weit entfernt wie der Andromedanebel von der Erde. Die Entfernung beträgt ungefähr 2,5 Millionen Lichtjahre, wobei bereits *ein* Lichtjahr 9,46

Billionen Kilometer mißt. Bei Galaxien wie unserer Milchstraße oder dem ihr benachbarten Andromedanebel handelt es sich bekanntlich um riesige Sternhaufen. Steiner liebt kosmische Dimensionen, die Substantivierung und allerlei Wortungetüme, die uns wie Wagners Drache das Hirn aus dem Schädel blasen. Im ganzen ist Steiners Wortschatz auffallend und schmerzlich dürftig. Möglicherweise hat er diese Armut aus dem »vollen Seelenleben« bezogen, das er sich öfter bescheinigt.

Der Kern seiner Lehre ist im Nu umrissen. Selber Idealist, behält Steiner den Materialismus – wenn auch getreu der in beiden Lagern beliebten Fortschrittsidee als Höherentwicklung – den Mineralien, Pflanzen, Tieren vor. Nur das Wesen des Menschen wird durch das Denken ausgemacht. Konsequentermaßen genug ins Übersinnliche vorgetrieben, schließt dieses Denken das einzelne Ich mit dem Hegelschen Weltgeist, dem Kosmos und dem Strom aller vergangenen und kommenden Zeiten kurz. »So hat sich der physische Erdenplanet herausentwickelt aus einem geistigen Weltwesen«, ist aus Steiners Buch *Die Geheimwissenschaft im Umriss* von 1910 zu erfahren. Der Mensch gilt ausdrücklich als Krone der Schöpfung. Allerdings wird der einzelne Mensch – verblüffenderweise auch der Planet Erde, wie Steiner weiß – mehr oder weniger oft wiedergeboren. Auch hierin geht es von Nieder nach Höher. Hinken Sie beispielsweise von Kind auf, brauchen Sie nicht zu verzweifeln; Sie müssen nur ein wenig Geduld haben. Am Ende winkt die Vollkommenheit. Um diese aus der peinlichen Nähe solcher bekannten Phänomene wie Gott, Heiliger Geist, Nirwana zu rücken, mußte Steiner ungefähr 150 Bücher schreiben. So lenkt er auch von seiner engen Verwandtschaft mit Leuten wie Platon, Schopenhauer, Ludwig Klages ab.

Klages – 10 Jahre jünger als Steiner – verlegt das Übersinnliche in unsere »Seele«, während er den »Geist« der materialistischen Teufelei zieht. Vielleicht gingen um 1900 so viele Kosmogonen und Priester um, weil die kommunistischen Gespenster zu handfest zu werden drohten. Immerhin hält Steiner bei allem Versteckspiel Jesus Christus hoch. Deshalb heißt die erbauliche Abteilung der Anthroposophen nicht Waldorf-, vielmehr Christengemeinde. Pädagogik und biodynamische Landwirtschaft, Salbenzubereitung und Geldinstitute unter dem Zeichen eines Mannes zu betreiben, der sich bereitwillig an ein Kreuz nageln ließ – da braucht es viel Kredit. Gewiß haben wir in Steiner weder den ersten noch den letzten Denker, der aus *Furcht vor der Freiheit* (Erich Fromm 1947) zum Glauben zurückkehrt. Doch nicht jeder ist so schlau, seiner religiösen oder mystischen Wegweisung den Anstrich von Rationalität, Naturwissenschaft, Beweisbarkeit zu geben. Damit fußt sie nicht mehr auf Wünschen oder Bekenntnissen, sondern auf »Tatsachen«. Der Glaube wird laborfähig.

So mancher Chemiestudent wäre allerdings von der Dreistigkeit erstaunt, mit welcher Steiner ein ums andere Mal Phänomene, die er soeben vermutet oder behauptet hat, nach wenigen Absätzen (und Ablenkungen) als bewiesen hinstellt. Vielleicht würde er sogar von Steiners Neigung zur Roßtäuscherei sprechen. Dabei gefällt sich Steiner in der Rolle des geduldigen Onkels, der nicht nachläßt, den fehlgeleiteten Kindern gut zuzureden; den anderen Kindern schmeichelt er gern, indem er sie unablässig der »Vorurteilslosigkeit« für fähig hält. Der onkelhafte Tonfall ist wichtig um zu unterstreichen, daß Steiner nur »scheinbar abstrakt« spricht. Das »Nebulose« gewisser Mystiker verurteilt er entschieden. Er haßt Phantasten. Er nämlich spricht aus »vollem seelischen Leben«, aus »gesunder Seelenverfassung« oder »gesundem Sinn«. Er spricht wahr, weil er sich »unbefangener Seelenbeobachtung« befleißigt. Das Wort unbefangen kommt in jedem fünften Satz vor; es meint auch Unverdorbenheit, wodurch es sowohl Steiner wie seine LeserInnen adelt.

Solche stinkenden Beteuerungen machen Steiners Tatsachen und Beweise aus. Da wundert es einen kaum, wenn die Ausdrücke »gemäß der Naturforschung« und »wissenschaftlich« zu Steiners Lieblingswörtern zählen. Lassen wir ihren namensgebenden Pleonasmus einmal unberücksichtigt, ist an Steiners Anthroposophie (»Menschenweisheit«) gar nichts neu. Siegfried Kracauer weist schon 1921 (in der *Frankfurter Zeitung*) auf die »Synkretismen« dieser Lehre hin – es handle sich um ein Gemenge aus allen möglichen Religionen und Mysterien, Aberglauben und Weisheiten. Eine Bekannte von mir, die in ihrer Kommune mit einer Waldorflehrerin zusammen leben muß, sprach einmal von einem verworrenen Schwarzalbenreich, das sie an Richard Wagners pompösen *Ring* erinnere. Möglicherweise sei Steiner der einzige Mensch, der in den unzugänglichen dunklen Gefilden, die er vor uns ausbreitet, einigermaßen durchblickte. Nun ja, das könnte immerhin erklären, warum er sich die ungeheure Mühe ihres Erschaffens machte – um selber als Lichtgestalt dazustehen.

Die Bücher von Colin Wilson (1985) und Christoph Lindenberg (1992) sind nicht dazu angetan, diesen Verdacht zu entkräften. Für ein sorgfältiges Urteil liefern sie allerdings entschieden zu wenig Material. Beide Autoren sympathisieren mit der Lichtgestalt. So unternehmen sie auch beide keinen ernsthaften Versuch, die Lehre Steiners mit dem Menschen Steiner zu konfrontieren. Insbesondere von Steiners Kindheit erfährt man so gut wie nichts – jedenfalls nichts Triftiges. Wenn Lindenberg Steiners Mutter »schweigsam« nennt, ist es schon viel. Beziehung zum Vater? Der Bahnbeamte spornt Rudi zum Lernen an. Dies bei Wien in ländlicher Idylle. Wer jemals als Dorfpimpf leidenschaftlich gern gehänselt worden ist, kann hier eigentlich nur Unheil wittern. Wilson



rückt immerhin – über seine Darstellung verstreut – mit einigen Charakterzügen Rudolf Steiners heraus. Steiner könne seine Gefühle nicht zeigen. Sinnenfeindlich. Man habe den Eindruck, er könne nicht aufhören zu denken; er denkt pausenlos. Ein Umstand übrigens, der dem erwähnten Ludwig Klages quälende Schlaflosigkeit bescherte. Mit der Realität habe Steiner enorme Schwierigkeiten. Er spaltet sie ab; Weltflucht. Als er zum Führer der Bewegung wird, errichtet er »eine Mauer der Distanz« um sich. Seine erste Frau ist erheblich älter als er; Mutter. Seine zweite Frau – Marie von Sivers – erklärt es zu Steiners Aufgabe, »geistiger Führer der Menschheit« zu sein. Wie wir wissen, stellte sich Steiner dieser Aufgabe. Denn zwar war er klein, schwächling und schüchtern, aber sehr ehrgeizig, wie Wilson immerhin ebenfalls erwähnt.

Bleibt noch das berüchtigte »Charisma«, das Steiner wiederholt bescheinigt worden ist. Auch von Stefan Zweig zum Beispiel, der ihm um 1900 in Berlin begegnete, wie er in seinem Lebensrückblick *Die Welt von gestern* mitteilt. Seine Schilderung findet sich auch im Anhang von Lindenberg's Buch; allerdings geht Lindenberg lieber nicht so weit, Stefan Zweigs Resümee gleichfalls zu zitieren. Es lautet: »Ich maße mir kein Urteil über die Anthroposophie an, denn mir ist bis heute nicht deutlich klar, was sie will und bedeutet; ich glaube sogar, daß im Wesentlichen ihre verführerische Wirkung nicht an eine Idee, sondern an Rudolf Steiners faszinierende Person gebunden war.« Leider sind Unterwerfungs- und Verehrungssucht in sämtlichen ideologischen Lagern verbreitet. So etwas wie Charisma hatten oder hätten schließlich auch Leute wie Ludwig Klages, Hitler und Stalin, John F. Kennedy, Joschka Fischer oder die sozialistische Prinzessin Sahra Wagenknecht zu bieten. Sie sind ÜberredungskünstlerInnen. Bedürftig, wie sie offenbar sind, beschwören sie uns, ihnen Glauben zu schenken – ihnen zumindest einen kleinen Vertrauensvorschuß zu gewähren. Auch nach längerem Nachdenken fällt mir nicht ein Führer ein, der kein Scharlatan und kein Neurotiker gewesen wäre. Selbst unter den Philosophen lassen sich selten gefestigte, nämlich weder nach innen noch nach außen betrügerische Exemplare finden.

Fromm weist in seiner erwähnten Untersuchung darauf hin, für eine trotzig, lebensfeindliche Grundhaltung sei in nicht wenigen Fällen verdrängte Feindseligkeit gegen den eigenen Vater verantwortlich. Im Falle des galligen Arthur Schopenhauers mit seiner schwärzlichen Lehre mag es eher die eigensüchtige Mutter gewesen sein. Sigmund Freud hatte kurzerhand von einer starken Anziehungskraft zwischen persönlichen Ängsten und einer »pessimistischen Auffassung der Dinge« gesprochen. Mir macht nämlich niemand weis, die Anthroposophie oder irgendwelche anderen Heilslehren, esoterischen Schulen,

»spirituellen« Strömungen faßten die Dinge positiv auf; dann bedürfte es ja ihrer verdächtig undurchsichtigen Jenseitigkeit nicht.

Reiten linke KritikerInnen gern auf einigen rassistischen oder gar faschistischen Äußerungen Steiners herum, halte ich es für überflüssig. Die irrationale, autoritätsgläubige und gleichmacherische Wirkung seiner Lehre genügt für die Empfehlung, um jede Waldorfschule einen möglichst großen Bogen zu machen. Ehemalige SchülerInnen und andere Autoren haben diese Wirkung ausführlich beschrieben; ich nenne nur Elisabeth Voß (im *Kommunebuch*, Göttingen 1998), Guido und Michael Grandt (1999), Sybille-Christin Jacob / Detlef Drewes 2001. Danach werden in diesen so praktisch, so handwerklich ausgerichteten Schulen gehorsame Gliederpuppen geschnitzt. Wen wundert es, wenn die Waldorfschulen aus Steuergeldern subventioniert und von mindestens jedem zweiten Bundespräsidenten gelobt werden? Sie passen eben zu unserem Vater Staat.

∞ Verfaßt um 2003

Der *Brockhaus*-Eintrag über Anthroposophie ist nicht übel. Immerhin deutet er einige krause Züge der grundsätzlich idealistisch angerührten, sonst freilich in allen Farben schillernden Mixtur an, die der Schriftsteller beziehungsweise Prediger Rudolf Steiner seiner Mitwelt vor ungefähr 100 Jahren verabreicht hat. Dagegen mißfällt mir der Eintrag zu den *Waldorfschulen* in Band 23. Er erweckt den Eindruck, es ginge den dortigen Pädagogen vornehmlich um neue und bessere Unterrichtsmethoden. In Wahrheit ist ihr Hauptanliegen, ihren Schäfchen eben jene Mixtur in die Venen zu jagen und dadurch alle eventuell vorhandenen Antikörper, vor allem antiautoritäre, in die Flucht zu schlagen. Peinlicherweise waren die Waldorfschulen im Erscheinungsjahr 1994 bei verschiedenen Linken oder Alternativen schon durchaus beliebt. Später setzten mir mehrere angeblich anarchistisch gestimmte Kommunen sogar SchülerInnen dieser Anstalten vor die Nase.

Eine recht seltsame Anhängerin des Gurus aus dem österreichischen Kaiserreich war die nahezu unbekannte süddeutsche Ärztin **Helene von Grunelius** (1897–1936). Ich vermute stark, ihr früher Tod geht auf das Konto ideologischer und emotionaler Konflikte, denen sie nicht gewachsen war. Leider ist man in ihrem Fall rundum auf Vermutungen angewiesen. Die wenigen Internetquellen stammen offensichtlich von Leuten, die kein Interesse daran haben, die weiße Weste Rudolf Steiners zu beflecken, des weisen Gründers der anthroposophischen Bewegung, der 1925 gestorben war. Grunelius hatte den Meister wenige Jahre früher noch persönlich bei Kursen kennengelernt, die er abhielt. Sie war auch von ihrem Straßburger Elternhaus her für die Anthroposophie gestimmt. Zunächst

Ärztin in Stuttgart, wirkte sie ab 1935, also nur noch für eine kurze Lebenszeit, in einem anthroposophisch geprägten Sanatorium, das bei Pforzheim im Schwarzwald lag. Dort stellte sie ihre Arbeit schon im folgenden Jahr ein und trat eine wohl ziemlich überstürzte Reise nach Italien an. Sie kam aber nur bis Basel, weil sie »gesundheitlich zusammenbrach«, wie das Universal-Lexikon *Wikipedia* so allgemein wie möglich mitteilt. Daran starb sie im Dezember, 39 Jahre alt.

Immerhin gelangt man über *Wikipedia* zu einem vom Mediziner und Steiner-Anhänger Peter Selg verfaßten Porträt der Ärztin, das etwas genauer wird.\* Danach wurde das schwarzwälder Sanatorium *Burghalde* (im Frühjahr 1935) unter Mitarbeit von Grunelius vom Ehepaar Eugen und Lili Kolisko eröffnet. Nach »nur einem Jahr« habe sich Eugen K., der rund vier Jahre älter als Grunelius war, jedoch entschieden, nach London zu gehen, um dort ein anderes anthroposophisches Projekt aufzubauen. Dadurch habe Grunelius ihre »Pläne und Hoffnungen« jäh durchkreuzt gesehen. Sie habe es abgelehnt, das Sanatorium ohne Kolisko zu leiten, und sich »in sehr angegriffenem Gesundheitszustand« auf ihre »gehetzte« Italienreise begeben.

Spätestens an dieser Stelle muß es in jedem skeptischen Hirn klingeln. Zunächst hatten wir ja im Deutschland jener Jahre, seit 1933, ein faschistisches Regime. Das war ersichtlich imstande, das schwarzwälder Sanatorium, wie so manches andere aus dem anthroposophischen Tätigkeitsfeld, trotz offizieller Ächtung der anthroposophischen Bewegung zu dulden oder gar zu fördern. Dabei gab es in beiden Lagern jeweils recht unterschiedliche Auffassungen über die Nähe oder Ferne voneinander, wie etwa der US-Historiker Peter Staudenmaier betont.\*\* Übrigens erwähnt Staudenmaier auch den Umstand, daß die Anthroposophen im faschistischen Italien erheblich bessere Karten als in Deutschland hatten. Somit ist nicht auszuschließen, Grunelius habe ihre Italienreise, zumindest unter anderem, just aus diesem Grund angetreten. Möglicherweise war sie ja deutlich nazi-freundlicher gestimmt als Kolisko, der sich schließlich auch noch rechtzeitig aus Deutschland absetzte. In dieser Hinsicht muß natürlich auch die naheliegende Frage erlaubt sein, wie die vergleichsweise junge Ärztin denn nun zu ihrem Chef und Mitstreiter Eugen Kolisko (1893–39) oder zu Lili Kolisko (1889–1976) oder zu beiden gestanden habe? Die Gattin war wohl vier Jahre älter als ihr Mann. Sollte hier ein übliches Liebes- und/oder Konkurrenzdrama mitgespielt haben? Jedenfalls muß auch die Frage erlaubt sein, wie glücklich oder unglücklich Grunelius um 1935 gewesen sei, sieht man einmal von der Erfüllung ab, die sie (angeblich) in ihrer therapeutischen Sanatoriumsarbeit fand. Meine Quellen interessiert das nicht.

Im *Wikipedia*-Artikel über Eugen Kolisko taucht immerhin weiterer Zündstoff auf, wenn auch nur andeutungsweise. »Die Auseinandersetzungen nach dem Tode Steiners führten 1934 zu Koliskos Entlassung aus der Stuttgarter Waldorfschule und 1935 zur Trennung von der Anthroposophischen Gesellschaft. 1936 emigrierte er nach England, wo er eine anthroposophische Universität gründen wollte.« Bald darauf starb er jedoch, mit 46, »während einer Zugfahrt«. Wie und warum, wird nicht gesagt. Obwohl Eisenbahnzüge oft die unterschiedlichsten Überraschungen bergen und viele Fenster und Türen haben. Hier führt aber ein Porträt Koliskos aus der Feder Joop van Dams weiter\*\*\*, wenigstens ein bißchen weiter. Der Niederländer ist gleichfalls Mediziner und Steiner-Anhänger. Ihm zufolge hatte der klein und zart gebaute Arzt, Chemiker und Waldorflehrer Kolisko von Kind auf einen steifen linken Arm. Er zählte anfangs zum engsten Steiner-Kreis. Er war lesewütig und eher ungesellig. Van Dam bestätigt das Zerwürfnis Koliskos mit der »offiziellen« Anthroposophie um 1930, erhellt es mir freilich wenig. Wahrscheinlich war Kolisko bezüglich der Weltlage pessimistischer gestimmt als seine Ex-Genossen. Von dem Projekt im Schwarzwald habe er sich eine vielgefächerte »therapeutische Provinz« versprochen, Landwirtschaft eingeschlossen. Das sei jedoch »nicht zustande« gekommen. »So emigrierte er ...«, schreibt Van Dam. Ein kühner, nichtssagender Übergang. Über die Gründe von Koliskos Scheitern (in nur einem Jahr!) dürfen wir ähnlich rätseln wie über die Frage, in welcher Gestalt wir dereinst wiedergeboren werden. In London packte Kolisko die Aufbauarbeit für seine Universität mit Hilfe von Gesinnungsgenossen und offenbar auch seiner Frau Lili schwungvoll an, wogegen ihn eine USA-Vortragsreise im Frühjahr 1939 enttäuscht und ermüdet habe. Auf dem Weg zu einem westlich von London gelegenen Institut sei er plötzlich einem Herzschlag erlegen. Er sei in seinem Zugabteil allein gewesen. Gottseidank, keine lästigen Zeugen! Denkbare finanzielle und erotische Gesichtspunkte klammert der Text aus.

Möglicherweise findet sich Näheres in einem »Lebensbild« Eugen Koliskos, das seine Gattin Lili, die ungleich älter wurde als er, verfaßt und (1961) veröffentlicht haben soll.\*\*\*\* Vielleicht sogar Näheres über Von Grunelius? Vielleicht wohlwollendes, vielleicht gehässiges? Oder sollte sie sich gar zu der anteilnehmenden Vermutung aufschwingen, Helene von Grunelius' Sterben in Basel müsse ein verflucht einsames, kaltes Geschäft gewesen sein?

\*\* Ansgar Martins / Peter Staudenmaier, »Anthroposophie und Faschismus«, 7. Juni 2012:

<https://hpd.de/node/13507>

\*\*\* Forschungsstelle Kulturimpuls, o. J.: <https://biographien.kulturimpuls.org/detail.php?&id=207>

\*\*\*\* Wie es aussieht, vergriffen. Ich finde derzeit nur zwei antiquarische Angebote – für 52 und für 120 Euro plus Versandkosten. Das muß ja ein Edelstein deutschsprachiger Prosa sein.

Ich versicherte bereits andernorts, ich hätte mir nie eingebildet, zu den Hoffnungsträgern im Reich der Musik zu zählen. Wenn ich mich trotzdem an einer Laufbahn als Liedermacher versuchte, ist die *Kreuzberger Asphaltoper* schuld. Das war eine von Rainer Ganz (später AL-Abgeordneter) geleitete Westberliner Agitproptruppe, die sich um 1976 vor allem des Zündstoffs der Miet- und Sanierungsfrage annahm. Mir half sie entscheidend, den Zusammenbruch meiner (maoistischen) Partei und meiner Ehe zu verwinden; nebenbei durfte ich Gitarre und Tenorbanjo schrubben. Zur Querflöte griff ich erst um 1979 bei der von mir mitgegründeten Musikgruppe *Trotz & Träume*, die sich sogar zu einer (selbstproduzierten) Langspielplatte aufschwang. Ich glaube, wir ließen 1.000 Stück pressen. Sobald Putin in Berlin eingefallen ist, werden seine KämpferInnen sicherlich noch ein paar Kartons aus irgendeinem Keller ziehen, um mit unseren scharfen Scheiben Frisbee zu spielen.

Die *Asphaltoper* hatte immerhin einen Trompeter zu bieten. Das war **Manfred Birreg** (1941–80), ein hübscher, blondgelockter, drahtiger Kerl, der wahrscheinlich deshalb jäh aus unserer Mitte gerissen wurde, weil er auch bildhauerische Neigungen besaß. Mit seiner Mutter aus Ostpreußen geflohen, war Manfred bei Hamburg aufgewachsen. Er habe schon als Junge stets einen Bleistiftstummel in der Hosentasche gehabt, zum zeichnen, heißt es in einer unveröffentlichten Erinnerung der Bremer Journalistin Eva Schindele, die ihn gut kannte. Ein Versuch Seemann zu werden, scheitert an seinem eher zarten, etwas scheuen Naturell. Ab 1964 studiert der gelernte Schaufenstergestalter und frühe Wehrdienstverweigerer zeitweilig Architektur an der Westberliner Kunstakademie. Später widmet er sich der künstlerischen und politischen Arbeit im Rahmen der antiautoritären Subkultur der »Frontstadt«. Er entwirft Plakate, liefert Karikaturen und bläst für die *Kreuzberger Asphaltoper* bei der Mieteragitation ins Blech. Er nimmt durch Bescheidenheit und Hilfsbereitschaft für sich ein. Den Einzug ins Charlottenburger Rathaus (für die *Alternative Liste*) verpaßt er um wenige Stimmen. Sein Geld verdient er durch Nacharbeit in Kliniken; dieses Milieu kennt er bereits von seinem Ersatzdienst her. Er ist anspruchslos, beinahe ein Asket. Im »Sanierungsgebiet« Klausener Platz wohnt er

an einem schon damals begrünten Hinterhof. Auf den Dielen im Zimmer liegt kein Teppich, aber regelmäßig eine Meditationsmatte. Und dann stehen überall seine »Installationen« herum.

Manfred nahm sich gern ausgedienter alltäglicher Gegenstände an, um sie in Kunstwerke zu verwandeln. Er liebte vor allem Lichtobjekte. Zuletzt arbeitete er, darin früher »Öko«, an einem *Pflanzenkrankenhaus*. Die Patienten sollten in einer beleuchteten Glasvitrine von Ziegelsteinen erwärmt werden. Dazu benötigte er offenbar das alte, elektrische Bügeleisen, das er sich beim Trödler besorgt hatte. Am betreffenden Wochenende im September 1980 wunderten sich Freunde und Nachbarn, daß sich Manfred gar nicht mehr blicken ließ. Am Montag drangen sie in seine Wohnung ein. Der 39jährige lag rücklings auf den Dielen, in der einen Hand das Bügeleisen, in der anderen einen Schraubenzieher – tot. Sie riefen die Polizei.

Schindele meint, ein Mord- oder Selbstmordverdacht sei nie erhoben worden. So dürfte er denn versehentlich einem Stromschlag zum Opfer gefallen sein. Ob er vielleicht leichtsinnig gehandelt hat, kann sie nicht beurteilen.

∞ Verfaßt um 2020

## **Automobilisierung**

Einige LeserInnen sind vielleicht schon über das Schicksal der Tänzerin Lena Amsel unterrichtet, die sich 1929 bei Paris in einem *Bugatti* überschlug. **Jean Bugatti** (1909–39), auch »Monsieur Jean« genannt, seit 1936 Leiter der im Elsaß (bei Straßburg) gelegenen väterlichen Automobilfabrik, erwischte es 10 Jahre nach Amsel, als er unweit der Fabrik auf der Landstraße zwischen Duttlenheim und Entzheim im eigenen Testwagen einem angeblich »unvorsichtigen« Radfahrer ausweichen wollte. Sein *Bugatti 57 C Tank* hatte »weit über« 200 Sachen drauf!\* In dieser Gemächlichkeit prallte der 30 Jahre alte Designer und Werksleiter (am 11. August 1939) gegen einen Baum. »Der explodierende Benzintank setzt den Baum und eine nahe Mühle in Brand, Monsieur Jean wird aus dem Rennwagen geschleudert und ist sofort tot.« Die baumlose Stelle sah sich später durch einen klobigen Stein getröstet, der das Gedenken an den vorbildlichen Verkehrsteilnehmer Jean Bugatti bis zum heutigen Tage wachhält. Die deutsche *Wikipedia* zeigt ein Foto davon. Sie weiß übrigens auch genau, der Radfahrer, dem Bugatti angeblich »ausweichen musste«, kam »aus einem Feld« – so ein Schurke! Sicherlich ein Gurkendieb. Wo diese

phantasievolle Ausschmückung zugunsten des Rennfahrers ihrerseits herkommt, steht nicht in dem betreffenden Eintrag. Aber gegen 200 Sachen kommt sie wohl kaum an.

Die Fabrikation in Molsheim wurde 1963 eingestellt. Was blieb, war der legendäre Ruf, und siehe da, 1998, im Antrittsjahr des »rotgrünen« Kanzlers Gerhard Schröder, ging die Marke *Bugatti* auf das deutsche Volk beziehungsweise die *Volkswagen AG* über.

Ich gehe noch auf einen weiteren Autosportler ein. Der 1921 geborene Brite **Dennis Brain** war allerdings im Hauptberuf Hornist. Für ihn hatten bereits prominente Komponisten wie Britten, Hindemith oder Malcolm Arnold Stücke geschrieben. Auch war er 1956 in der Londoner *Royal Festival Hall* am ersten Spezial-Auftritt des Spaßvogels und Tubaspielers Gerard Hoffnung beteiligt. In dessen dort präsentiertem Orchester soll Brain unter anderem eine Gummi-Schlauch-Pipe gespielt haben, die er sorgfältig stimmte, indem er sie mit einer Gartenschere beschnitt. Francis Poulenc schuf seine *Elegie für Horn und Klavier in memoriam Dennis Brain* naturgemäß erst Ende 1957, nachdem der humorvolle Hornist am 1. September des Jahres nach einem auswärtigen Konzert (Symphonie *Pathétique* von Tschaikowski) versucht hatte, die 600 Kilometer von Edinburgh nach London mit seinem *Triumph TR2* in weniger als vier Stunden zurückzulegen, wie ich einmal vermute. Der 36jährige kam kurz vor London von der Straße ab und prallte gegen einen Baum. Hätte Poulenc die Elegie auch dann geschrieben, wenn Brain in einen Pfadfinder-Trupp gerast wäre?

Poulenc zählt seit Jahren zu meinen Lieblingskomponisten. Unter anderem besitze und schätze ich eine CD mit *Chamber Music* (Deutsche Grammophon 1989), auf der, zum Klavier, verschiedene Blasinstrumente zu hören sind, vom Fagott bis zur Flöte. Vier von den fünf gebotenen Werken finde ich geradezu umwerfend, je nach Periode: frech, einschmeichelnd, feurig und ähnliches mehr. Am wenigsten gefällt mir aber ausgerechnet das mittlere Stück: just die *Elegie* zu Brains Gedenken. Es kommt mir gar zu programmatisch und zerrissen vor, bei dem Anlaß vielleicht kein Wunder.

Makabererweise ist zu lesen, Brain sei nicht der erste durchs Automobil bewirkte bewegende Verlust für den Franzosen gewesen. 1936 war nämlich Poulencs Landsmann, Berufskollege und Freund Pierre Octave Ferroud bei einer Ungarnreise verunfallt – gerade so alt wie später Brain, 36. Damals soll das Unglück zu Poulencs Hinwendung zum Katholizismus beigetragen haben. Vielleicht hätte er sich besser nicht zum Katholizismus hingewandt, sondern vom Kapitalismus abgewandt. Möglicherweise hätte ihm das sogar den Herzinfarkt erspart, der ihn mit 64 jäh dem Pariser Trubel entriß.

Zu den 20 größten postmodernen Übeln dürften der Autoverkehr, die Berufspolitik und die Frauenbefreiung zählen. **Veronika Fischer** (1964–2012) verkörperte sie gleich im Strauß. Als sie am Sonntag den 6. Mai 2012 aus ihrer am Mayener Marktplatz gelegenen kleinen Wohnung getragen wurde, war sie tot. Da hatte sie die Übel immerhin schon 47 Jahre lang ausgehalten. Mayen, knapp 20.000 EinwohnerInnen, liegt westlich von Koblenz. Fischer (*CDU*) war die amtierende Oberbürgermeisterin der Eifelstadt gewesen. Sie hatte zwei halbwüchsige Kinder, lebte jedoch »seit einiger Zeit« von denen und deren Vater getrennt. Die gebürtige Westfälin stand in jeder Hinsicht auf eigenen Füßen. Sie war gelernte Juristin, ehrgeizig und sogar filmbar. Prompt mauserte sich das blonde »Frauchen« um 2000 zur »knallharten« Politikerin, wie es überall heißt. Indessen ahnten die Zeitgenossen auch vielerorts, daß Fischer »innen« eher einer empfindlichen Schwimmblase glich. Schon am Samstag als vermißt gemeldet, war sie anderntags in ihre bereits durchsuchte Wohnung zurückgekehrt, wo sie abends nur noch tot vorgefunden wurde. Die Art des Selbstmordes wird nirgends genannt. Kummer mit Nahestehenden wird zwar gemutmaßt. Wahrscheinlich habe Fischer aber vornehmlich unter dem von ihr mitgeschaffenen Arbeitsklima gelitten: den meist versteckt vorgebrachten Angriffen auf diese »Chefin« also, die es angeblich liebte, ihre Kollegen im Stadtrat entweder stundenlang an die Wand zu reden oder mit knappen bissigen Kommentaren an derselben aufzuspießen. Das Magazin *Focus* wußte auch, Fischer hatte erst Ende März einen »schweren« Autounfall gehabt, bei dem ihr Wagen in Brand geriet; sie habe sich freilich noch aus diesem retten können. Denkbare andere brennende oder nicht brennende Unfallopfer übergeht das Magazin. Diesen Crash überstand sie also glimpflich. Bald darauf, am 8. Mai, war der Regionalpresse zu entnehmen, die größere Katastrophe habe die zierliche Frau, die so gern Machthaberin war, wenige Tage vor ihrem Tod geahnt, als sie seufzte: »Dieser Job bringt einen um.«

Liegt Martin Randelhoff von der TU Dortmund (2019) richtig, leistet sich die Welt jährlich 1,35 Millionen, täglich rund 3.700 Straßenverkehrstote. Tag für Tag wird also ein traditionsreiches Städtchen wie Freyburg an der Unstrut ausradiert, nur möchte es keiner sehen. Bei Kindern sei der Straßenverkehr bereits die häufigste Todesursache. Die jährlichen Verletzten schätzt Randelhoff auf 50 Millionen. Da die Autos inzwischen Panzern ähneln, landen heutzutage nicht mehr ganz so viele Leute im Sarg oder im Rollstuhl. Zukünftig nur mit einem Daumen und dem eingebrannten Schrecken zu



erwachen, ist allerdings auch nicht gerade ermunternd. Hätte Randelhoff seine Zahlen den Corona-Viren unterbreitet, hätten sich diese totgelacht. Stellte man ähnlich überraschend, wie kürzlich eine sogenannte Pandemie ausgerufen wurde, die weltweite Produktion von Autos ein, brähe wohl mehr als nur Freyburg an der Unstrut zusammen.

An das Unglück, die UNO nähme plötzlich die postmoderne Befreiung der Frau zurück, darf man gar nicht denken. Keine *Tesla*-Managerinnen mehr, keine Soldatinnen und Kriegsministerinnen, keine Bischöfinnen, Fernsehintendantinnen und Oberbürgermeisterinnen und so weiter und so fort. Für jeden männlichen Schandtäter, der wohlweislich erst einmal Gras über sein Verbrechen wachsen lassen will, findet sich in der Postmoderne auf der Stelle weiblicher Ersatz. Bleibt nur noch zu hoffen, Fischers Kinder, einerlei welchen Geschlechts, hätten mehr Glück als die Mutter.

∞ Verfaßt 2022

Der damalige Geschäftsführer der sächsischen *NPD*-Landtagsfraktion **Uwe Leichsenring** (1967–2006) leistete sich im letzten Sommer seines Lebens ein besonders leckeres »Kavaliersdelikt«. Zwischen Pirna und seiner Heimatgemeinde Königstein auf der Bundesstraße unterwegs, setzte der massige, gedrungene Volksvertreter mit seiner *Mercedes*-Limousine zum Überholen einer Autokolonne an, prallte jedoch auf einen ihm entgegen kommenden Lastwagen. Leichsenrings Fahrzeug wurde in zwei Teile gerissen; der Lastwagen geriet in Brand. Während Leichsenring, erst 39, noch an der Unfallstelle starb, wurde der Lkw-Fahrer mit schweren Verletzungen ins Krankenhaus geflogen. Vielleicht wußte es der Verletzte bereits: Im Hauptberuf war Leichsenring, seit 2000, selbstständiger Fahrlehrer gewesen.

Wo bleiben die Linken? Wie erfüllen wir die Frauenquote? Wir schmuggeln einen »Maßstab« ein. Am Abend des 16. Januar 2002 per Autobahn von Bremen nach ihrem Wohnort Bremerhaven unterwegs, entschloß sich die Rechtsanwältin und *SPD*-Politikerin **Hilde Adolf**, Mitglied der bremischen Landesregierung, einen Lastwagen zu überholen. *Wikipedia* meint, dabei habe die 48jährige »aus ungeklärter Ursache bei einer Geschwindigkeit von etwa 160 km/h die Kontrolle über ihren Dienstwagen verloren« ... Der von Adolf gelenkte, nun schleudernde Wagen flog aus der Bahn und prallte gegen mehrere Bäume. Auch sie starb noch am Unfallort. Gespräche mit dem Lkw-Fahrer und Untersuchungen sowohl des Fahrzeugwracks wie des Leichnams ergaben, laut Pressemeldungen, keine Anhaltspunkte für ungünstige äußere Einflüsse (Wetter eingeschlossen)\*, technische Defekte oder »Vorerkrankungen«. Heute läge somit der

starke Verdacht nahe, Adolf sei an Corona gestorben. Sie hatte zuletzt das Amt der Bremer *Senatorin für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales* bekleidet. »Hilde bleibt der Maßstab«, überschrieb die Bremerhavener *Nordsee-Zeitung* am 9. Dezember 2010 einen Artikel, der eine soeben erschienene Biografie über die flotte Senatorin vorstellte. Im Raum Bremen sind ein Preis und mehrere Örtlichkeiten nach ihr benannt. Da sieht man, wie Leistung und Leichtsinn sich lohnen.

Der Chor der Trauernden ließ sämtliche friesischen Pappelhaine und Windradmasten erzittern, und ich stimme nachträglich ein. Vielleicht hätte Rechtsanwältin Adolf heutzutage noch nicht unbedingt für Zwangssterilisationen plädiert, aber eine energische Vorkämpferin des Maskenzwangs wäre sie mit hoher Wahrscheinlichkeit gewesen. Die Maske erstickt ja nicht nur die Viren, sondern auch das lästige, von bestimmten Gesichtszügen hervorgelockte Mitgefühl. Kapuze auf, Kopf ab, zack – das wußten schon so manche herzoglichen Henker oder Leibgardisten Allahs zu schätzen.

∞ Verfaßt 2022

\* Nobis / Frischemeyer, <https://www.welt.de/print-welt/article369348/Tragischer-Unfalltod-der-Bremer-Sozialsenatorin.html>, 18. Januar 2002

Seit dem Heraufkommen der Massengesellschaften zählen **Statistiken** zu den wirksamsten Lügen- und Betrugsmitteln der jeweils herrschenden Cliquen. Das leuchtet fast unmittelbar ein, weil Massen eben eine gleichsam natürliche Vorliebe für große Zahlen haben. Dagegen war den winzigen »proletarischen Vorhuten«, die wir auch in Deutschland hatten, schon um 1970 klar, die Statistiken der Arbeitsämter werden grundsätzlich beträchtlich gefälscht. Inzwischen gibt es derart viele Sorten von »Unterbeschäftigung«, daß die Behörden- und Fernsehchefs nach Belieben mit ihnen jonglieren können. Die Massen fressen es. Wahrscheinlich erregen auch die Statistiken über die jährlichen Opfer des Straßenverkehrs wenig Anstoß. Schließlich gibt es kaum ein Mitglied der Masse, das unmotorisiert wäre, und die Motorisierten haben den verständlichen Wunsch, sich sicher zu fühlen. Deshalb fahren sie diese gepanzerten Wagen mit den scheunenbreiten Mäulern. Zwischen 1970 und 2017, lese ich erfreut bei *destatis.de*\*, haben wir in Deutschland einen unablässigen und starken Rückgang der Verkehrstoten zu verzeichnen, von 21.000 auf 3.000. Das gibt gute, beruhigende Zeitungsüberschriften. Bei den Verletzten soll der Rückgang allerdings schon deutlich weniger stark ausgefallen sein, von knapp 600.000 auf knapp 400.000. Das paßt nicht mehr so gut in die Zeitungsartikel. Denn viele dieser Verletzten sind einäugig oder einbeinig, rollstuhlfahrend oder Selbstmordkandidaten. Dies

lebendig an die Wand zu malen, können wir von der Statistik wohl kaum verlangen. Sie tötet jeden Einzelfall.

Vorausgesetzt, die Leute vom Statistischen Bundesamt sind die Redlichkeit in Person, könnte man sich immer noch fragen, woher sie das alles, was sie uns erzählen, eigentlich wissen. Und ob der Bürger im Zweifelsfall eine Möglichkeit hätte, die Quellen und die Darstellung seiner Bundesamtsleute zu überprüfen? Da sehe ich ziemlich schwarz. Schon die ersten Glieder der Informationskette, die MelderInnen und ErfasserInnen von Verkehrsunfällen, sind nur Menschen. Sie haben ihre Interessen und Schwächen und machen zuweilen Fehler. Dies dürfte gewaltig verstärkt erst recht für die aufgeblasene Plandemie gelten, die uns neulich verordnet worden ist. Viele kritische Stimmen behaupten, auch von den jüngsten »Impfschäden« erreichten uns nur Bruchteile, weil sie, aus Kosten- oder Gehorsamsgründen, von den Ärzten gar nicht erst gemeldet oder spätestens in den maßgeblichen Instituten umfrisiert würden. Übrigens erläuterte der wohlbestallte Statistiker Gerd Bosbach bereits im Frühjahr 2020, welches Ausmaß an Unklarheit und Willkür beim Operieren mit Zahlen von Infizierten, Verstorbenen, Bedrohten am Werke ist.\*\* Viel komme auf die Kriterien an, und die seien oft unterschiedlich. Schon an der Frage, ob ein alter Mensch *mit* oder *an* Corona gestorben sei, scheiden sich bekanntlich die Geister. Ferner arbeiten die Schürer der Panik gern mit Hochrechnungen, nämlich durchaus ungesicherten Annahmen, ohne dies jedoch einzugestehen. Ähnliches gilt »natürlich« für die Temperaturmessungen und Alarmmeldungen der angeblichen KlimaschützerInnen und für tausend andere Bereiche. Hier ist immer höchster Argwohn angebracht.

Um noch einmal auf die Impfschäden zurück zu kommen, steht uns nach Ansicht der bekannten kritischen US-Mediziner Joseph Mercola und Ryan Cole geradezu eine erdweite Springflut in Haus. Ihre Darstellung\*\*\* klingt eigentlich glaubhaft. Aber in den Leidmedien werden sie verleumdet. Die beiden behaupten, seit den jüngsten Impfungen nähmen vor allem verschiedene Krebs-, ferner Autoimmun-Erkrankungen, Schlaganfälle, Unfruchtbarkeit und anderes auffällig zu, dabei selbst unter jungen Menschen. Sie stützen sich dabei auf Aussagen vieler Ärzte, eigene Laborerfahrungen und sogar Daten aus der renommierten *Defense Medical Epidemiology Database (DMED)*, die auch vom Pentagon benutzt wird. In der Tat hatte nämlich ein Whistleblower des Militärs »gesungen« und die alarmierenden Daten für eine öffentliche Anhörung zu Verfügung gestellt. Kurz darauf habe das Pentagon den Zugang zu *DMED* gesperrt – und als es ihn nach einer Woche wieder freigab, seien die »Spitzen« des alarmierenden statistischen Verlaufs plötzlich

entschärft gewesen. Cole entkräftet die Ausreden des Pentagons und spricht von einem Betrug auf *Watergate*-Niveau.

∞ Verfaßt 2022

\* [https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressekonferenzen/2018/Verkehrsunfaelle-2017/pressebroschuere-unfallentwicklung.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressekonferenzen/2018/Verkehrsunfaelle-2017/pressebroschuere-unfallentwicklung.pdf?__blob=publicationFile)

\*\* »Solchen Wissenschaftlern würde ich gerne Kamera oder Mikrofon entziehen«,

<https://www.nachdenkseiten.de/?p=59617>, 26. März 2020

\*\*\* <https://www.rubikon.news/artikel/todlicher-gesundheitsschutz-2>, 4. August 2022

Der Schüler **Tobias Przemek Ropel** (1984–2001) wurde nur 16 Jahre alt. Von dem Foto auf der »Gedenkseite«, die Freunde eingerichtet haben, blickt uns ein hübscher Bursche etwas herausfordernd an – das hat auch Charme und läßt sich unmöglich mit einer Kriegserklärung verwechseln. Noch geht der Jugendliche auf die Korbacher Louis-Peter-Schule. Er denkt an irgendeine Lehre bei den hiesigen Gummiwerken, die von besagtem Louis Peter dereinst gegründet worden, später der *Conti* zugefallen sind. Er ist gesellig, stets für einen Scherz zu haben, sicherlich auch für einen Umtrunk, aber alles im harmlosen Rahmen.

Der Rahmen wird erst im Juli 2001 beim Korbacher Altstadtfest gesprengt. Da verlassen einige Jugendliche, unter ihnen Tobias, um Mitternacht das Festzelt auf dem Obermarkt, legen sich mit einigen Mitgliedern des Motorradclubs *Bandidos* an – oder umgekehrt. Alle sind mehr oder weniger angetrunken. Der Club hatte sich im Zelt bereits mit dem Wirt gestritten. Jetzt greift ein tätowierter 41jähriger mit Zopf den 16jährigen Schüler an, der ihn zuvor beschimpft haben soll, packt ihn am Kragen und sticht ihm ein Klappmesser in den Bauch. Die Messerklinge ist 10 Zentimeter lang. Tobias stirbt gegen Morgen im Krankenhaus. Die BürgerInnen, die beim Frühstück Radio hören, sind entsetzt. In *ihrer* Stadt! Richter Heinz-Volker Mütze wird dem Täter ein Jahr darauf einen »absolut nichtigen« Anlaß für das Ziehen seiner Waffe bescheinigen. Und selbstverständlich habe solch ein Messer nichts auf einem Sommerfest zu suchen. Immerhin, am Nachmittag stellt sich der zunächst geflüchtete Täter der Polizei. Er habe sich angegriffen gefühlt, aber keine Tötungsabsicht gehabt. Mütze nimmt ihm das schließlich ab, zumal die Frau des in Vöhl am Edersee wohnenden Täters vor dem Kasseler Landgericht versichert, er habe zu Hause voller Reue geweint. Seine Kleidung hatte sie, nach den Feststellungen der Kriminalpolizei, anderntags Bekannten gegeben – zum Verbrennen. Der Regionalpresse zufolge wurde der Angeklagte, der zuletzt als Aushilfe in einem Korbacher Tatoo-Studio gearbeitet hatte, im April 2002 wegen vorsätzlicher Körperverletzung mit Todesfolge zu einer Haftstrafe von

vier Jahren und drei Monaten verurteilt. Nach drei Jahren ist er wieder frei. Die Gedenkseite für sein Opfer steht noch im Internet.

Korbach, früher Hansestadt, ist die Hauptstadt des nordhessischen Landkreises Waldeck-Frankenberg. Im Schnitt kommen in diesem Landkreis jährlich ungefähr acht Menschen bei Straßenverkehrsunfällen um – mal junge, mal alte. Zugegeben, es waren schon einmal mehr.\* Da die Autos auch und gerade im Waldeckschen, dank der *Conti*-Reifen beispielsweise, »sicherer« geworden sind, beläuft sich der Rest, nämlich an Nichttoden (um 200 Schwerverletzte bei jährlich rund 3.900 Verkehrsunfällen im Landkreis), inzwischen auf verkrüppelte, am Tropf hängende oder von Alpträumen heimgesuchte Beteiligte. Dieser Befund ist im Landkreis noch niemals Anlaß zu öffentlicher Bestürzung gewesen.

∞ Verfaßt 2020

\* »3.916 Unfälle im Kreis«, *lokal 24 / Eder-Diemel-Tipp* (Kassel), 31. Mai 2020:

<https://www.lokal24.de/lokales/waldeck-frankenberg/3916-unfaelle-waldeck-frankenberg-wild-vielfach-eine-gefahr-13781344.html>

Siehe auch → Alter, 73 (Autobahn) → Blüher (DDR, dazu auch → Achtundsechzig, Ritas *RUD*, Mühlhausen)  
→ DDR, Dudow (sozialistische Unfälle)

## Autorität

Bevor Friedrich II. der bekannte »Große« wurde und gleich nach seiner Thronbesteigung im Jahr 1740 in die militaristischen Fußstapfen seines Erzeugers trat, hatte er eine jugendliche antiautoritäre Phase zu durchlaufen, die seinem deutlich älteren Busenfreund **Hans Hermann von Katte** (1704–30) den Kopf kostete. Sie hatten im selben Regiment gedient, gemeinsam Flöte und womöglich sogar wechselseitig an ihren ähnlich geformten Fortpflanzungswerkzeugen gespielt. Als Friedrich 18 war, hielt er die Bevormundung durch seinen Alten nicht mehr aus und bat Von Katte, ihm beim Ausreißen gen Frankreich zu helfen. Das war im August 1730. Leider flog das abscheuliche »Fahnenflucht«-Unternehmen auf. Beide Rebellen wanderten in den Kerker. Zwar wurde dann »nur« Leutnant von Katte, 26, auf königlichen Befehl in der Festung Küstrin enthauptet, aber angeblich zwang der Alte seinen Sprößling Friedrich dabei zuzusehen. Später söhnten sich Friedrich Wilhelm der I. und sein Kronprinz wieder aus.

Im folgenden wurde der berühmte Vorfall zu den unterschiedlichsten literarischen Werken verwurstet, die kaum noch zu zählen sind. Ich nehme ihn zum Anlaß mich zu fragen, was eigentlich von dem vielgestaltigen, weitläufigen, wenn auch stets gut zentralisierten Gebilde namens *Staat* zu halten sei? Selbstverständlich gar nichts. Der Staat wurde vor einigen tausend Jahren erfunden, damit beschäftigungslose BürgerInnen ihrer sogenannten Elite dienen konnten. Die Elite war nämlich nicht erpicht darauf, auch noch ihre eigene Beschäftigung zu verlieren. Die bestand vor allem im Kriegführen. Dazu benötigte die Elite die Steuern und die Söhne ihrer BürgerInnen – und zwar bald in erhöhtem Maße, damit man sich den neugeschaffenen Staat überhaupt leisten konnte. Diese ganzen Befehlsstäbe, Politbanden und Bürokratenheere, für die schon der Schatten der Pyramiden nicht zur Deckung ausreichte, wollten ja besetzt und ernährt sein.

Zum Glück besaß der Staat auch das Monopol aufs Geld – Finanzhohheit genannt. Niemand verbot ihm, sich bis ins Astronomische hinein zu verschulden oder die Gelddruckmaschinen anzuwerfen. Dabei fiel dann auch Mildtätigkeit gegenüber den Bedürftigen der Gesellschaft ab – denn sie in Krisenzeiten (keine Kriege, keine Arbeit, keine Impfbereitschaft) einfach verhungern zu lassen, geht ja nur in Unrechtsstaaten wie der DDR. Vorher hatten sich die Leute kurzerhand aus dem Wald ernährt. Jetzt wurden sie verwaltet. Wir stehen hier vor dem entscheidenden Punkt des Geniestreichs namens Zivilisation: den Bürger entmündigen, um ihm helfen zu können. Er sollte sich nicht mehr selber helfen. *Vater Staat* nahm ihm großzügig alles ab. Die Politik, die Arbeit, das Geld, die Bildung, die Verantwortung, ja selbst seine Geheimnisse und noch manches andere. Ihn in mehr oder weniger kleinen, selbstgewählten Bündnissen leben und wirtschaften zu lassen, wie es ihm grad beliebt, kommt heute schon gar nicht mehr in Frage, weil die Elite auf Globalisierung pocht beziehungsweise den Planeten zu einer Schiefen Ebene zu planieren gedenkt, auf der die Rubel wirklich nur noch in ihre Taschen rollen.

Die Rede vom *Vater Staat* ist verräterischer, als die Schröders und Merkels denken. Verzweifelt unsereins regelmäßig an der Ohnmacht unterdrückter und unrecht behandelter Menschen in Nah und Fern, knüpft er selbstverständlich an seiner Kinderstube an. Unsere Väter waren die ersten, die das Recht beugten, weil sie die Auslegungshoheit und das Gewaltmonopol besaßen. Sie waren die ersten, die Fürsorglichkeit heuchelten, wenn sie Eigennutz meinten. Sie versorgten uns um den Preis, ihnen zeitlebens dankbar sein zu müssen. Bleiben wir diese Dankbarkeit schuldig, versorgen sie uns gern mit Schuldgefühlen. Kriechen wir wieder zu Kreuze, bläuen sie uns erneut das vernagelte »Clandanken« ein, das im größeren Maßstab »Vaterlandsliebe« heißt. Mehr zum Staat unter **S**.

Vor rund 20 Jahren war ich für knapp zwei Jahre im Sozialdienst eines Korbacher Altenheims angestellt. Einmal sah mich meine Vorgesetzte in ihrem Büro stirnrunzelnd an und sagte: »Ich glaube, Sie haben ein Autoritätsproblem, Herr R. ...« Offenbar hatte ich mich einmal mehr verstockt oder aufsässig gezeigt. Und die Dame hatte natürlich recht. Es ist ein umfassendes Autoritätsproblem, anhand dessen man sich mehr oder weniger erfolglos durchs Leben hangelt. In vielen Fällen läßt sich leider kaum oder gar nicht entscheiden, ob eine Widersetzlichkeit einer armlangen Schraubzwinge, die immer wieder vom geleiteten Sofagestell abspringt, oder aber dem Chef, Vater Staat, Mutter Natur, dem System, der Geworfenheit in die Welt oder auch einer Geliebten gilt, die einen kürzlich verlassen hat. Dieser treulosen Beißzange schmeißt man dann wütend die trotz oder wegen eingekerbter Andruckklötze zum 28. Male abgesprungene Schraubzwinge auf die Füße. Man sollte deshalb, neben dem Staat, auch das Problem *Vermischter Motive* nicht unterschätzen. Wegen dieser Gemengelage tat ich meinem letzten Chef, ein in seinem Fach ausgezeichnete Raumausstatter-Meister, ohne Zweifel wiederholt auch Unrecht. Im übrigen war er ein glühender Verfechter des Leistungs- und Führungsprinzips. In der DDR hätte er es womöglich bis ins *Staatssekretariat für Arbeit und Löhne* gebracht.

Ich fürchte fast, das weite Feld »Autoritätsproblem« sei letztlich ein »Ich-Problem« – das Problem eines Ohnmächtigen, der nie als Machthaber zum Zuge kommt. Ob sich mein Zorn gegen harmlose Gebrauchsgegenstände, etwa eine klemmende verglaste Bücherschranttür, oder gegen durchtriebene Angehörige, Hunde, Vorgesetzte richtet, dürfte doch im Grunde egal sein. Denn er gilt stets einer Verweigerung. Sowohl die erwähnte Schraubzwinge wie die abtrünnige Geliebte verweigern ihren Gebrauch. Auch der Politiker, der in durchaus bejahendem Zeitgeist einen *Erlebnispark* einweiht, ergrimmt mich durch ein »Nein!« – mir wäre die Erhaltung eines Sumpfes, in dem sich Ringelnattern und Regenpfeifer tummeln, lieber gewesen. Der Zorn raucht stets aus dem Schlund eines Ichs. Das möchte die Welt so und so haben, doch sie zeigt ihm nur einen Vogel.

Hier wird man natürlich einwenden, dies sei kindisch. Das ist nicht falsch. Ich bin imstande, abspringende Schraubzwingen oder zusammengebackene Briketts auf der einen und Kinderstuben oder Bundeskabinette auf der anderen Seite mit der gleichen Inbrunst zu verfluchen, weil sie die gleiche Zumutung darstellen. Sie werden mir vorgesetzt; ich bin von ihnen abhängig; ich kann sie so gut wie nicht beeinflussen. Meine Ohnmacht und Kränkung ist in allen Fällen die gleiche. Sogar das Vermögen, beispielsweise Allmacht, Unverwundbarkeit, Freiheit zu denken, wurde mir aufgezwungen. Nur die Freiheit selber enthielt man mir leider vor.

**Mike, bei Fuß!** Ich kam bereits als Knabe zu meinen Großeltern. Auf die Jahre vorher schieben sich gern meine Gedächtnislücken. Sollten Sie MentaltrainerIn sein, werden Sie vielleicht eher von meinen akrobatischen Verdrängungsleistungen sprechen. Jedenfalls lehne ich es wegen dieser Lücken ab, meinen Vater Rudi kurzerhand schlecht zu machen. Allerdings hatte ich nach der Scheidung meiner Eltern immer mal wieder jenes »Autoritätsproblem«, das mir die Sozialdienstchefin bescheinigte. Und wo soll es denn hergekommen sein, wenn nicht durch das erzieherische Wirken meines Erzeugers? Verwandte schimpften Rudi gern jähzornig, rechthaberisch und wenig rücksichtsvoll, aber deren Urteile gehören sicherlich ebenfalls abgelehnt, wegen Befangenheit oder Voreingenommenheit. Der Krieg hatte Rudi aus Ostpreußen in ein Fritzlaer Gefangenenlager verschlagen. Er war ein Fremder, von dem man so gut wie nichts wußte. Wer weiß, welche Märchen und Winkelzüge er sich ausgedacht hatte, um an eine Lehrerstochter und die Kohle für ein eigenes Rundfunk- und Fernsehgeschäft zu kommen. Er war unerfreulich wie die mißglückte Eroberung Rußlands. Für meine Verwandten.

Letzte Woche hatte ich einen für mich bezeichnenden Traum. Dabei sehe ich einmal von dem Riesenproblem ab, daß die Erinnerungen an Träume unüberprüfbar, somit alles andere als verlässlich sind. Ich befand mich ganz deutlich mit meinem letzten Chef, dem schon eben erwähnten begabten Handwerksmeister, und dessen Gattin in einem Raum. Beide beklagen gerade, sie vermißten, offensichtlich rückblickend, bis zur Stunde eine Entschuldigung für meine oft ruppige, jedenfalls ungerechtfertigte Widersetzlichkeit. Prompt brause ich auf. Das fand ich bereits damals selber nicht gerade schön. Ich deute mit dem Zeigefinger auf beide und stelle schneidend, herrisch, zornig und drohend fest: »Sie sind mindestens genauso schuld wie ich an unserem schlechten Verhältnis!« Ein kleines Widerwort der beiden, und ich wäre vermutlich handgreiflich geworden. Aber da bin ich wohl vorher erwacht.

Nebenbei hat sich das Auftauchen der Vergangenheit (vor 2000) in dem Traum auch in diesem Fall, wie nicht selten, mit einem aktuellen Eindruck vermischt. Ich hatte am Vortag gerade Geflügelte Ameisen aus dem Haus verscheucht, die mich hartnäckig jeden Frühsommer heimsuchen. Die krabbelten nun überall herum, während ich mich, als Besucher, mit dem Ehepaar zankte. Das heißt, in der tatsächlichen Vergangenheit war es leider nicht nur Gezänk gewesen, und das geht sicherlich vorwiegend auf mein Konto. Ich habe Schimpfkanonaden vor Augen, die schon fast Tobsuchtsanfällen glichen. Die Befehls-



gewalt meines Chefs und die damit verbundenen Anmaßungen haben mich anscheinend zunehmend bis zur Weißglut empört. Nicht, daß er preußischer Militarist gewesen wäre, aber doch, wie bereits angedeutet, entschiedener Anhänger das »Leistungsprinzips« – und wo *Leistung* verlangt wird, ist *Leitung* nicht weit entfernt, wie manche Bekannte von mir sogar noch aus der DDR wissen. 2000 kündigte ich und schloß mich noch im selben Jahr einer anarchistisch gestimmten Landkommune in Mecklenburg an. Da hatte ich die Befehlsgewalt vom Hals – dafür kamen rasch andere Probleme.

Ich entsinne mich einer kurzen Betrachtung zum »Führungsstil« meines Chefs, die ich in der Endfassung meiner *Ausgewählten Zwerge* ausgespart habe, um mir nicht den Vorwurf einzuhandeln, statt meines Vaters nun meinen letzten Chef schlecht zu machen. Ich zitiere sie:

>>Verfügt ein Handwerksbetrieb zwischen Werkstatt und Büro über eine Treppe, lassen sich vorteilhafterweise von deren Kopf aus Namen oder Befehle zur ebenerdig gelegenen Werkstatt hinunterbrüllen. Wie knifflig deine Arbeit auch gerade sein mag, dein Chef darf dich jederzeit darin unterbrechen. Hieve die Schaumstoffplatten auf den Speicher, zerre den Teppich für Soundso aus dem Keller, fahre den Sprößling zum Reitplatz, überprüfe den Werkzeugkoffer, der noch im Wagen des Chefs liegt. Im Koffer sieht es aus, als habe er ihn am Abschleppseil hinterhergeschleift. Dein Chef ist viel zu teuer, um eine Zange in zwei Laschen zu stecken oder den Deckel des Schraubenfaches zu verriegeln. Für eine Meisterminute hat der Kunde ungefähr 60 Cent zu zahlen. Nimmt dich dein Chef dann als Kofferträger zum Kunden mit, bei dem es Stahlseile für Fenstervorhänge anzubringen gilt, darfst du sogar in die Rolle einer Zahnarthelferin schlüpfen, die freilich nur geknurrtes und gebelltes Deutsch versteht. »Bohrschrauber.« »Trägerfuß.« »Her den Meter.« Diese Dinge haben im Bruchteil von Sekunden in seinen blind ausgestreckten Händen zu landen, mögen sie auch längst 20 Zentimeter von ihm entfernt auf der Fensterbank liegen.

Dein Chef bellt – und du machst den Hund. In der Tat liebt es unser Chef, vom Kopf der Treppe aus zu rufen: »Mike – bei Fuß!« Dabei setzt er stets ein Grinsen auf, das Selbstironie bezeugen soll. Natürlich liegt ihm nichts ferner. Seine Sache sind Selbstüberschätzung und Selbstgefälligkeit, denn Befehlsgewalt wirkt unweigerlich wie eine Potenzdroge. Zu den Lieblingsphrasen meines Chefs zählt die wegwerfende Feststellung: »Das ist überhaupt kein Problem.« Wieso auch? Schließlich scheint sich die Welt im Maße seines Bellens oder Fingerschnipsens zu drehen. Er braucht nur sein großes Maul zu öffnen, schon springen seine Leute. Notfalls renken sie ein, was er selber in seiner mit Hektik gepaarten Grobheit verhunzt hat. Denn eine andere Sache ist es ja, an Dingen zu

scheitern. Dinge sind für Beschwörungen oder Schmeicheleien so unempänglich wie für Befehle. Es handelt sich hier um den Unterschied zwischen Politik und Natur, auf den Alain gern hingewiesen hat. In der Natur nimmt sich Rhetorik geradezu absurd aus, obwohl wir alle uns mit Nachsicht an Kindern ergötzen, die ihren Tretroller oder ein Gartentor beschimpfen. Mein Chef pflegt in solchen Fällen furchtbar zu fluchen und das Werkstück in die Mangel zu nehmen, als wäre es ein Pferd, das zuzureiten sei. Er ist Aktivist im Reit- und Fahrverein.

Jetzt kehrt er mit eher zufriedener Miene von einem Ausmeßtermin zurück. Bevor er mit seinem Diplomatenkofferchen die Treppe nimmt, wirft er einen Blick in die Polsterwerkstatt und heftet ihn an das ungefähr drei Meter entfernte Sofa, das ich gerade beziehe. Die Dielen zwischen den Böcken sind von abgeschnittenen Bezugstoffetzen übersät. Ich möge ihm doch bitte – spricht er mich durchaus freundlich an – bevor ich Mittag machte, noch einen Stoffetzen ins Büro hinaufbringen, damit er ein Muster für die Gimpe habe. Und damit verschwindet er auf der Treppe. Er hätte sich bloß bücken müssen.<<

Vielleicht wenden Sie ein, man dürfe autoritäres Gehabe, Chefallüren, vorformatierte Behördenschreiben und neuerdings ein tägliches Trommelfeuer aus Befehlen, die uns die IT-Mafia am Bildschirm übermittelt, nicht persönlich nehmen. Das läge schließlich in der Natur der Sache; es beträfe Millionen andere genauso. Wer sie sofort auf sich selbst bezöge, sei viel zu leicht gekränkt. Ja, wie denn sonst? Sie betreffen doch mich! Der Befehl ergeht an mich; der Kapitalismus macht mich fertig; selbst die undurchsichtige kosmische Verbannung auf ausgerechnet diesen verfehlten Planeten trifft mich persönlich. Wiederholen Sie aber das Argument, viele andere seien doch ebenfalls betroffen, erwidere ich: umso schlimmer! Dann wären wir bereits Tausende oder Millionen von persönlich Betroffenen. Schön wärs. Realiter sagt sich doch beinahe jeder, das ginge ja nicht gegen ihn persönlich. Mit dieser Haltung verkommt die Toleranz leicht zur Gleichgültigkeit. In ein solches dickes Fell gehüllt, denkt der Mensch: Das haarsträubende Unrecht an Unmassen von palästinensischen Zivilisten, Kinder eingeschlossen, betrifft mich ja gar nicht persönlich. Mir gehts doch ganz gut. Es betrifft nur palästinensische Menschen, und wer weiß, ob sie nicht eher nur Dromedare oder Wüstenskorpione sind.

Man wirft mir zuweilen vor, in Wahrheit würde ich ja zwecks Linderung des Elends im In- oder Ausland keinen Finger rühren. Dafür habe ich freilich wohlerwogene Gründe; ich führe sie beispielsweise unter »Reformismus« an. Vielleicht würde es aber bereits genügen, wenn sich einer mal klarmachte: es ist nicht nur schön, wenn ein Bürger Gutes tut, sondern es ist auch schon viel wert, wenn er sich Tag für Tag soundsoviel Böseitig-

keiten und Schandtaten verkneift. Ich maßregele weder eigene noch fremde Kinder; mache Untergebenen nicht als Chef oder Manager das Leben schwer; breche keine Kriege vom Zaun, mobbe oder verrate keine Parteigenossen, pansche keinen Wein, und so weiter und so fort. Man muß einem Menschen also hin und wieder auch seine durchaus erfreulichen Unterlassungen zugutehalten. Darauf dürfte, falls ich nicht irre, schon Lichtenberg hingewiesen haben.

∞ Verfaßt 2025

Um 2011 gab ich, als »Benutzer *Datschist*«, ein recht eingehendes Gastspiel bei der bekannten »Internet-Enzyklopädie« **Wikipedia**, die allmählich alle Suchmaschinen beherrscht und den Wissensbegierigen dieser Welt durchaus mammutmäßig auf den Köpfen herumtritt. Ich zog mir damals zahlreiche Rüffel und schließlich die Unlust zur weiteren Mitarbeit zu. Als ich einen Artikel über Lewis Mumfords Buch *Mythos der Maschine* angelegt hatte, kippte ein Tugendwächter beispielsweise meine beiläufige Feststellung, der nie zum Professor bestallte US-Autor sei beneidenswert belesen. Auf mein Nachhaken hieß es: »Woher weißt Du, daß ein Mumford-Kenner nicht zu dem Schluß kommt, naja, belesen ist er schon, aber beneidenswert sicher nicht, da kenne ich ungleich belesenere Schriftsteller und Forscher. Deine persönliche Einschätzung=Sicht der Dinge=Wertzuschreibung gehört also so nicht in den Artikel. Anders verhielte es sich, käme dieses Werturteil beispielsweise von Adorno. Dann hätten wir zu formulieren (soweit überhaupt wichtig für den Artikel): der laut Adorno beneidenswert belesene Mumford ... und hätten diese Aussage mit einer Quelle zu belegen.«

In meinem neuangelegten Artikel über Jost Herbig, gestorben 1984, erlaubte ich mir die Bemerkung, im Vergleich zu den meisten Sachbuchautoren pflege der Kölner *Herbol*-Erbe (Farbtöpfe) und Kunstmäzen in seinen kulturgeschichtlichen Untersuchungen einen ausgezeichneten Stil. Auch dieses Urteil wurde umgehend gestrichen. Nachgehakt, erklärte mir der Zensor, meine Bemerkung habe nichts mit Herbig's sachlicher Leistung zu tun; so erfreulich eine anschauliche Sprache sein möge, sei eine Enzyklopädie doch nicht dafür da, Lobesworte für Stil zu vergeben. »Für diese Betonköpfe haben Inhalte keine Form«, knurrte ich damals insgeheim. »Für sie schweben sie in der Atmosphäre. Es sei denn, die Inhalte schmiegen sich der Form einer Baseballmütze, einer genormten Gitter-Palette oder eines jederzeit abrufbaren Artikelschemas an. Sie haben es auch nicht nötig, sich zur Lektüre eines Artikels und eines Buches des vorgestellten Autors verlocken zu lassen, denn sie lesen alles, was ihnen der Kanon verordnet, und sei es das

Kölner Telefonbuch.« Was Wunder, wenn mir, grundsätzlicher formuliert, wiederholt mein »essayistischer« Stil vorgeworfen wurde. Auf der Diskussionsseite des von mir angelegten Artikels über Ernst Kreuders Buch *Die Gesellschaft vom Dachboden* mußte ich mir sogar sagen lassen, es handle sich dabei bestenfalls um einen »schlechten« Essay. Ein Kreuder-Kenner, nebenbei Herausgeber einer Literaturzeitschrift, fand ihn trotzdem »wunderschön«, wie er mir in einer Glückwunschmail versicherte.

Ich will mich auf das Problem der Autoritätshörigkeit beschränken. Der hundertprozentige *Wikipedia*-Tugendwächter – er kommt dem Ideal des bolschewistischen Kommissars nahe, den Orwell, Camus und Koestler so liebten – erwartet von jedem *Wikipedia*-Autor, jede Beschreibung zu opfern, für die er keinen »amtlichen« Beleg auftreiben konnte. Wie sich versteht, verkürzt das die Darstellung des Gegenstandes ungemein, zumal im Falle von Außenseitern wie Mumford, Herbig oder auch Walter Porzig. Auch bei diesem hatte ich mir, als Bearbeiter eines bereits vorhandenen Artikels, den Hinweis erlaubt, in seinem Werk *Das Wunder der Sprache* von 1950 lege er die Grundzüge der Sprachwissenschaft wohlgeordnet, verständlich und sogar genießbar dar – auf diesem Gebiet ja nahezu ein Novum; man führe sich nur einmal den *Wikipedia*-Artikel über Sprachwissenschaft zu Gemüte, falls man es über sich bringt. Obwohl ich in meinem Zusatz sogar eine Empfehlung einer »Autorität« beibringen konnte, nämlich aus dem Buch *Wörter machen Leute* (Neuausgabe München 1986) des langjährigen Leiters der Hamburger Journalistenschule Wolf Schneider, wurde mir auch dieses unsachliche Lob gestrichen. Und mehr noch. Zu den wenigen, nicht verhandelbaren *Wikipedia*-Unveräußerlichkeiten zählt neben der Neutralität des Artikels die Nachprüfbarkeit aller darin gemachten Angaben, was unter anderem bedeutet, nur Quellen zu verwenden, die im Zweifelsfall jedem zugänglich sind. Nun heißt es im Artikel über Porzig, er habe sich dieser und jener nationalsozialistischer Aktivitäten befleißigt, was auch belegt wird. Gleichwohl hielt ich den Hinweis für angebracht, in Porzigs erwähntem Hauptwerk – das ich schon dreimal gelesen hatte – fände sich keine Spur von »nationalsozialistischem« Gedankengut. Auch das flog raus. Denn für diese Feststellung fehle der Beleg.

Da könnte Kleinfritzchen prompt einwenden, auch diese Feststellung ließe sich durchaus von jedem nachprüfen. Man müsse sich dazu nur das Buch ausleihen und es von vorne bis hinten durchlesen. Aber das will man den Artikellesern und den Administratoren natürlich nicht zumuten. Also soll man Adorno oder Dr. Soundso zitieren, der in seiner veröffentlichten Arbeit Z. genau dieselbe Feststellung getroffen hat – freilich auch nur als Behauptung. Wollte er sie nämlich beweisen, teilte er das Schicksal von Saddam Hussein, von dem Bush und Blair verlangten, er möge nachweisen, in seinem ausgedehnten

Wüstenreich nicht ein Gramm Plutonium versteckt zu haben. Worauf beläuft sich also der Unterschied zwischen mir und dem Doktor? Eben: auf dessen Titel, dessen Ruf, dessen Autorität. Und das kommt mir als altem 68er natürlich sehr befremdlich vor. In meinen *Ausgewählten Zwergen* wimmelt es von anerkannten Persönlichkeiten oder Institutionen, die sich bei näherer Betrachtung als Schwatzbuden, Hohlköpfe oder Arschlöcher, jedenfalls fast immer als Lügenbolde entpuppen. Ich nenne stellvertretend nur den Historiker Dr. Helmut Kohl, den Außenminister und Auschwitzexperten Fischer, den Über-die-Mauer-Macher Wolf Biermann, das Wochenblatt *Spiegel* und jene *Treuhandanstalt*, die Ostdeutschland in eine »blühende Landschaft« für äsende westliche Dinosaurier verwandelte.

Zu den Goldenen Kälbern der *Wikipedia*-Gemeinde zählt die sogenannte »Relevanz«. Es handelt sich dabei um den Popanz einer Gemeinde von Gläubigen. Zieht man nämlich die Quersumme der zahlreichen *Wikipedia*-»Relevanzkriterien« (so ein gesonderter Artikel), ergibt sich *Erfolg*. Ein Autor steht in anerkannten Nachschlagewerken; ein Fuhrunternehmen betreibt mindestens drei Buslinien; ein Politiker ist hauptamtlich tätiger stellvertretender Bürgermeister; ein Sportler zählt zum Kader der Nationalmannschaft und so weiter. Nur solche erfolgreichen Dinge/Personen sind *relevant*. Der Erfolg, der hier gemeint ist, fußt wiederum auf den drei Säulen Popularität, Größe, Einfluß (mit den Unterabteilungen Macht und Geld). Diese Werte genießen breiteste Anerkennung; diese Werte repräsentieren das Normale; diese Werte sind die *Norm*. Damit entpuppt sich die Internet-Enzyklopädie selber als Säule des Bestehenden. Und um zu verhindern, daß jemand daran rüttelt, pocht man eben auch in allen »relevanten« Fällen auf jene bereits gestreifte »Neutralität«. Wir dürfen den britischen *Labour*-Politiker Jack Straw, der im betreffenden Artikel mit wunderschöner blauroter Krawatte auftritt, nicht als Fluchthelfer für Pinochet, Guantanamo-Knecht, Kriegstreiber gegen den Iran und somit als Schurken enttarnen, es sei denn, es stünde in einem anerkannten Nachschlagewerk – wie dem erwähnten *Spiegel* zum Beispiel ... Wir dürfen den Wahn des Profisports und der Rüstungsproduktion nicht beim Namen nennen, denn dadurch würden wir Millionen von Arbeitsplätzen und ein paar Millionäre gefährden und uns auf Erden entsprechend unbeliebt machen. Wir dürfen einen Literaturkanon, der in zahlreichen Fällen Schöndunst als Erbauung und Nebel als Aufklärung ausgibt, nicht anpinkeln, brähe doch andernfalls das halbe Verlagswesen dieses Planeten zusammen.

Für mich gilt also nicht die Gleichung, das Zuverlässigste sei stets das breit Anerkannte. Ginge es nach mir, müßte deshalb auch die Zuverlässigkeit einer Quelle – darunter die eigene Beobachtung – von jedem Artikelschreiber in jedem einzelnen Fall neu

erwogen werden. Aber sie müßte in seiner Verantwortlichkeit bleiben. Und genau hier liegt der *Wikipedia*-Hase im Pfeffer. Selbst bei anderen, herkömmlichen Enzyklopädien oder Fachlexika werden die einzelnen Artikel oft mit Namen gezeichnet. Mindestens gibt es verantwortliche Redakteure oder HerausgeberInnen. In der *Wikipedia* dagegen wird erklärtermaßen kollektiv = anonym gearbeitet. Es wäre auch widersinnig, mich für eine Äußerung zur Rechenschaft ziehen zu wollen, die jeder jederzeit ändern, entstellen, tilgen kann. Das »Mitmach«-Projekt *Wikipedia* zeichnet sich durch die »Flexibilität« aus, die ich schon immer an allen postmodernen Projekten geliebt habe. Das schließt die Schlitzohrigkeit ein, die persönliche Verantwortung auf die in den Artikeln angeführten Autoritäten abzuwälzen. Die sind natürlich unbelangbar. Das gleiche gilt günstigerweise für jene weißbärtigen, mit allen Wassern gewaschenen *Wikipedia*-Tugendwächter, die längst wissen, wie der Hase läuft – weil sie selbst die Strippen ziehen.

∞ Verfaßt 2015

Siehe auch → Achtundsechzig, Dörnberg (Stanley Milgram) → Anarchismus, Robe (Amtstrachten) → Angst, Weininger (schlotternder Philosoph) → Achten Sie auch auf die einschüchternde Wirkung von Fremdworten und Titeln

## **Bachmann, Josef**

Als Studentenführer Rudi Dutschke 1979 an den Spätfolgen der drei Pistolenschüsse starb, die Bachmann am 11. April 1968 auf dem Westberliner Kurfürstendamm auf den nicht nur ihm verhaßten Revolutionär (»dreckiges Kommunistenschwein«) abgegeben hatte, war auch der Attentäter schon seit längerem tot. Er hatte sich 1970 mit 25 Jahren im Gefängnis umgebracht. Ich behandle ihn im folgenden sozusagen ersatzweise, weil Dutschke gar zu bekannt ist.

Was damals, 1968/70, hinter Bachmann gelegen hatte, sollte man nicht leichtfertig »ein verkorkstes Leben« nennen, solange man nicht weiß, wen man, Gott einmal ausgenommen, für alle die verkorksten Leben, die sich die Sterne schon mitansehen mußten, verantwortlich machen könnte. Wir wählen unsere Geburt so wenig wie unseren Willen. Als Kind oft krank, war Bachmann auch noch mit einem Stoffel als Vater geschlagen. Der schwächelnde, sächselnde Bub wird gehänselt; nach der »Hilfsschule« kommen die »Hilfsarbeiten«; dann die Diebstähle und Vorstrafen, übrigens auch wegen

unerlaubten Waffenbesitzes. Sowohl in der DDR wie im Ruhrgebiet hat er bereits als Halbwüchsiger offene Ohren für die Hetze aus faschistischer Ecke. Wobei zumindest für Linke felsenfest steht, auch die *Springer*-Presse habe gehörig dazu beigetragen, den blassen, schwächtigen, 1 Meter 60 kleinen Bachmann auf die Idee zu bringen, bei einem ehemaligen Peiner *NPD*-Mitglied Schießunterricht zu nehmen und am 10. April per Bahn von München nach Berlin zu fahren, um Dutschke, dem er noch nie begegnet ist, anderntags unweit des *SDS*-Büros aufzulauern. »Und man darf auch nicht die ganze Drecksarbeit der Polizei und ihren Wasserwerfern überlassen«, so *Bild* am 7. Februar. Laut Gerhard Mauz\* gab Bachmann am zweiten Verhandlungstag vor dem Moabiter Schwurgericht zu, unter den Blättern, aus denen er sein Wissen über Dutschke und überhaupt seine Informationen bezogen habe, hätte sich »die *Bild*-Zeitung vorneweg« befunden. Nach dem Attentat (und einem Feuergefecht mit der Polizei) im Krankenhaus aus der Narkose erwacht, hatte er folgerichtig vermutet: »Ich möchte mit Ihnen wetten, daß sich jetzt 70 Prozent der Bevölkerung im stillen die Hände reiben.« So dumm war der Hilfsschüler also nicht.

Was die Motive für Bachmanns Selbstmord angeht, liegen sie nach wie vor im Dunkeln. Ein Abschiedsbrief ist nicht bekannt. Einige mutmaßen, Bachmann sei niedergeschlagen gewesen, weil ihm Dutschke schon länger nicht mehr geschrieben hatte. Aber das ist ein verdammt heißes Eisen, für beide Seiten: das Opfer überlebt, kann jedoch nicht als Ersatzvater oder Busenfreund für den Täter genügen! Im übrigen lag dieser Selbstmord längst in der Luft. Schon in seinem ersten wohlwollenden Brief an Bachmann, am 7. Dezember 1968 in Mailand abgeschickt, hatte Dutschke den Häftling, nach einiger Agitation, abschließend gebeten, »mit den Selbstmordversuchen aufzuhören«, er werde noch gebraucht. Und Bachmann räumte in seinem zweiten, am 10. Januar 1969 verfaßten Brief an Dutschke ein: »Zurzeit geht es mir etwas besser als wie in den ersten Monaten, wo ich versucht habe, mit allen Mitteln aus dem Leben zu scheiden. Ich hoffe ja, daß ich alles durchstehen werde und für mich auch noch einmal die Sonne scheinen wird. Wenn nicht, bleibt mir noch immer Zeit, von dieser beschissenen Erde zu verschwinden.«\*\*

Der Mordversuch hatte Bachmann, im Frühjahr 1969, sieben Jahre Haft eingebracht. Ein Jahr darauf, nach wiederholten Selbstmordversuchen, wenn auch, wegen der scharfen Bewachung, auf stets andere Weise (Erhängen mit Radiokabel, Halsschlagader mit Scherben des zerschlagenen Zellenfensters durchtrennen, Löffel oder Messer verschlucken) sühnte er seine drei Kopfschüsse auf Dutschke mit einer über den eigenen Kopf gestülpten Plastiktüte, in der er erstickte. Er hatte sie am Hals zugebunden. Schon die *Vorstellung*, auf diese Art zu sterben, ist alles andere als angenehm. Unter den Suizid-

Arten soll sie selten sein. Vermutlich stand Bachmann in seiner gut durchsuchten Zelle keine andere Methode zur Verfügung. Prahlerei läßt sich darin jedenfalls nicht mehr sehen. Als Bachmann einmal in Frankreich mit verschlossenen Handschellen ins Meer gesprungen war, tat er es weniger, um seinen Kumpels zu imponieren, wie man zuweilen liest, vielmehr um dem Gefängnis zu entgehen. Das mißlang; ein Berufstaucher fischte ihn wieder heraus.

Wer nie Oberwasser verlor, das war der Mann, unter dessen Vorsitz Bachmann in Moabit verurteilt worden war. Das wurde damals von Brandts Tochter Heike enthüllt und hier und dort aufgegriffen, etwa durch Yaak Karsunke.\*\*\* Landgerichtsdirektor Heinz Brandt (56) war ein Regime früher Mitglied der *NSDAP* (Nummer 1436 536), Abteilungsleiter in der *Reichsgruppe Junge Rechtswahrer* und Kreisinspektor in Lebus an der Oder gewesen.

Der Presse-Fotograf **Klaus Frings** (32) und der Student **Rüdiger Schreck** (27) erlitten nach dem Attentat auf Dutschke bei einer Protestdemonstration in München im April 1968 tödliche Verletzungen. Durch wen, wurde nie aufgeklärt.\*\*\*\*

∞ Verfaßt 2018

\* Gerhard Mauz, »Siebzig Prozent reiben sich die Hände«, *Spiegel* Nr. 11, 9. März 1969:

<https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-45849749.html>

\*\* Ausgerechnet laut *Bild*: »Diese Briefe schrieb Dutschke an seinen Attentäter«, 27. April 2010:

<https://www.bild.de/politik/2010/an-attentaeter-josef-bachmann-12348078.bild.html>

\*\*\* Yaak Karsunke, *Josef Bachmann / Sonny Liston*, Rotbuch Berlin 1973

\*\*\*\* Ulrich Chaussy, »Keine Story«, *taz*, 11. April 1998: <https://taz.de/!1349696/>

## **Bachmeier, Anna** († 1980)

Das sieben Jahre alte Lübecker Mädchen wurde mutmaßlich vom Metzger Klaus Grabowski erwürgt, einem vorbestraften »Sexualstraftäter«. Ein Jahr darauf, 1981 mit 35, wird Grabowski von Annas Mutter Marianne, einer knapp 31jährigen Wirtin, im Gerichtssaal zu Lübeck mit einer von ihr eingeschmuggelten Pistole erschossen. Man verurteilt die hübsche, zierliche Frau zu sechs Jahren Gefängnis. Später, nun 46 Jahre alt, erliegt sie einer Krebserkrankung. Wie manche Quellen betonen, war Marianne Bachmeier schon durch ihren autoritären Vater, frühe Geburten und eine Vergewaltigung geschädigt. Ihr fröhliches Töchterchen war beim Schuleschwänzen entführt worden. Ob es in der stundenlangen Gefangenschaft mißbraucht wurde, blieb ungeklärt. Grabowski soll den



Mord sogar gestanden haben. Er brachte eine angebliche Erpressung durch Anna ins Spiel, was die Mutter, als Abwälzung der Schuld, besonders empört haben soll. Ob Bachmeier dann mit Vorbedacht im Keller ihrer Kneipe schießen übte, ist umstritten. Fest scheint zu stehen, daß sie ihren Aufsehen erregenden »Akt von Selbstjustiz« mit Hilfe »unerlaubten Waffenbesitzes« nie bereute\* und damals sogar in einem beträchtlichen Teil der sogenannten Öffentlichkeit Billigung oder jedenfalls Sympathie fand. So dürfte der medienwirksame Fall von zwei beliebten, nicht unbedingt gegensätzlichen Ideologien gezehrt haben. Auf der einen Seite muß »Selbstjustiz« unnachsichtig unterbunden und also verdammt werden; auf der anderen darf eine deutsche Mutter wie eine Löwin für ihr Kind beziehungsweise dessen Ehre kämpfen. Aber bitte nicht für irgendein hergelaufenes Negerlein. Oder gar noch gleich für 10.

∞ Verfaßt 2021

\* Irene Altenmüller, »Annas Tod und die Rache der Marianne Bachmeier«, <https://www.ndr.de/geschichte/chronologie/Marianne-Bachmeier-Selbstjustiz-einer-Mutter,mariannebachmeier101.html>, Stand 6. März 2021

Der Berliner Student **Ernst Balcke** (1887–1912) war ein Freund des später hochgelobten Lyrikers **Georg Heym** (1887–1912). Beide Genannten starben mit 24 Jahren. Auch die Berliner Lufttemperatur des 16. Januar 1912 dürfte für beide ungefähr gleich gewesen sein, knapp 14 Grad Minus. Im Wasser war es vermutlich nicht nennenswert wärmer. Die beiden waren zur Havel gefahren, Schlittschuhlaufen. Balcke stand damals im Begriff, sein Studium der Romanistik und Anglistik an der Berliner Universität abzuschließen. Busenfreund Heym, unzufrieden mit seinem ihm aufgezwungenen Dasein als angehender Jurist, liebäugelte mit der Offizierslaufbahn. Ein Jahr zuvor hatte Heym bei *Rowohlt* einen Gedichtband veröffentlicht. Wenige Jahre später wurde er von allen »Experten« unter die Gipfel der deutschsprachigen Lyrik des 20. Jahrhunderts eingereiht. Allerdings hatte sich damals auch der junge Balcke schon als »Dichter« versucht. Und bei dem Ausflug stürzte er gegen 14 Uhr nicht weniger tief als sein Freund. Bei Schwanenwerder hatte sich in der Strommitte plötzlich eine Öffnung vor einem von ihnen aufgetan, die man für die Wasservögel ins Eis gehackt hatte. Offenbar konnte der betreffende Läufer diesem Loch nicht mehr ausweichen, stolperte, fiel hinein. Der andere versuchte ihm vielleicht zu helfen – und kam dabei ebenfalls um. Beide Freunde wurden Tage später tot aus der Havel gefischt.

Von Augenzeugen ist in den Quellen, die das Internet bietet, nie die Rede.

Gleichwohl wissen die meisten von diesen Quellen genau: Balcke war zuerst verunglückt, nämlich mit dem Kopf auf den Rand des Eislochs geschlagen, während Heym erst ertrank, als er den Freund herauszuziehen trachtete. Es macht sich einfach zu gut. Wer wollte noch an einem Gipfel der Lyrik vorübergehen, den eine versuchte Lebensrettung krönt? Wobei nicht selten auch Einzelheiten beweiskräftig sind. So versichern einige Quellen, *Heyms Mütze*, eine gelbe oder blaue vielleicht, habe sich unmittelbar neben dem Eislochrand gefunden! Und nicht etwa Balckes rote oder bunt geringelte Mütze. Nur die Mütze von Heym behielt Oberwasser und Beweiskraft. Was freilich die jungen Männer angeht, wühlte sie jener »Todeskampf der Farben«, von dem Balcke in seinem Gedicht *Sturm* geschrieben hatte, beide nicht mehr auf.

Laut *Spiegel* 23/1960\* war sich die *Berliner Zeitung* anderntags noch nicht einmal über den genauen Unfallort sicher. Man vermutete ihn lediglich in dem Eisloch Höhe Schwanenwerder/Kladow, weil es die einzige freie Stelle des zugefrorenen Wannsees gewesen sei. Der Wannsee ist Teil der Havel. Aber möglicherweise führen der Herausgeber der »Hamburger Gesamtausgabe« Karl Ludwig Schneider oder der jüngste Heym-Biograf Gunnar Decker (2011) schlagendere Belege oder Argumente an? Am Ende sogar für eine verblüffende Paarselbstmord- oder Mordtheorie? Somit gebe ich meinen Einspruch nur unter Vorbehalt. Ich werde ja nicht so dumm sein, mich in Heym-Literatur zu vertiefen.

∞ Verfaßt 2014 • \* <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-43065884.html>

Was soll man zum **Balkon** schon groß sagen? *Brockhaus* sagt, er begegne uns im frühen Mittelalter an Burgen. In Deutschland sei er um 1350 in den Wohnbau übernommen worden. Warum, sagt er nicht. Für *Brockhaus* scheint sich der Sinn von Balkonen von selbst zu verstehen. Man ist zugleich zu Hause und außer Haus und dabei noch vom Bürgersteig aus nicht so leicht zu behelligen. Als ich an Hafenspeichern einmal Gestänge vor Luken sah, die anscheinend zum »Einfangen« der hochgehievten Lasten dienten, entwickelte ich die Vorstellung, ein ganzer familiärer Kaffeeklatsch oder eine vergiftete Konferenz von Kommunarden fiel urplötzlich mitsamt dem Balkonfußboden auf die Straße, um dort zu zerschellen und dergestalt wieder Ruhe einkehren zu lassen. Als Mahnmal stand dann nur noch das schmiedeeiserne Balkongeländer vom Haus ab. Ich kam freilich auch rasch auf widerspenstige Balkone, die sich diesen ganzen Zirkus nicht mehr bieten lassen wollten. So flogen sie eines Herbsttages kurzerhand aus der ganzen

Stadt im Schwarm den Rauchschwalben und Störchen nach – gen Süden, wie sich versteht, weil ja sowieso wieder Schnee und Eis drohten.

Ich gehe zu meinem im Vorraum stehenden Kleiderschrank und ziehe daraus Ilse Aichingers grau eingebundenes, schmales Buch *Schlechte Wörter* von 1976 hervor. »Ich lasse mir nicht mehr Angst machen«, lese ich da, »ich habe genug davon.« Im selben Buch verhehlt sie auch nicht, das Herstellen von Zusammenhängen und die Abgabe von Erklärungen zu verweigern.

Ja, mein Gott, aber warum schreibt denn dann ein Mensch? Um seine LeserInnen vor den Kopf zu stoßen? Aichingers in dem Fundstück versammelte kurze Prosatexte haben einen enormen Sog, aber keinen nachvollziehbaren Sinn. Es darf natürlich gerätselt und emsig ausgelegt werden. In einem Stück grenzt die Beobachterin tatsächlich einheimische von ausheimischen Balkonen ab. Vermutlich sind diese Texte nicht nur dem damals herrschenden Trend zum Hermetischen, sondern auch Aichingers Naturell geschuldet. Sie war keine Aufrüttlerin wie zumindest streckenweise ihr Ehemann Günter Eich. Aber Clown. Beim Nachwort des Schöndünsters Heinz F. Schafroth hat man ebenfalls zu lachen. Er breitet gelehrte Sülze über die »leergefegten Räume« in Aichingers Texten aus, die unser Bewußtsein verschärften und erweiterten – die leergefegten Räume. So werden verschärft bedeutende SchriftstellerInnen gemacht.

Vielleicht hätte Aichinger erwidert, der Mensch schreibe für *sich*. Nun gut – aber sie hatte und hat ein großes Publikum, einen ausgezeichneten Ruf und das entsprechende Einkommen beziehungsweise Erbe. Die *Großschriftstellerin*, wie ein paar Anarchisten sie angeblich nennen, starb im November 2016. Bis dahin wurden ihr geschlagene 24 Literaturpreise nachgeworfen. Setzen wir im Preisgeld einen niedrigen Schnitt von 10.000 Euro an, kommt sie schon auf 240.000 Euro. Der berühmte Volksmund hat für dieses Phänomen den Spruch bereit, der Teufel scheiße stets auf den größten Haufen. Sie wenden vielleicht ein, 240.000 Euro seien nicht gerade überwältigend. Nur hat die Frau auch rund 20 Bücher veröffentlicht, die durchweg ungleich besser gehen als etwa die Werke von Emma Waiblinger oder Gottfried Kapp. Wobei mich ihr wahrscheinlich noch am meisten bekanntes Buch *Die größere Hoffnung*, ein früher Roman, keineswegs vom Hocker gerissen hat. Aber jeder muß es lesen. Ich sprach von den Erben. Was da an Tantiemen rollt, weiß ich zufällig von einem »Insider« des Literaturbetriebs, weil er einmal einen Essay von mir lobte und mich auch einmal besuchte. Er hatte mit einem Schriftsteller zu tun, der ähnlich erfolgreich wie Aichinger oder Eich war. Die beiden Töchter des Verstorbenen bezogen (um 1990) vom Verlag ihres Erzeugers halbjährlich Schecks, die pro Kopf dem Halbjahresgehalt eines Busfahrers oder eines Lehrers entsprachen. So viel Geld

– nur für Bücher? Nein, für nichts. Da können sich vermutlich manche Abkömmlinge leicht wie ein leergefegter Raum vorkommen.

∞ Verfaßt 2016

**Bamberski, Kalinka** (1967–82), mutmaßliches Mordopfer in Lindau am Bodensee. Hier war es, anders als etwas früher (1980/81) im Fall Anna → Bachmeiers, der Vater, der den Tod seines Kindes zu »rächen«, vielleicht auch nur »Gerechtigkeit« suchte. Ob ihn die Schüsse der Mutter Annas im Lübecker Gerichtssaal zu seinem immerhin nicht Tod bringenden Schritt der »Selbstjustiz« anregten, habe ich nicht herausbekommen. Im Gegensatz zu Marianne Bachmeier mußte er allerdings eine Riesengeduld aufbringen.

Die 14jährige Tochter Kalinka des Franzosen André Bamberski, eine hübsche, sportliche, langhaarige Blondine mit blauen Augen, hatte ihre letzten Sommerferien (1982) bei ihrem damals 47 Jahre alten Stiefvater Dieter K., einem Arzt, in Lindau am Bodensee verbracht. Dort starb sie, unter fragwürdigen Umständen von K. behandelt, angeblich in ihrem Bett. Krank war sie nicht gewesen. Bamberski, ihr leiblicher Vater, damals 45, wohnhaft in Toulouse, argwöhnte bald nach der Obduktion sexuellen Mißbrauch und, zwecks dessen Vertuschung, Mord. Auch bei der Obduktion, wahrscheinlich von Arzt K. nicht unbeeinflußt, war offensichtlich nicht alles mit rechten Dingen zugegangen. Dennoch ordnete die deutsche Justiz die Einstellung der Ermittlungen an und schmetterte auch ein Klageerzwingungsverfahren von Bamberski ab. Nun war die groteske, wenn auch völlig normale Lage so, daß K. in Frankreich hätte verfolgt und verurteilt werden können, weil Kalinka Französin war. In der Tat kam es, auf Betreiben Bamberskis, zunächst (1985) zu einer zweiten Obduktion (bei der die Entfernung von Kalinkas Geschlechtsteilen aufgedeckt wurde!\*), dann sogar zu Anklage und Verurteilung: 15 Jahre Gefängnis und hoher Schadenersatz – allerdings nur in Abwesenheit des Angeklagten, denn Deutschland hatte sich gehütet ihn auszuliefern. Das Urteil erging 1995, geschlagene 10 Jahre nach der zweiten Obduktion. Doch nun erkannten die deutschen Behörden auch dieses Gerichtsurteil insofern nicht an, als sie sich, mit üblicher spitzfindiger Begründung, zu seiner Vollstreckung außerstande erklärten. Dies alles zog sich hin und hin. Warum der zwielichtige Mediziner so beflissen und nachhaltig gedeckt wurde, kann auch Hammer nur mutmaßen.\* Als sich K. schließlich (2008/9) mit Plänen zu tragen schien, nach Afrika zu entweichen, und zudem die Verjährung des französischen Urteils gegen ihn drohte, platzte dem inzwischen rund 70jährigen Buchhalter Bamberski der Kragen. Er heuerte Fachleute

an, die den mutmaßlichen Mörder seiner Tochter nach Mülhausen im Elsaß entführten und im gefesselten und geknebelten Zustand sozusagen vor die Treppe des dortigen Zollamts warfen.\* Prompt wurde K. nach Paris überstellt und erneut angeklagt. Das 2011/12 gesprochene Urteil gegen ihn blieb im wesentlichen das alte: 15 Jahre. Freilich ließ man auch den pensionierten Buchhalter und nebenberuflichen Freischärler Bamberski nicht völlig ungeschoren. Ein Mülhausener Gericht brummte ihm, wegen der Entführung, im Sommer 2014 ein Jahr mit Bewährung auf.\*\*

Da möchte mancher vielleicht mit einem Schmunzeln zum nächsten Fall übergehen, doch ich will mir zwei Hinweise erlauben. Zum einen: Bei dieser Posse kam ein knapp 15jähriges Mädchen um. Wobei es wahrscheinlich auch noch gequält worden war. Stiefvater und Mediziner K. hatte sich übrigens während der 1990er Jahre noch mit weiteren Vorwürfen auseinander zu setzen, etwa wegen Vergewaltigung einer anderen Minderjährigen, Mißhandlung seiner ersten Ehefrau und jüngster illegaler Berufsausübung.\* Er kam freilich auch in diesen Fällen glimpflich davon. Nebenbei ist er soeben, 2020, als 84jähriger aus Krankheitsgründen von der französischen Justiz auf freien Fuß gesetzt worden.

Zum zweiten: in einer wirklich freien Republik hätte sich die Tonnen an Kraft und Volksvermögen verzehrende Posse weitgehend erübrigt. Weder sogenannte Vorschriften und Amtswege noch eine sogenannte Staatsangehörigkeit spielen in dieser Republik, die mir vorschwebt, eine Rolle. Entscheidend sind die allgemeinen moralischen Grundsätze sowie die Betroffenen eines Falls, immer auch durchmischt mit Unbefangenen. Und selbstverständlich werden sie rasch bemerken, dieser Dieter K. hat keine saubere Weste und muß folglich zur Rede gestellt werden. Erhärtet sich der Verdacht bis hin zu dem Konsens aller Beteiligten, er habe eine schändliche Tat vollbracht, wird K. zur Besserung und Wiedergutmachung aufgefordert. Er zeigt sich allerdings hartnäckig uneinsichtig? Also kommen wir nicht umhin, die Republik vor ihm zu schützen. Ihn nach Frankreich zu jagen, wäre selbstverständlich eine Schweinerei, weil er dort über kurz oder lang das nächste Mädchen in die Falle locken wird. Einsperren verbietet sich aber ebenfalls, weil wir uns diese enormen Kosten der Bewachung und Versorgung gar nicht leisten können. Ergo ..?

Sollten sich ein paar der Beteiligten wohl oder übel zu einer Tötung gezwungen sehen, werden sie diese selbstverständlich so rasch und schmerzlos wie möglich vornehmen. Die Folterer, das sind zum Beispiel jene PolitikerInnen und Bürokraten, die jeden Tag 20 Gesetze über Staatszugehörigkeiten, Amtswege, Behördenformulare und Strafmaße erlassen. All diese Hürden, die sie aufbauen, verfolgen im wesentlichen nur zwei

Zwecke: denen, die an den Hebeln sitzen, das schöne Gefühl der Machtausübung zu ermöglichen; den Kleinen Leuten dagegen das Leben so sauer und schwer wie nur möglich zu machen. Zu diesen Hürden zählt letztlich auch der ganze Apparat demokratischer Rechts- und Gefangenenfürsorge, wie ich betonen möchte. Vor allem entbindet er den »Staatsbürger« von jeder Eigenverantwortung. Sodann verwandelt er die Hürden, die zu antiken Zeiten immerhin noch zählbar waren, in einen undurchdringlichen Dschungel, der restlos alles Leben erstickt. Auf diese heiklen Fragen werde ich unter → Recht ausführlich zurückkommen.

Ich höre den Einwand, die Ächtung der Todesstrafe in vielen postmodernen »Demokratien« sei doch auch der erwiesenen Gefahr des Irrtums und der Unwiderruflichkeit des Todes geschuldet. Aber dieser Einwand ist nur auf den ersten Blick stark. Ich glaube nämlich daran, in einer Freien Republik überschaubaren Ausmaßes wäre die Gefahr des Irrtums viel geringer, weil die RepublikanerInnen erheblich aufgeklärter, sorgsamer und lebensklüger wären als die Bande der Bürokraten und RechtsverweserInnen, mit der man es in Molochen wie Deutschland und Frankreich zu tun hat. Ihr gegenüber muß man sicherlich an der Ächtung der Todesstrafe festhalten. Diese Bande ist zu allem fähig. Im übrigen sind die Rechtsauffassungen, die ich hier einzuschieben wage, ohnehin rein spekulativ, weil »Freie Republiken überschaubaren Ausmaßes« nur in den Sternen stehen. Greift ein Untertan des Molochs zur »Selbstjustiz«, hat es weder Methode noch stellt es eine vorbildliche Lösung dar. Es ist seine aus Knechtschaft und Gewissensnot erfolgte persönliche Verzweiflungstat. Hammer beschreibt ziemlich gut, was Bammerski durchzumachen hatte. Nebenbei hätte ihn sein Widerstand auch in finanzieller Hinsicht fast ruiniert.

Gewiß werden zuweilen noch heute PolitikerInnen oder RichterInnen des Molochs dafür gelobt, sie hätten ein Problem erfreulich »unbürokratisch gelöst«. Aber auch das wird sich in wenigen Jahrzehnten erübrigt haben. Es wird dann nämlich keine PolitikerInnen und RichterInnen mehr geben, vielmehr nur noch Roboter – also Computerprogramme, die den Drahtziehern des Ganzen hörig sind. Diese Roboter werden dann entscheiden, ob ein Begehren des Staatsbürgers den Vorschriften entspricht oder nicht. Sie lachen vielleicht? 2050 sprechen wir uns wieder.

∞ Verfaßt 2020

\* Joshua Hammer, »The Kalinka Affair«, *The Atavist Magazine*, no. 13, März 2012:

<https://magazine.atavist.com/the-kalinka-affair>

\*\* Stefan Brändle, <https://www.derstandard.at/story/2000002123831/fall-kalinka-vater-in-mulhouse-wegen-selbstjustiz-verurteilt>, 18. Juni 2014

**Barta, Max** († 1990) und **Toni**. Wanderkarten von Nordhessen kennen ihr Haus genau – *Haus Rübezahl*. Es liegt als einziges festes Gebäude auf dem rund 300 Meter hohen Wartberg, der mit einigen schroffen Basaltfelsen vor büstigem Gehölz gen Fritzlarer Dom schaut. Ihm vorgelagert ist ein stärker bewaldeter Hügel mit dem Gruselnamen Leichenkopf, an dessen Fuß ich *Bott* zuliebe die »Kommune Emsmühle« angesiedelt habe. Zu ihr unterhält mein Snooker spielender Zeitungszusteller aus Gudensberg gute Beziehungen. Einmal ist er dem Kasseler Landrichter, Jäger und gutbetuchtem Reaktionär Horst Kallenbreuer auf den Fersen. Ihn quartierte ich schweren Herzens im *Haus Rübezahl* ein. Später, in meiner Erzählung »Schnitzeljagd mit Leichenschmaus«, durfte es, angemessener, das Domizil der Kunstmalerin Ortrun Kramm abgeben.

Das schlichte eingeschossige Haus mit überdachter Terrasse und einem Walmdach, das unterhalb jener Felsen aus hohen wildwachsenden Hecken lugt, war um 1950 von zwei bitterarmen Leuten errichtet worden, die es sich buchstäblich vom Mund abgespart hatten: Toni und Max Barta. Das Ehepaar stammte aus Mähren. Ich lernte es im Gefolge meiner Mutter als Knirps kennen. Max war ein Hüne mit kantigem Schädel. Lachte er wiehernd, galoppierten seine buschigen, blonden Augenbrauen. Trotz seiner blauen Augen und seines Mutes hatte er nichts Herrisches. Im Gegensatz zu ihrem Gatten war Toni Barta ziemlich dick. Sie hatte einen Kropf und Wasser in den Beinen. Schlurfte sie durchs Erdgeschoß ihres unfertigen Hauses – Keller und Dachgeschoß betrat sie nie – nahm sie stets die Möbel, Wände, Türklinken als Geländer. Sie atmete schwer, seufzte und wehklagte viel – aber niemals hätte sie sich mit ihrer hohen, singenden Stimme über den lieben Gott beschwert.

Obwohl im Haus Rübezahl ständig Geldnot herrschte, glaube ich nicht, daß sich die Bartas jemals ernsthaft stritten. Vielleicht erhielten sie eine kleine Rente. Jeden überzähligen Groschen steckten sie in ihr bescheidenes Heim, das über Jahrzehnte hinweg einer Baustelle glich. Bis zuletzt fehlten hier Scheuerleisten, dort Kacheln; im Dachgeschoß auch die Zimmertüren. Für elektrischen Strom mußte ein Generator sorgen. Fehlte das Geld für dessen Reparatur, brannte in der Küche eine Petroleumlampe. Überall Unaufgeräumtheit und Armseligkeit. Seine Besorgungen und Aufträge erledigte Max mit Hilfe eines klapprigen Fahrrades, das er sicherlich mehrere tausend Male den Wartberg hinaufschob. Allerdings konnten die Bartas einen gewissen Teil ihrer dürftigen Einkünfte stationär erzielen, nämlich durch einen kleinen Ausschank. Max hielt Limonade, Kekse,

auch Flaschenbier bereit; Toni backte Kuchen und kochte Kaffee. Es handelte sich dabei keineswegs um eine richtige Gastwirtschaft. Aus den umliegenden Dörfern kam mal ein Bekannter auf ein Bier vorbei; aus Fritzlar, Warburg, Kassel machten die eingeweihten Wandervögel bei den Bartas Rast.

Tatsächlich steht der Wartberg schon seit Jahrzehnten unter Naturschutz. Zum Beispiel hat er die winzige, pinkfarbene Heidenelke, den stolzen Rotmilan und manchen Neuntöter zu bieten. Der Panoramablick über die Herzgegend des Chattengaus kommt hinzu. Die Chatten waren die ersten Hessen. Sie saßen zwischen Gudensberg und Niedenstein. Auf dem Wartberg hätten sie, wenn es nach mir gegangen wäre, die Flagge *Vergeßt die Nationen! Nie wieder Krieg!* geißt. Max Barta hätte das Fahnentuch bemalen können. Geboren 1900, hatte er in Wien Maschinenbau und Gebrauchsgrafik studiert. Vor dem Zweiten Weltkrieg soll er zu den führenden mährischen Werbegrafikern gehört haben, wie *Wikipedia* zu entnehmen ist. Verwundet aus Breslau gerettet, hielt sich Max vor allem als Schildermaler und Schaufenstergestalter über Wasser. Als Künstler versuchte er sich auch. Er schnitzte Bergschräte aus Holz und malte schlesische Tannen oder nordhessische Dorfkirchen in Öl. An der östlichen Giebelwand seines Hauses gravierte er – wie hätte es anders sein können – einen überlebensgroßen Rübezahl in den weißen Verputz. Mit dickem Knotenstock und wehendem rotem Bart stapft der Sagenumwobene zu Tale. Hat er den Fritzlarer Dom angepeilt – oder wird er bereits bei den Anarchisten in der Emsmühle einkehren?

Bei aller unkonventionellen Lebensweise waren die Bartas doch sehr fromm. Von daher erklärt sich auch ihr letzter betrüblicher Schritt, ihre Bleibe, bevor sie (1989/90) starben, nicht meiner Mutter, vielmehr der Katholischen Kirche zu vermachen. Meine Mutter Hannelore hatte davon geträumt, Haus Rübezahl in ein kleines Wohnheim für Geistig Behinderte zu verwandeln. Den Bartas war sie über Jahrzehnte eine Art Tochter gewesen, die half, wo sie konnte, aber auch umgekehrt manchen Trost empfing. Auf ihr Betreiben hatte Max Barta natürlich auch das riesige Schild gemalt, das unser Geschäft am Gudensberger Untermarkt unübersehbar machte. Rot auf Gelb, vielleicht auch umgekehrt, zog sich da *Rudolf Reitmeier / Rundfunk & Fernsehen* über die Ladenfront. Jedenfalls hat es sich im Lauf meiner Kindheit in ein rotes Tuch verwandelt.

Meine Mutter trennte sich von ihrem Mann, als ich acht oder neun war. Sie kam, mit ihren beiden Söhnen, bei ihren Eltern in Kassel-Bettenhausen unter. Gelegentliche Besuche der Söhne beim Vater erübrigten sich bald, war es doch offensichtlich, daß er sich nicht gerade brennend für sie interessierte.



## Behälter

Der Instrumentenbauer und Erfinder **Hippolyte Pixii** (1808–35) wirkte in Paris, wo er allerdings aus überall eisern verschwiegenen Gründen schon als 26jähriger seinen Geist aufgegeben haben soll. Ein Bildnis zeigt ihn mit enormem Backenbart als Ausgleich für seine gewaltige Stirnglatze – hier nutzten ihm somit seine Talente nichts. Hippolyte gilt vor allem als Schöpfer des Urtyps brauchbarer elektromagnetischer Generatoren. Abbildungen seiner ersten Ausführungen dieser Maschine erinnern verdächtig an Fallbeil: als »Guillotine« bekanntlich *die* Mordmaschine der kaum verstrichenen Französischen Revolution. Hoffen wir, der Instrumentenbauer erlitt keinen tödlichen Arbeitsunfall – nach dem Muster »Die Revolution frißt ihre Kinder«. Hier deutet sich also der sowohl mörderische wie selbstmörderische Charakter moderner Technik überhaupt an. Da muß man aber sofort eine Beteuerung einflechten – gerade so, wie zahme KritikerInnen der Corona-Notstandsregime stets versichern, sie nähmen das Virus durchaus ernst; die Gefahr sei furchtbar. Unfug ist sie. Die Gefahr sind die verlogenen Notstandsregime. Man hat also gefälligst zu beteuern, man sei nicht grundsätzlich gegen Technik. Sie habe auch ihr Gutes.

Wenn mich das Virus verschont, nehme ich vielleicht noch in diesem Jahrzehnt eine umfangreiche *Kulturgeschichte der Behälter* in Angriff. Man unterschätzt die Rolle der Behälter oft. Jost Herbig wies zum Beispiel auf den revolutionären Akt des Frühmenschen hin, Tragbeutel zu erfinden. Damit konnten Nahrungsmittel nicht nur bevorratet, sondern auch besser ver- und geteilt werden. Mit dem Anthropologen Owen C. Lovejoy nimmt Herbig sogar an, die Herausbildung des Aufrechten Ganges verdanke sich wesentlich dem Wunsch, die Hände zum Tragen frei zu bekommen.\* Man sieht daran, Herbigs Blick war nicht auf das Militärische, sondern auf das Soziale geheftet. Aber die sogenannten WissenschaftlerInnen gruben weiterhin begeistert die Faustkeile und Bronzeäxte aus. Beutel, aus Rinde oder Leder, hätten sie auch schwerlich ausgraben können: die waren längst verrottet.

Lewis Mumford stellte die wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritte heraus, die zwischen 1100 und 1800 allein durch die Herstellung zweckmäßiger Behälter erzielt worden seien. Es handele sich sowohl um Behälter »für den Hausgebrauch, wie Töpfe, Pfannen, Säcke und Tonnen, als auch solche für kollektiven Gebrauch, wie Kanäle und

Schiffe. Daß Behälter Kraft übertragen können, wie ein Mühlengraben, oder Kraft nutzbar machen, wie ein Segelschiff«, sei gleichfalls weithin übersehen worden.\*\* Somit erstreckt sich der Bereich der Behälter für Mumford über die in allen mir bekannten Nachschlagewerken anerkannten Kisten und Krüge hinaus. Ich würde in meinem Werk sogar noch weiter gehen. Für mich stellen auch Mietshäuser, Flugzeugträger, ganze Städte, Nationen oder sogenannte Vaterländer, aber auch Begriffe, wissenschaftliche Systeme und Vorurteile Behälter dar. Man könnte dem Menschen geradezu ein zwanghaftes »Behälterdenken« bescheinigen; ohne alles und jedes in seinen vorschriftsmäßigen Behälter zu stecken, finde er sich offenbar nicht in der Welt zurecht. Möglicherweise ein echtes »tragisches« Unterfangen, wenn man die Ambivalenz aller Behälter bedenkt. Sie behüten ihren Inhalt; beengen, fesseln, verbergen ihn aber auch. Im Falle von Atomreaktoren verbergen sie ihn so lange, bis er explodiert. Entsprechend bieten Formen uns Außenstehenden an, sie zu bewahren oder sie zu zerstören. Krieger und Dadaisten haben das schon immer gewußt.

Die gängigen kosmologischen Vorstellungen sperren gleich das gesamte Universum ein – es gibt ja auch dehnbare Behälter, siehe jenen Tragbeutel aus Leder. Andererseits übersteigen unfestgelegte Phänomene wie »Unendlichkeit« oder »Ewigkeit« entschieden unser Fassungsvermögen. Wir sind das abgrenzende Tier. Wir sind das sich selbst fesselnde Tier.

∞ Verfaßt 2022

\* Jost Herbig: *Im Anfang war das Wort*, 1984, Ausgabe München 1986, bes. S. 41 und 52

\*\* Lewis Mumford: *Mythos der Maschine* (Originalausgabe 1966/1970), 2. deutsche Ausgabe Frankfurt am Main 1977, S. 499/500

Angeblich trat **Marion Zioncheck** (1901–36), studierter Jurist, Rechtsanwalt, »demokratischer« US-Politiker, Kongreßmitglied in Washington D.C., vor allem für die Kleinen Leute ein. Wie sich versteht, unterstützte er denn auch die beschäftigungspolitischen *New-Deal*-Maßnahmen des US-Präsidenten Franklin D. Roosevelt. Sie waren der »Großen Depression« des stets von Krisen geschüttelten Kapitalismus geschuldet. Ich nehme an, 1941 hätte Zioncheck auch den Kriegseintritt der Staaten befürwortet, der letztlich die wirkungsvollste *New-Deal*-Maßnahme Roosevelts darstellte. Allerdings machte sich auch Zioncheck Feinde. Zwar war der gebürtige Pole ein dunkelhaariger Smarter mit gewinnendem Auftreten, doch bei manchen Kollegen und Journalisten, die noch keinen Riecher für das *rotgrüne* Entertainment haben konnten, kam er schlecht an,

weil er sich »links« gebärdete und sich manche Eskapaden leistete. So soll er betrunken in öffentlichen Springbrunnen getanzt haben und mit seinem Wagen über den geheiligten Rasen des *Weißes Hauses* gefahren sein. Zionchecks lokaler Wirkungskreis lag in Seattle, Washington. Dort hatte er an einem Fenster im 5. Stock eines Bürogebäudes oder Hotels, in dem er residierte, am 7. August 1936 spätnachmittags seinen letzten Auftritt: der 34jährige sprang kopfüber aus dem Fenster.

Nach verschiedenen Quellen, darunter die englische *Wikipedia*, schlug er genau vor einem parkenden Wagen auf, in dem Ruby Louise Nix saß. Das war die fescbe 21jährige, die er erst vor gut drei Monaten geheiratet hatte. In dieser kurzen Frist war es bereits zu einigen Zerwürfnissen und Versöhnungen zwischen den beiden gekommen, durchsetzt mit Aufhalten Zionchecks in Irrenanstalten Marylands, denen er aber schließlich, nach einer Flucht, mit Verweis auf seine Abgeordneten-Immunität einen Riegel verschieben konnte. Dann suchte er also wieder sein Büro in Seattle auf. Manche Quellen behaupten, er habe sich zuletzt auch von seinem Kumpel und Rivalen um den Kongreßsitz, dem Staatsanwalt Warren G. Magnuson, hintergangen gewähnt. Die Ärzte hatten, je nach dem, von »Überarbeitung«, »aufreibendem Lebensstil«, »manisch-depressiver« Neigung gesprochen. Andere hielten ihn kurzerhand für endgültig durchgedreht. Zioncheck selber zog eine politische Grundsatzerklärung vor, wie einem Zettel zu entnehmen war, den er immerhin zum Abschied auf seinem Schreibtisch hinterlassen hatte. Darin behauptete er, die einzige Hoffnung seines Lebens sei es gewesen, das »ungerechte« US-Wirtschaftssystem lasse sich begradigen. In dieser Hoffnung sah er sich anscheinend enttäuscht. Von seinen eigenen Fehlern oder Schäden, gar von seinen Ängsten sprach er lieber nicht.

Jemand mag Reformist oder Anarchist sein: in nahezu sämtlichen Fällen macht er zeitlebens einen Bogen um die letzte Systemfrage, die metaphysischer Natur ist, wie ich einmal sagen möchte. Es ist die Frage nach dem Sinn der ganzen Veranstaltung. Sie quält umso mehr, als die Veranstaltung offensichtlich haarsträubende Ungerechtigkeiten und das entsprechende Leid mit sich bringt. Der eine ist hübsch, der andere häßlich; der eine von Kind auf krank, der andere nicht – daran rütteln kein Kapitalismus und kein Gemeinbesitz in libertärer Hand. Es ist die Frage, wo die Welt herkommt, was sie soll, wie sie endet – niemand weiß es. Alles andere wäre auch erstaunlich, stehen wir doch nicht über der Welt. Vielmehr stecken wir bis über beide Ohren in ihr und sind entsprechend befangen. Diese Befangenheit ist wahrscheinlich sogar die schlimmste Seuche. Bei so manchem Selbstmord mag sie, als Motiv, mitschwingen, ob es der Betreffende nun äußert oder nicht. Es ist das Gefühl hoffnungsloser Unterlegenheit. Und vielleicht der Protest dagegen.

Der Einwand, mit unserem Geist könnten wir doch prima in die Ferne schweifen, unterliegt einem Trugschluß. Denn *die Ferne*, das ist bereits *unsere* Kategorie. Als Instrument einer objektiven Untersuchung taugt sie gar nichts. Wo finge sie denn an und wo hörte sie denn auf, die Ferne? Undenkbar. Leider versagt unsere Vorstellungskraft sowohl vor der *Endlichkeit* wie vor der *Unendlichkeit*. In beiden Fällen stürzt sie uns gleichsam in den Sog eines Schwarzen Lochs, von dessen Beschaffenheit wir ebenfalls nicht das geringste wissen. Daher die Angst vor dem Tod. Die Angst gilt nicht der Aussicht, keine Brötchen mit Butter und Feigenmarmelade mehr essen oder nicht mehr besoffen in Springbrunnen tanzen zu können; sie gilt der Ungewißheit.

Das Wissen um den Zusammenhang fehlt uns. Den Plan, den manche kritische Köpfe den Clubs der Superreichen unterstellen, die damit den Kapitalismus zu sanieren oder den ganzen Planeten umzukrempeln gedächten, hätte ich gerne für *alles*. Wieviele Weltalle umfaßt *alles*? Warum sollte es in Weltallen organisiert sein? Ginge es vielleicht auch ohne Organisation? Muß es überhaupt *etwas* geben? Und wenn es *nichts* gäbe – was gäbe es dann? Wer diese Fragen aufmerksam verfolgt und nachvollziehen kann, wird erkennen, wie hoffnungslos wir dem Behälterdenken ausgeliefert sind. Unsere Gehirnschale möchte auch für *alles* ein Gefäß. Für Legionen von Astrophysikern und ihre NachbeterInnen tut es notfalls sogar ein punktförmiges Gefäß, das bereits *alles* enthält – bevor es sich mit einem grandiosen *Urknall* entfaltet ...

Wie bereits angedeutet, gehen diese astro- und metaphysischen Fragen so gut wie jedem Menschen – um es proletarisch auszudrücken – schlicht am Arsch vorbei. Ich glaube, diese Menschen regieren sogar die Gespräche, Diskurse, Staaten, Börsen, Bankhäuser dieser Welt. Zuweilen schmücken sie sich mit dem Prädikat der Demut, doch für mich gehören sie zu dem Heer der GegenaufklärerInnen. Denn die Antwort, *warum* mich die angeführten Fragen nicht in Ruhe lassen, liegt auf der Hand. *Dazu* läßt sich durchaus etwas sagen. Als libertär gestimmter Mensch lehne ich undurchschaubare Verhältnisse grundsätzlich ab. Denn die graue Sphäre der Undurchschaubarkeit ist der ideale Nährboden für Herrschaft. Das geht von den Betriebsgeheimnissen meines Chefs, der kaum ein Dutzend Leute beschäftigte, über den Vatikan und die *Bilderberg*-Konferenzen bis über das uns bekannte Universum hinaus. Sagt eine angeblich anarchistische Kommune einer Bewerberin, über den Zweck, die Entscheidungsstrukturen und die Mitgliederzahl der Kommune werde bislang nur gemunkelt, dürfte sie auf dem Absatz kehrt machen. Poche ich aber dem *alles* gegenüber auf die entsprechenden Auskünfte, verunglimpft man mich als Traumbtänzer oder Spinner.

Mein Makel ist es, als ein Teil der Welt auf einem Mitbestimmungsrecht an ihr zu bestehen. Der Rebell verlange nicht das Leben, sondern die Gründe des Lebens, formuliert Camus einen der wenigen Sätze seines Buches *Der Mensch in der Revolte*, die würdig sind angeführt zu werden. Ich fordere die vielzitierte Transparenz, weil ich andernfalls nur im Dunkeln tappen kann. Eine nicht offengelegte Schöpfung stempelt mich zum Vollidioten oder zum Kind. *Davon verstehst du nichts*. Sie tritt meine Menschenwürde mit Füßen, die möglicherweise in einigen Milliarden Lichtjahren Entfernung angehoben werden. Ich bin ihr Untertan.

Vielleicht ginge es noch an, wenn wir nur dazu verdonnert wären, mit dem Rätsel der Welt zu *leben*. Aber ich sagte es schon: sehr oft haben wir auch daran zu *leiden*. Und dann haben wir, früher oder später, auch noch mit dem Rätsel der Welt zu *sterben*. Das finde ich das Schlimmste. In *einem* Sarg mit der Ungewißheit – widerlich!

Dieses Grundsatzreferat, zu dem mich Marion Zioncheck verführte, dürfte dem einen oder anderen Leser einsichtig machen, warum ich mich in meinem gesamten Schreiben an oberster Stelle um Klarheit bemühe.

∞ Verfaßt 2022 • [Siehe auch](#) → Anarchismus, Mahmud

## Bergsteigen

Ein vergleichsweise glimpflich ausgehendes Sommergewitter ruft mich (2022) auf, an den kühnen schweizer Bergbauern und Bergführer **Samuel Brawand** (1868?–1902) zu erinnern. Am 20. August 1902 wurde er auf dem Gipfel des Wetterhorns (rund 3.700 m) kalt erwischt, und zwar von einem Gewitter. Der wackere Mann fiel durch einen Blitz. Er war erst 34. Sein vierjähriger Sohn war erfreulicherweise noch nicht dabei. Dafür kamen, neben Brawand, dessen Berufskollege Fritz Bohren (31) und beider Schützlinge Robert (31) und Henry Fearon (29) aus Irland um.\* Der schreckliche Vorfall trug allerdings nicht zur Erleuchtung von Brawand jun. bei, der ebenfalls Samuel getauft worden war. Junior wurde zunächst Bergführer wie Papa und heftete sich einige alpenländische »Erstbesteigungen« an den Filzhut. Dann stieg er, als Sozialdemokrat, zum National- und Regierungsrat auf. Er starb erst 2001 mit 103 in Grindelwald.

Angesichts vieler Alpen-Akrobaten, die *keine* Bergbauern sind, und freilich auch angesichts der bekannten, furchterregenden Berge an *Corona*-Toten darf ich mir vielleicht die Bemerkung erlauben: Liebe »ExtremsportlerInnen«, Ihr seid nicht allein auf der Welt,

wenn Ihr euch, als BergsteigerInnen, auch gern auf einem Gipfel so vorkommt! Jeder von euch nimmt mit den guten Aussichten auf ein frühes Ende leider auch die Lasten in Kauf, die er seinen sogenannten Lieben sowie dem Gesundheits- und Rettungswesen aller betroffenen Länder aufbürdet. 2019 fielen allein in Österreich beim Bergsteigen oder Bergwandern, Skifahren, Klettern, Mountainbiken, Jagen 304 Tote an, falls dem dortigen *Kuratorium für Alpine Sicherheit* zu trauen ist.\*\* Ein paar willentliche SelbstmörderInnen sind eingeschlossen. Dazu fielen knapp 8.000 Verletzte an. Die dürften beispielsweise schon wieder für 200 Rollstühle gut sein. Jeder Bergunfall setzt eine kostspielige Rettungsmaschinerie in Gang. Wollte man diese Kosten schätzen, käme man bereits, weltweit betrachtet, auf etliche Milliarden Dollar jährlich. Nähme man das Rettungswesen aller übrigen Unfallsorten hinzu, würde einem von der Endsumme jede Wette schwindelig.

**Leo Maduschka** (1908–32) hätte mir wahrscheinlich nur zugeknurrt, dies alles ginge ihm flott am Arsch vorbei. Er hatte 1932 mit seiner Zeitschriftenserie *Bergsteigen als romantische Lebensform* aufhören lassen. Just im selben Jahr, Anfang September, rückte der 24jährige bayerische Bergsteiger, Nietzsche-Anhänger, Einsamkeits-Apostel und Schriftsteller der Civetta Nordwestwand der Dolomiten, Italien, auf den Leib – wo er aufgrund eines Wettersturzes, in einen Felsspalt verkeilt, über Nacht erfror.

Trotzdem fragen sich hartnäckige Feinde des »Bergsports« immer mal wieder: Warum machen die das? Da zu befürchten steht, Maduschkas damalige Apologie übersteige ihr Begriffsvermögen, will ich diesen Nörglern mit dem Politiker, Bankier und Alpinisten **Ruedi Schatz** (1925–79) aus St. Gallen antworten. Schatz erläuterte es am Beispiel seines mit 34 am *Säntis* (Ostschweiz) verunglückten Landsmanns **Seth Abderhalden** (1926–60): »Er lebte für die Berge.« Wahrscheinlich wachsen sie dadurch besser. Laut *Wikipedia* gilt Abderhalden als »Pionier des Extremkletterns«. Schatz selber schaffte 20 Jahre mehr. Dann »bezwang« ihn die Urnäsch. Das ist ein appenzeller Fließchen, das just am Fuße des *Säntis* entspringt. Im »Wildwasser« dieses Fließchens kam der 54jährige Alpinist beim Kanufahren um.

\* Fritz Balmer, »Vier Leben auf einmal gefällt«, <https://www.jungfrauzeitung.ch/artikel/21608/>, (Thun) 19. August 2002

\*\* [https://www.alpin.de/home/news/38376/artikel\\_oesterreich\\_zahl\\_der\\_toedlichen\\_bergunfaelle\\_gestiegen.html](https://www.alpin.de/home/news/38376/artikel_oesterreich_zahl_der_toedlichen_bergunfaelle_gestiegen.html), 16. Januar 2020

Wer den französischen Denker **Alain** nicht kennt, wird zunächst verblüfft sein, wenn er ihn in seinem Hauptwerk *Lebensalter und Anschauung* (deutsch Berlin 1932, S. 458/59) die **Bescheidenheit** bestimmen hört. Der Tierarztsohn geht sie, wie fast alles, physiologisch an. Die Bescheidenheit beruhe hauptsächlich auf einem gelösten, unverkrampften Zustand, somit auf der Freundschaft mit sich selbst. Gymnastik und Musik sei schon die halbe Miete. Am Schluß des Kapitels läßt er jedoch die Katze aus dem Sack. Der Bescheidene setze auf die Weisheit der natürlichen und menschlichen Ordnung. Ihr gliedere er sich gerne ein. Im Vergleich zu ihr seien die wünschenswerten und möglichen Veränderungen immer nur winzig. Folglich bleibt auch der Philosoph gleich aus freien Stücken Zwerg. Wenn das keine Einladung zu Opportunismus und Unterwürfigkeit ist, fresse ich seine Zipfelmütze.

Nach landläufiger Vorstellung handelt es sich beim Bescheidenen um einen Mitmenschen, der sich nicht einbildet, etwas Besonderes oder besonders wichtig zu sein. Er ist sozial, tolerant, verträglich gestimmt. Was ihm mißfällt, sind Eigensinn, Stolz, Ehrgeiz und Machtstreben. Soweit kann man ja durchaus zustimmen. Allerdings weiß man auch, daß die Menschheit ein Pack aus Betrügern und Verstellungskünstlern ist. Von daher wird auch oft nur der *Anschein* von Bescheidenheit erweckt. Schließlich gilt sie als Zier, erweist sich jedoch häufig als idealer Deckmantel für Schweinereien. Deshalb bemerkte Alains Landsmann Jules Renard am 2. Dezember 1895 in seinem Tagebuch recht spöttisch, die Bescheidenheit stehe den Großen gut zu Gesicht. »Aber nichts darstellen und gleichwohl bescheiden sein, das ist sehr schwer.«

Hier spielt der Schriftsteller auf die vielen Ohnmächtigen an, und in der Regel werden die Ohnmacht und ihre nicht seltenen Konsequenzen, nämlich Minderwertigkeitsgefühl und Aufbegehren, bereits in der Kinderstube gezüchtet. Gewiß bleiben manche Kinder auch zeitlebens schüchtern. Das hat freilich nichts mit Bescheidenheit zu tun. Ihnen fehlt einfach der Mut zur »Freundschaft mit sich selbst«, wie man jetzt höhnen könnte, nämlich zu Rebellion und Befreiung. *Warum* er ihnen fehlt, läßt sich wahrscheinlich nie genau beantworten. Es mag an den Erbanlagen, es mag an günstigen oder ungünstigen Umständen liegen. Mein Heranwachsen in der Gärung der antiautoritären Schüler- und Studentenrevolte war insofern ohne Zweifel günstig. Andererseits hat mich schon oft der Verdacht beschlichen, ich hätte mich, ob als Politiker, Künstler oder Liebhaber, vielleicht nur deshalb so gern ans Licht gedrängt, weil ich dann besser oder gar glänzender wahrnehmbar sei. Herkömmliche Laufbahnen mit guten Standplätzen waren mir schließlich verschlossen.

Ich wäre nicht verblüfft, wenn führende Bolschewiken wie Bucharin, Sinowjew, Kamenew, Radek oder Kolzow, die der saarländische Schriftsteller Gustav Regler um 1935 in Moskau sah oder traf, mit ähnlichem Hauptantrieb auf ihre Posten gekommen wären. Zur Strafe wurden sie erschossen. Stalin und seine Günstlinge waren die Stärkeren. Was man auch anpackt, man landet beim Krieg.

∞ Verfaßt 2025. Zu Alain, dem französischen Philosophen, empfehle ich aus meinem Blog die *Korsischen Räuberpistolen*, in denen er wiederholt gerupft, ja sogar als Schöndünster enttarnt wird.

Für *Brockhaus* ist nur das berühmte *Dokument* interessant, das der führende hessische Nazi **Werner Best** 1931 von Parteigenossen auf dem nahe Bürstadt gelegenen *Boxheimerhof* erörtern ließ. Darin hatte Best seine Vorstellungen vom Umsturz und den anschließenden drakonischen antikommunistischen »Maßnahmen« niedergelegt. Als die Öffentlichkeit davon Wind bekam, beeilte sich die Parteileitung erfolgreich, von einem privaten Alleingang Bests zu sprechen. Man werde sich selbstverständlich an die demokratischen Spielregeln halten. Ein »Hochverratsverfahren« gegen Best wurde im Herbst 1932 eingestellt.

Der Boxheimerhof soll im frühen Mittelalter Klostergut gewesen sein. Näheres zu erfahren, hindern mich die neuartigen »Bezahlschranken« im Internet. Also schreibe ich (am 11. Dezember 2023) das Bürstädter Stadtarchiv an. Die Antwort? Nicht etwa eine Gebührenordnung, vielmehr gar nichts. Ich könnte mir allerdings denken, es wäre den Verantwortlichen nicht so lieb, die Leute, die zu Bests Zeiten das Gut betrieben und das vielleicht auch heute noch tun, in Verlegenheit zu bringen. Schließlich dürften es damals, 1931, mindestens Bekannte der Nazis, vielleicht sogar Kameraden gewesen sein, die sich durch solch eine geheime Tagung geehrt fühlten. Um 1997 streifte ich das abgeschieden am Waldrand liegenden Anwesen einmal ferienweise mit dem Fahrrad. Täuscht mich meine Erinnerung nicht, beeindruckte es mich nicht sonderlich. Es gab lediglich eine witzige, winzige Gutskapelle, die ich gern besichtigt hätte, aber sie war verrammelt. Inzwischen hat man sie offensichtlich aufgehübscht\* und vermutlich gleichfalls mit einer Bezahlschranke versehen.

Ich kehre zu Werner Best zurück. Der Jurist und SS-General brachte es im »Dritten Reich« zu einem noch deutlich höheren Tier. Er gilt, neben Himmler und Heydrich, als Hauptorganisator der *Geheimen Staatspolizei*. An der mörderischen Judenverfolgung war er auf unterschiedlichen Posten stark beteiligt. So hat er zahlreiche Polen auf dem



Gewissen. Zuletzt wirkte er als *Reichsbevollmächtigter* im besetzten Dänemark. Ein Kopenhagener Gericht verurteilte ihn nach Kriegsende zunächst zum Tode, doch das angelsächsisch-bundesdeutsche Verzeihungswunder sorgte für Abmilderung: Umwandlung in Haftstrafe, vorzeitige Entlassung bereits 1951. Im folgenden warb Best unermüdlich für »Generalamnestie« aller NS-TäterInnen und half vielen Beschuldigten aus der Patsche. »Demokratische« Firmen und Parteien beschäftigten ihn als juristischen Berater. Seine eigene Bestrafung konnte er mit den üblichen Schlichen und mit Hilfe der Bereitschaft der westdeutschen Justiz, sich verarschen zu lassen, bis zum letzten Atemzug unterbinden. Der Südhesse starb 1989 mit knapp 86 Jahren in Mülheim an der Ruhr.

Allerdings wird behauptet, selbst der kühn kalkulierende Intellektuelle Best sei kein unangreifbares Ungeheuer gewesen. 1947 von seiner Gattin Hilde in der dänischen Haft besucht, habe er Beruhigungsmittel geschluckt, sich an Gesprächszettel geklammert, in wiederholten Weinkrämpfen von Selbstmord als der besten Lösung gejammert, lese ich im *Spiegel* 23/1996. Hilde habe ihn jedoch angeherrscht, er habe die Haft »hart und biegsam wie Stahl« durchzustehen. Da scheint auch ein bewährter Dialogschreiber aus Hollywood im Besuchszimmer gesessen zu haben.

\* [https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:B%C3%BCrstadt\\_Kapelle\\_Boxheimerhof.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:B%C3%BCrstadt_Kapelle_Boxheimerhof.jpg)

## Bevölkerungsfrage

Wer wollte die Opfer von Vulkanausbrüchen zählen und würdigen? Allein der berühmte Ausbruch des Vesuvs bei Neapel am 24. August 79 n.Chr., der mehrere antike Städte verschüttete, darunter das bekannte Pompeji, kostete im ganzen um 5.000 Tote. Ich nenne nur noch den Ausbruch des Mont Pelée auf Martinique am 8. Mai 1902, wahrscheinlich der verlustreichste im 20. Jahrhundert, mit geschätzt 30.000 Toten. Laut *Wikipedia* führte er zu gründlichen Untersuchungen und Überwachungen, die den Beginn der modernen *Vulkanologie* bezeichnen. Die scheint auch nicht ganz ungefährlich zu sein. Die Todesrate unter Vulkanologen soll sogar die von Bombenentschärfern und Löwendompteuren übersteigen. Man wird vielleicht einwerfen: Ja sicher, die opfern sich, um zahlreiche Tote zukünftiger Vulkanausbrüche zu verhindern! Aber da bin ich, wie immer, skeptisch. Diese in die Krater Starrenden dürften von einer jeweils anders zusammengesetzten Wolke aus Gemeinnützigkeit, Wahrheitssuche, Abenteuerlust und Profilierungssucht getragen werden. Profitstreben lasse ich einmal weg: das können wir für die

sogenannten KlimawissenschaftlerInnen und Epidemiologen beziehungsweise deren Sponsoren reservieren.

Den 30jährigen US-Vulkanologen **David A. Johnston** (1949–80) erwischte es nur zwei Jahre nach seiner Promotion. Er hatte »bis zuletzt« auf seinem Beobachtungs- und Meßposten in gut neun Kilometer Entfernung vom 2.500 Meter hohen Mount St. Helens im Süden des US-Bundesstaates Washington ausgeharrt. Am Morgen des 18. Mai 1980 »war es soweit«. Johnston setzte noch eine entsprechende Meldung an seine Kollegen ab; dann wurde er, sehr wahrscheinlich, von einer Art Sturmflut aus Asche, Lava und heißen Gasen geradezu weggeschwemmt. Seine Leiche wurde nie gefunden. Im ganzen forderte die Katastrophe, obwohl Evakuierungen angeordnet worden waren, 57 Menschen das Leben, dazu vielen Tausend Tieren. Die angerichtete Verwüstung betraf ein keilförmiges Gebiet von ungefähr 20 mal 30 Kilometern. Man hatte die voraussichtliche Stärke des Ausbruchs erheblich unterschätzt. Laut *Spiegel Online* (7. Oktober 2004) war die Energie von 500 Hiroshima-Atombomben freigesetzt worden.

Bei diesem Unglück an der nordamerikanischen Westküste hatte Johnstons junger Kollege **Harry Glicken** (1958–91) Glück. Allerdings hatte er auch Schuldgefühle, weil er kurz vorm Ausbruch den Platz mit Johnston getauscht hatte. Glickens Stunde kam am 3. Juni 1991, als er 33 war, in Japan – und leider nicht nur seine. Auf der dortigen Insel Kyushu brach der Vulkan Unzen aus und schickte einen »pyroklastischen« Strom aus, dem sage und schreibe 42 WissenschaftlerInnen, Journalisten und Feuerwehrleute zum Opfer fielen. Sie hatten offensichtlich mit dem Feuer gespielt. Der fragliche, selbstverständlich ziemlich heiße Strom meint eine Lava, die hohen Gasanteil hat. Angeblich kann er bis 700 km/h erreichen; am Unzen soll er mit knapp 100 durch das Lager der BeobachterInnen geflossen sein. Jedenfalls war er schneller als sie.

Laut *Focus*\* räumte Stanley Williams von der Arizona State University einmal ein: »Ich bin mir der Gefahr bewußt. Aber irgendwie wird man danach süchtig.« Von Hubertus Breuer, *Spiegel* 24/2001, ist zu erfahren, der bekannte Experte Maurice Krafft aus Frankreich habe davon geträumt, eines Tages in einem hitzefesten Kanu einen Lavastrom hinabzufahren. Krafft und Gattin kamen ebenfalls am Unzen um. Ohne Kanu.

Das »Spiel mit dem Feuer« dürfte tiefe Wurzeln und eine große Kragenweite haben. Soweit ich weiß, fürchten oder vermuten die meisten Paläontologen, vor der Ära des Faustkeils sei unser Primatengehirn geradezu explodiert. Na sehen Sie: das war der erste »anthropogene« Vulkan. Schaut man sich dann die auffällige Neigung der Menschheit zum Explosiven an, wundert einen gar nichts mehr. Ich nenne aufs Geratewohl Feuerbohrer, Flitzebogen, Schießpulver, Dampfmaschine, Benzinmotor, Kernspaltung, Bevölkerungs-

explosion, Klima-Klimax ... Man denke auch an den beliebten »Urknall« – einen Unfug, der sich in wenigen Jahrzehnten schon fast von einer Theorie in eine Tatsache verwandelt hat. Hier liegt es unsittlicherweise sehr nahe, einen Bogen vom erwähnten Primatengehirn zum Unterleib des Zweibeiners zu schlagen. Jeder zünftige Geschlechtsakt ist ein Vulkanausbruch. Die Frau stellt den Krater, der Mann die sogenannte Ejakulation.

Die verblüffende Hartnäckigkeit, mit der sich Geflohene nach wenigen Wochen oder Monaten zu ihrem Vulkan zurückbegeben, um sich erneut an dessen Fuß anzusiedeln, ist bekannt. Damit deutet sich das Bindeglied von all dem Verrückten an. Es ist der Stolz. Der Stolz des Menschen auf seine Einzigartigkeit duldet weder Niederlagen wie beispielsweise Flucht/Vertreibung, noch Impotenz. Offenbar ist er vom Wunsch des Überlebens, des Sichtfortpflanzens, des sogenannten Wachstums, des Siegens um jeden Preis heillos besessen. Die Welt mag ein Jammertal, ausgehungert, verseucht sein – der Mensch darf nicht untergehen.

Und warum die Besessenheit? Woran hängt nun das Bindeglied wiederum? Ich nehme an, am Tod. Es ist die Angst vor der Vergänglichkeit, vor der drohenden Vernichtung. Oder sagen wir umfassender: es hängt an der Leere. Viele Menschen ahnen die quälende Sinnlosigkeit unseres Daseins – und dieses gähnende Schwarze Loch wird emsig mit Kindern zugestopft. Uns zu erhalten, die Gattung zu schützen, Kinder hochzuziehen und so den Wahnsinn zu stützen, das ist schließlich auch ein Sinn.

∞ Verfaßt 2022

\* Martin Kunz, »Amerikanische Wissenschaftler schicken ...«, [https://www.focus.de/wissen/natur/vulkane-dante-auf-dem-weg-ins-inferno\\_aid\\_148547.html](https://www.focus.de/wissen/natur/vulkane-dante-auf-dem-weg-ins-inferno_aid_148547.html), 13. November 2013

**Pöhsnick oder Die Republik dankt ab** Kees ist tot. Somit hat er diesen fragwürdigen Himmelskörper, den womöglich schon bald kein Schwanz mehr kennen wird, vor mir verlassen. Dabei war er, mit 71, sogar zwei Jahre jünger als ich. Eine Botin, die gleich noch jemanden in Frahm, unserem Dorf, besuchte, überbrachte mir seinen letzten Gruß. Er war mein engster Freund gewesen. Die Botin, Raskilde, kenne ich nur flüchtig. Sie kommt wohl ebenfalls bald dran. Dürr wie eine entkernte, vertrocknete Bananenschale, glaubte man ihre Knochen klappern zu hören, als sie auf ihrem Gaul angezockelt kam. Sie stieg gar nicht erst ab. Kees hätte heftiges Fieber bekommen, gekotzt wie ein Wasserfall und buchstäblich nichts mehr zu sich genommen, erzählte sie. Anscheinend haben sie noch einen alten Arzt in Rotten, wo Kees der GO *Streifenhörnchen* angehörte. Der Mediziner habe von einer mit Darmgrippe gepaarten Lungentzündung gesprochen. Aber sie selber,

Raskilde, glaube eher, Kees sei an Gram gestorben. Er hätte im Fieber auch das Bübchen von Maja und Runzeck beklagt, falls ich mich noch an den Vorfall erinnerte. Vim habe das Bübchen geheißt, half sie mir auf die Sprünge. Dabei äugte sie mich auch noch scheinheilig an, dieses reitende Knochengerüst. Selbstverständlich erinnerte ich mich. Jeder hier tut das, soweit es hier noch Leute gibt. Vim war damals keine drei Monate alt – und Kees hatte ihn wohl oder übel erschlagen. Das entsprach dem berücktigten Abdankungsbeschluß.

Hätten es diese einleitenden Zeilen geschafft, Sie zum Weiterlesen zu ködern? Wenn nicht, macht es auch nichts. Ich werde den Roman sowieso nicht schreiben. Sie können mir allerdings die Idee zu ihm abkaufen – 50.000 Euro, falls Sie außerstande sind nachzuweisen, es handle sich dabei nur um abgestandenen Schimmelkäse, der bereits mehrmals anderen Autoren mißlungenen sei. Bislang bilde ich mir ein, es sei keiner. Gewiß hat es auf Erden schon den einen oder anderen Massenselbstmord gegeben. Ich nenne nur die ungefähr 1.000 SiedlerInnen im Dschungel von Guayana, die sich 1978 von ihrem Sektenchef Jim Jones dazu anstiften oder zwingen ließen, ihrem Planeten endlich ade zu sagen. Aber meine Geschichte spielt gar nicht auf dem Planeten Erde. Und die Leute auf Pöhsnick, wie ich meinen eigenen Planeten kurzerhand taufte, bringen sich keineswegs um, vielmehr fassen sie eines Tages den schon erwähnten Abdankungsbeschluß. Der besagt nicht mehr und nicht weniger als: Ab sofort werden keine Kinder mehr in die Welt gesetzt. Wir sterben aus freien Stücken aus. Damit war das Ende menschlichen Lebens auf Pöhsnick abzusehen. Die Frist betrug allenfalls ein Jahrhundert.

Wie eingangs angedeutet, setzt meine erwogene Erzählung erst ein, als bereits die letzten Jahrzehnte angebrochen sind. Freilich gibt der Ich-Erzähler etliche Rückblenden, denn er muß oder will ja klarmachen, wie es »soweit« kommen konnte. Auch das Wo drängt natürlich nach näherer Erläuterung. Der Planet Pöhsnick ist lediglich in einer fruchtbaren Mulde von rund 80 Kilometern Durchmesser besiedelt. Sonst Mondlandschaft. Die Pöhsnicker Bevölkerung – zum Zeitpunkt des epochalen Beschlusses ungefähr 70.000 Köpfe – nimmt allgemein an, ihre Mulde sei in grauer Vorzeit als Krater eines fremden Himmelskörpers zurückgeblieben. Durch den Einschlag seien gleichsam Keime intelligenten Lebens übertragen worden. Man könnte sogar sagen: auch von Klugheit. Stießen nämlich in der Pöhsnicker Vergangenheit Leute mit kühnen Projekten der Umgestaltung oder Ausweitung vor, wurden sie bald, von nachfolgenden Generationen, zurückgepiffen. Im großen und ganzen sah man ein, es wäre töricht, den beschränkten Lebensraum auf Pöhsnick zu überreizen. So gab es bis zuletzt kaum Industrie, wohl auch keine Elektrizität. Für den Verkehr genügten Pferde und Fuhrwerke. Selbst die »wilde«

Tierwelt nimmt sich schmal und sanftmütig aus. Dafür bietet die Mulde einige äußerst ergiebige und nahrhafte Pflanzen à la Banane, Maniok, Pirijao. Das ist eine Palme. Fleisch wird nicht verzehrt. Raskilde wird von ihrem Klepper jede Wette noch überlebt.

Der Erzähler vermutet selbstverständlich nicht zu unrecht, Raskilde sei schon damals, vor rund 40 Jahren, gegen den Beschluß gewesen. Sie habe nur, wie manche andere, auf ein Veto verzichtet, um den erforderlichen Konsens nicht zu blockieren. Die meisten PöhsnickerInnen begrüßten den Vorstoß, nachdem vor allem Uro, damals Landesschiedsrätin und entsprechend angesehen, auf den Dörfern flammende Reden gehalten hatte. Sie habe die Nase voll, hob sie immer an. Pöhsnick hatte gerade den »Fußballkrieg« überstanden.\* Soweit sie zurückdenken könne beziehungsweise Dokumente vorlägen, sei es ein ums andere Mal zu Streitigkeiten gekommen, und sie seien nur selten nicht mit Gehässigkeiten und Leid verbunden gewesen. Das habe auch die gefeierte Republikgründung (50 Jahre früher) nicht wirklich abzustellen vermocht, wie man ja bei jenem Fußballkrieg wieder gesehen habe. Am übelsten stoße ihr jedoch immer wieder der »Kleinkrieg« auf. Als Landesschiedsrätin begegne ihr die betrübliche Unfähigkeit zu Eintracht und Glückseligkeit in fast jeder GO, ihre eigene (*Marabu* im Dorf Glitter) eingeschlossen.

Uro vermied es damals, auf die Jugend einzuhacken. Leuten wie Kees und dem Erzähler war das Problem der Klüfte und Reibereien zwischen den Generationen allerdings sonnenklar. Wie es aussah, ließ es sich auch in der egalitärsten Gesellschaft (gleichberechtigt, gebildet, frei) nie beheben. Die Klüfte schienen sozusagen natürlich zu sein. Die Jugend war stets neugierig, tatendurstig und ihrer verständlichen Unreife zum Trotz vorwitzig und leichtsinnig. Einige jungen PöhsnickerInnen hatten sogar schon von Eisenbahn, Flugzeug, Telefon, Fotografie, Radioteleskop und dergleichen geträumt. Ältere wie der Erzähler und Kees konnten das freilich nicht restlos verdammen. Sie hätten selber zu gern gewußt, was die ganze Veranstaltung »Leben« eigentlich solle – und diesbezüglich konnten ja Fernrohre oder Raumschiffe unter Umständen nützlich sein. Gleichwohl hielten sie den Abdankungsbeschluß immer hoch. Für sie stellte »der Mensch« keinen *Wert-an-sich* dar. Ganz im Gegenteil. Auch der republikanische Pöhsnicker hatte zeitlebens Ärger und Verzweiflung auf dem Buckel. Das Ungemach aus Mäuse- oder Mückenplage, Krankheiten, Unfällen, ungleichen Veranlagungen, Häßlichkeit und den Tod nicht zu vergessen schlug gerade so in der Mulde zu wie einst der fremde Himmelskörper – wenn auch immer schön häppchenweise, nämlich über die Jahre gestreckt und die Leute verteilt. Es war die reinste Willkür. Nur wußte man nicht, von wem, sonst hätte man ihn, diesen Schurken und Folterer, gern anstelle von Vim erschlagen.

Einige Monate nach dem Beschluß tauchten Maja und Runzeck, frisch verliebt, in der erwähnten Mondlandschaft unter. Sie wollten unbedingt ein Kind. Sie hatten ein paar HelferInnen, die sie mit Lebensmitteln und Nachrichten versorgten. Vim kam zur Welt. Aber nach wenigen Wochen war »der Sabotageakt« durchgesickert und zudem lokalisiert. Kees, der Erzähler und die Schiedsrätin aus dem Dorf, aus dem Maja und Runzeck verschwunden waren, erklärten sich bereit, der Sache nachzugehen und sie möglichst zu beheben. Das Versteck erreicht, kam es zu einem Streit, bei dem Vim erschlagen wurde. Die Eltern rannten schreiend, wie die Besessenen, fort. Sie stürzten sich von nahegelegenen Felsen in eine heiße Quelle.

Kees litt damals wochenlang. Es war nicht ohne Ironie, daß die angespannte Situation in dem Versteck gerade ihn zum »Totschläger« machte. Ich könnte mir nämlich denken, er und der Erzähler verkörpern im Gespann einen Gegensatz, den man zuweilen auch geballt in nur einer Person antrifft: den zwischen Demut und Hochmut. Während der Erzähler zur Verachtung neigt, wobei er sich selber nicht ausnimmt, hat Kees eher Mitleid mit den Menschen, die ja wahrlich an ihrer heiklen Lage unschuldig sind.

Interessant dürfte ferner das Problem der Vergreisung sein. Wie bewältigt der schrumpfende Club der Alten seinen Alltag? Gibt es da neue Konflikte? Immerhin, die paar Alten, die noch die Stellung halten, müssen weder Kraftwerke noch die Staatsregierung in Gang halten. Es droht auch kein Übergriff von als Russen verkleideten Angelsachsen. Aber zumindest diese unaufhaltsame, zunehmende Entvölkerung »der Mulde« dürfte »mental« nicht so leicht zu verkraften sein.

Vielleicht findet sich beim Erzähler ein Kränzchen aus Alten zusammen, die gleichsam bis zum letzten Atemzug die Philosophie der Abdankung, mit allen ihren Gesichtspunkten und Widersprüchen, um- und umwälzen. Gab es vielleicht doch so etwas wie den natürlichen »Todestrieb« des Menschen, der ihn zeitlebens in Aggressivität hielt? Warum immer wieder streiten, wenn doch die klimatischen und geologischen Verhältnisse in der Pöhsnicker Mulde so günstig sind? Die Mühsal ständiger oder stumpfsinniger Arbeit für den Lebensunterhalt hatten sie auf Pöhsnick nie. Aber vielleicht hatten sie zuviel Langweile? *Sie* könnte am Ende sogar den Hauptfeind des Menschen darstellen. Die Langweile mit der blockierten oder nie zu stillenden Neugier gepaart. Mit anderen Worten: die Sinnlosigkeit drückt. Die Ungewißheit nagt. Was soll dieser ganze Kinderkram überhaupt?, bohrt als Frage in jedem, der zwei Beine und keinen Strohkopf hat. »Das Sichfortpflanzen ergibt jedenfalls *keinen* Sinn!« stellt Rosa, eine flachbrüstige Greisin von knapp 80, im Brustton der Überzeugung fest. »Nicht unter diesen undurchschaubaren und

aufgezwungenen Umständen! Von daher waren der Abdankungsbeschluß und unser beharrliches Festhalten an ihm goldrichtig, ihr Lieben ...«

∞ Verfaßt um 2020

\* Den Fußballkrieg hatte ich einst für ein anderes Romanvorhaben skizziert. Er entwickelte sich zwischen den dortigen drei oder vier kommunitär verfaßten Dörfern auf Anstiftung eines auf der *Schweinsblaseninsel* bruchgelandeten Fußballtrainers, der prompt auch Prämien, also Geld, einführt, beispielsweise Luchsfelle.

2017 verfaßte ich die Erzählung **Folgen eines Skiunfalls**, die mir aus stilistischen Gründen schon bald nicht mehr zusagte. Sie war eher ein saftlos umrankter Hirtenbrief als eine Erzählung. Die 39jährige Kinderärztin Heike Zuberdorf aus Mecklenburg kommt durch den Unfalltod ihres Gatten in den Genuß ungeahnter Freiheit, eine Menge Geld eingeschlossen. Sie merkt, mit dem leitenden Anästhesiearzt Ralf und dessen Freude am Wohlstand hatte sie sich auf dem falschen Dampfer befunden. Sie kauft sich mit ihren beiden halbwüchsigen Töchtern ins Haus ihrer Schwester Annett ein, das im thüringischen Städtchen Truhn unweit des Marktplatzes an einer Böschung liegt, die sich nach hinten, zum Friedhof hin, in langgestreckten Gärten fortsetzt. Hier gefällt es ihr. Und statt nun eine Arztpraxis zu eröffnen, geht sie ihrem jähen Bildungshunger nach. So schmökert sie sich eine Zeitlang durch die Vormittage, sobald die Kinder in der Schule sind. Dabei kommt ihr Annetts Posten als Leiterin der Stadtbücherei entgegen. Annett bot dort auch viel Gehaltvolles und Kritisches an. Nun fahre ich im alten Text fort.

Heike hatte sich bewußt nicht eigens nach neuen Geliebten umgeschaut; sie hatte eher die Nase voll von Männern. Dabei war sie eine durchaus anziehende, auch eindrucksvolle Person. Mit 1,74 nicht gerade klein, an Busen und Hintern wohlgerundet, hatte sie ursprünglich sogar ähnlich prächtige Locken wie Ralf aufgewiesen, nur diesmal kastanienbraun. Sie hatte die Pracht bereits zu seiner Beerdigung radikal stutzen lassen. Die Schwiegereltern dachten: aus Gram.

Drei Jahre später wurde sie in der Truhner Stadtbücherei nicht durch Locken, sondern zunächst durch den bebilderten Vortrag eines etwas geschwätzigen, kinnbärtigen einheimischen Oberstudienrates aufgewühlt, der sich offensichtlich selber gerne reden hörte. Aber seine Botschaft war immer noch erschütternd. Der Mann hatte Indien und Pakistan bereist und zeigte oder schilderte Bilder unglaublichen Elends und unglaublicher Gegensätze. Er, vielleicht auch Annett, hatten einen ungefähr küchentischgroßen Computerbildschirm aufgestellt, darauf rief er seine Fotos auf. Als Lehrer verstand er es natürlich, sie mit Anekdoten und sogenannten Hintergrundinformationen zu würzen. Die

30 oder 40 Leute im Saal hatten sich unter seiner Führung in 10- bis 20-Millionen-Molochen wie Lahore und Karachi unzähliger schmutz- und beulenstarrender bettelnder Hände zu erwehren; sie mußten über Heroinabhängige und Obdachlose steigen, die buchstäblich wie die Ölsardinen auf den Bürgersteigen lagen; sie hätten den stinkenden, zähen Smog in den Straßenschluchten locker mit den Schwertern des vorbritischen Adels teilen können; sie wurden in preiswerte »Restaurants« gezwungen, deren Inhaber sich nur deshalb notdürftig über Wasser halten konnten, weil sie ihre vergleichsweise billigen Speisen mit »Second-Hand-Öl« zubereiteten oder servierten, das schon einmal in den teuren Restaurants benutzt worden war. Diese Lokale und die Geschäftspaläste zeigte der Mann natürlich ebenfalls. Er berichtete von einer Korruption in der Elite und deren Bürokratie, gegen die Städte wie Schwerin, ja selbst Düsseldorf Horte der Tugendhaftigkeit waren. Wie sich versteht, ließen sich die Alt- und Neureichen ihre gesunden Tafelwässerchen aus Übersee kommen. In Pakistan stürben jedes Jahr mehr als 200.000 Kinder allein durch verseuchtes Trinkwasser, flocht der Vortragsredner einmal beiläufig ein, und dieser Satz brannte sich unter Heikes nun kurzgelockter Ponyfrisur mit glühendem Eisen ein.

Wie ihr Jonathan später erzählte, saß der Oberstudienrat auch im Truhner Stadtrat – just für die Ex-PDS, der Partei ihres Ex-Gatten. Jonathan Blüth war das andere aufwühlende Ereignis des Abends. Heike hatte sich nach Vortragsende in ihrer Verstörung an den immerhin bartlosen Kahlkopf gewandt, weil er zufällig neben ihr saß und weder nach Gregor Gysi noch nach Springerstiefeln roch. Er war geringfügig kleiner als sie, nicht dick und hatte sie gelegentlich aus recht verschmitzten Augen traurig angesehen. Sie schätzte ihn auf gut 50. Sie erfuhr bald, er sei von Hause aus Tischler und habe zuletzt in einer örtlichen anarchistischen Kommune gelebt. Als beiderseitiger Ärger aneinander zunahm, nutzte Jonathan die Möglichkeit, mit 60 in »Frührente« zu gehen, auch gleich dazu, die Kommune zu verlassen und wieder allein zu wohnen. In Wahrheit war er nämlich Jahrgang 1950 und damit rund 20 Jahre älter als Heike. Aber davon merkte sie in seinem Bett wenig. Er wurde ihr neuer Geliebter.

Wie sie sich nach einiger Zeit nicht scheute, auch Annett oder anderen Bekannten gegenüber festzustellen, wurde er zugleich ihr Lehrer. Nicht etwa in Liebeskünsten, das hatte sie nicht nötig. Nein, es stellte sich heraus, Jonathan Blüth war sowohl gut belesen wie im Selberschreiben beschlagen, und obwohl er nahezu jede herkömmliche Lehr- oder Volksmeinung unerschrocken und oft verblüffend, sofern nicht verärgern, gegen den Strich zu bürsten pflegte, ließ sich Heike Schritt für Schritt von den meisten seiner Auffassungen überzeugen und nahm schließlich seine Warte, im großen und ganzen



betrachtet, selber ein. Das vollzog sich selbstverständlich nicht in Wochen, vielmehr in einigen Jahren, und es brachte manche Gefechte und manche Ernüchterungen für Heike mit sich. So zog einmal ein Tadel Heikes an die Adresse ihrer halbwüchsigen Töchter eine ausgiebige Erörterung über Pädagogik und letztlich über soziale Strukturen überhaupt nach sich. »Aber ich muß sie doch irgendwie erziehen!« schimpfte Heike jammernd. Prompt entgegnete Jonathan: »Erziehung ist neuzeitlicher Mist«, und im Laufe der mit einiger Lektüre verbundenen Erörterung stellte sich heraus, daß auch die Familie Mist war, leider sogar ein viel älterer. Diese Erörterung beschwor tausend unerfreuliche Bilder aus Heikes Kindheit und natürlich auch aus ihrer Zeit mit Dr. Ralf Zuberdorf herauf, und am Ende sagte sie entsetzt: »Jonathan, ich komme aus der Hölle!«

Jonathan seinerseits war viel zu gefestigt, um sich noch nennenswert ändern zu lassen. Das erwartete Heike auch gar nicht. Für ihn war die Welt eine völlig mißlungene, leidvolle und offensichtlich unheilbare Erfindung von weiß der Teufel wem. Wenn er noch immer darin ausharre, dann nur deshalb, weil er leider nicht wisse, ob es nach dem »Ausstieg« nicht noch schlimmer komme – »und neuerdings natürlich wegen dir!« beeilte er sich mit schmachtentem Blick hinzuzufügen. Es war die Wahrheit. Ihre mit Wissensdurst, Gerechtigkeitsliebe, Mut und Herzenswärme gepaarte Sinnlichkeit machte ihn in der Tat um Jahre jünger und stimmte ihn auch wieder zuversichtlicher. Mindestens konnte er sich ja bald ziemlich sicher sein, mit Heike endlich eine geeignete Nachlaßverwalterin für seine Schriften gefunden zu haben, die sich, weitgehend unbeachtet, in seinem Internet-Blog stapelten.

Als Heike Einblick in Jonathans materielle Lebensführung erhielt, gereichte es ihr aufgrund ihrer bürgerlichen Vergangenheit und ihres Erbes teils zur Scham, teils zur Wut. Zwar wohnte er mietfrei. Ein Gönner der Kommune hatte Jonathan auf seinem jenseits des Marktes gelegenen Anwesen ein eher schäbiges, schmales Hinterhofhäuschen überlassen. Jonathan hatte den Oberstock wohnlich hergerichtet und nutzte das Erdgeschoß als Werkstatt und Brennholzlager. Er zahlte dem Gönner lediglich eine Pauschale für Strom- und Wasserverbrauch. »Ich stelle dir gerne Quittungen aus«, hatte der Gönner gesagt, »fürs Sozialamt. Auch deine Heizkosten könntest du doch eigentlich geltend machen, wenn du denen schon die Miete ersparst.« Das hatte Jonathan dankend abgelehnt. Er haßte Bürokratie, und es war schon viel, wenn er sich vom Sozialamt die Krankenversicherung erstatten und seine Rente aufstocken ließ, die sich wegen mancher »Ausfallzeiten« auf lächerliche 230 Euro belief. Sie legten 170 drauf, womit er auf den von ihnen errechneten monatlichen »Regelbedarf« von rund 400 Euro kam. Davon lebte er. Heike gegenüber hatte er außerdem argumentiert: »Warum soll ich den Staat mehr

schädigen, wenn es unnötig ist? Diese zusätzlichen Anzapfungen steckt er sowieso locker weg, weil er sie dem Kleinen Mann auf der anderen Seite prompt wieder aus der Tasche zieht, denn eine Belastung der von ihm gemästeten Elite kommt selbstverständlich nicht in die Tüte.« So schlug Jonathan unter dankbarer Billigung seines Gönners Stück um Stück eine eingefallene Scheune ab, die am selben Hof lag. Dadurch gewann er Balken, Latten und Bretter, die er vor oder in seiner Werkstatt in Brennholz verwandelte. Er sägte ausschließlich von Hand, abwechselnd links und rechts. Das nervte niemanden und hielt ihn selber fit – argumentierte er Heike gegenüber. Sie kicherte und warf sich gleich an ihn.

Heikes Töchter, inzwischen auf eigenen Wunsch Gymnasiastinnen und zunehmend »auf Achse«, gerieten über viele Monate hinweg in eine gewisse Verlegenheit, sobald sich Freundinnen oder Freunde erkundigten, was eigentlich ihre Mutter so treibe oder demnächst vorhabe. Vom Arztberuf hatte Heike Abstand genommen. Sie spürte, sie würde sich irgendwie öffentlich und anklägerisch betätigen müssen, doch was die Ausführung dieses Planes anging, stolperte sie von Idee zu Idee. Sie verwarf eine jede, weil ja auch in dieser Hinsicht, durch ihre Lektüre und ihre Gespräche mit Jonathan befördert, leider immer mehr ausschied. Ob man nun ein libertäres Kinderheim, eine sogenannte Freie Schule oder einen Buchverlag gründete, eine parteipolitische Laufbahn in Angriff nahm oder das genossenschaftliche Rösten »fair« eingekaufter Kaffeebohnen unterstützte – es war und blieb, wie sie befanden, mindestens vergeblicher, oft sogar schädlicher reformistischer Käse. Denn an dem Goldenen Kalb des Privateigentums, des Marktes und des Staates rüttelten diese Maßnahmen nicht; sie fütterten es eher noch.

Der erlösende Gedanke stellte sich im dritten Jahr ihrer Liebschaft an einem Sommerabend ein. Diese Erlösung würde sich letztlich sowohl für das Paar wie für Heikes Töchter recht makaber gestalten, aber das vorausszusehen, wäre wohl zuviel verlangt gewesen. Richtung Schloßberg schlendernd, streiften sie einen stadtbekannten, schlichten, quadratisch in Sandstein gefaßten Brunnen, der selbst im Winter sprudelte, weil er von Quellbächen aus den nahen bewaldeten Hügeln gespeist wurde. Ein kleines Mädchen hatte sich gerade von seiner Mutter losgemacht und schickte sich mit verdrehtem Köpfchen an, den köstlichen Brunnenstrahl in seinen Hals laufen zu lassen. Doch die Mutter, wohl eine Auswärtige, erspähte noch rechtzeitig das Schild *Kein Trinkwasser*, das in den Beckenrand eingelassen war. So schimpfte sie, riß ihr Töchterchen zurück und riet ihm für die Zukunft dringend von solchen leichtfertigen Alleingängen ab. Heike blieb entsetzt stehen. Während das Mädchen sichtlich einschrumpfte, vor Schreck und Scham, mischte sich Jonathan ein, indem er auf das Schild tippte und der Mutter versicherte, das brauche sie nicht zu ernst zu nehmen. »Das Wasser ist gut, direkt aus den Bergen, das wird Ihnen jeder zweite

Einheimische versichern!« Darauf ging die Frau nur mit einem abfälligen Blick ein, ehe sie sich mit ihrem Töchterchen im Schlepp entfernte.

Heike seufzte schwer, Jonathan strich ihr beruhigend über die Schulter. Sie setzten sich übereck auf den Brunnenrand und ließen ihre Hände durch das kühle Wasser gleiten. »Ja, noch ist es gut«, nickte Heike aufs Wasser, »aber wie lange noch, Jonathan?« Sie mußte wieder an die Kinder in Pakistan denken und sagte das auch. Jonathan nickte und schwieg. Dann sprach Heike von dem eingeschüchterten durstigen Mädchen, von den vielen tausend Verwundungen, die ein jeder aus seiner Kinderstube mit sich schleppe, von den zerfetzten oder selber Granaten werfenden Kindern in Somalia oder Syrien, aber sie sprach auch von ihren wohlbehüteten, bald erwachsenen eigenen Töchtern, die offensichtlich nicht so gut geraten waren, wie das Wasser, das neben ihnen aus dem gebogenen Brunnenrohr plätscherte, wobei es noch nicht das größte Übel sei, daß sie ihrer Mutter erst in dieser Woche wieder das brandneuste und superschickste *smartphone* aus den Rippen geschmachtet, genörgelt und geschnitten hätten ...

Nach einer Weile, in der sie beide schwiegen, erhellte sich Heikes Miene. Sie straffte sich, schlug energisch aufs Wasser und verkündete: »Jonathan, wir müssen endlich Schluß machen!«

Jonathan wischte sich ein paar Brunnenwassertropfen von Stirn- und Kopfhaut, runzelte dieselbe und erkundigte sich: »Du meinst, wir sollten uns trennen? Oder gemeinsam in den Brunnen stürzen ..?«

»Unfug! Wir, das ist die Welt. Die Welt muß endlich damit aufhören, Kinder in die Welt zu setzen. Jeder mitfühlende und verantwortungsbewußte Mensch hat ab sofort darauf zu verzichten, Kinder zu zeugen oder zu gebären, die ja doch nur zu dem Hauptzweck auf die Welt kommen, gequält zu werden und die Qual fortzusetzen, falls sie ihre Kindheit überhaupt überleben. Die ganze Menschheit muß weg. Die Menschheit hat freiwillig abzudanken, weil sie eine Pest für diesen Planeten und noch einige Nachbarplaneten ist. Hast du das nicht selber schon irgendwo so geschrieben? Na also. Die Menschheit hat auszusterben. Die Begründung dafür findet sich unter anderem in deinen Schriften; man müßte sich nur die Mühe machen, sie zu studieren. Aber das können wir natürlich nicht gleich von jedem verlangen, obwohl es auch ein Vergnügen ist, sie zu studieren. Folglich müssen wir zum Auftakt unserer Bewegung und für alle AnfängerInnen ein vergleichsweise kurzes *Manifest* verfassen. *Du* wirst dieses Manifest verfassen, mein lieber Jonathan!«

Sie sprachen noch die halbe Nacht über diese Sache. Jonathan lehnte sie nicht rundweg ab, meldete aber etliche Bedenken an. So sei ja abzusehen, daß sie sich mit einem

derartigen »Programm« nicht nur den Hohn, sondern auch den Haß sämtlicher vorhandenen ideologischen Lager auf den Hals ziehen würden. Das meiste davon bekäme natürlich Heike als öffentlich auftretende Initiatorin ab. Nicht nur deshalb werde die »Bewegung«, die ihr vorschwebte, vermutlich eine Sekte mehr unter tausend bereits bekannten Sekten bleiben. Weder »die Intelligenz« noch das sogenannte einfache Volk würde dieses »Programm« begrüßen, ganz im Gegenteil. Denn nichts sei dem Menschen heiliger als der Mensch, dieses Schwein. Wer an der Mission oder auch nur der Daseinsberechtigung des Menschen, daneben auch der Zeugungskraft der Männer zweifle, treffe die Leute im Mark. Entsprechend gereizt würden sie reagieren.

Heike war nicht mehr von ihrer Idee abzubringen. Sie war entschlossen, sich in der Rolle als Gründerin, Generalsekretärin und ersten Vortragsrednerin des BAM in einer neuen Lebensaufgabe zu bewähren. »Na, ganz so neu ist die nun auch wieder nicht«, murmelte Jonathan schon im Halbschlaf. Aber er schrieb das verdammte Manifest.

•

### *Manifest des Bundes für die Abdankung der Menschheit, kurz des BAM*

Der Mensch ist eine Mißgeburt. Er sollte es endlich einsehen und freiwillig von diesem Planeten und allen womöglich schon eroberten Nachbarplaneten abdanken. Die Methode dazu ist so schonend wie einfach: er setzt ab sofort keine Kinder mehr in die Welt. Sowohl die ungeborenen Kinder wie die Planeten werden aufatmen und es ihm danken und von seinem freiwilligen Aussterben rühmend bis in die fernsten Galaxien künden.

Der sogenannte Fortschritt hat sich als grausamer Hohn erwiesen. Er hat die Menschheit nicht nur nicht beglückt und befriedet, vielmehr ihre Lage von Jahrhundert zu Jahrhundert verschlimmert. Statt die Kette der Kriege durchzutrennen, wurden die Waffen ausgefeilt. Die angebliche Erhöhung der Bequemlichkeit wird mit ungeheuerlichen ökologischen und gesundheitlichen Schäden erkaufte. Der Mensch betet Killermaschinen wie Autos, Flugzeuge und Drohnen an und sorgt durch immer neue »Informationstechnologie« für die Verblödung seiner selbst und vor allem seiner Kinder. Unsere Kleinen sind die größten VerliererInnen des Fortschritts. Wieviele Millionen von ihnen mußten bereits ins Gras beißen, ehe sie laufen oder rechnen konnten? Wer wollte die Wunden zählen, die ihnen sowohl verseuchtes Trinkwasser wie vergiftetes Familienleben schlägt?

Den gleichen Hohn beobachteten wir in der sogenannten Emanzipation. Die Verfeinerung der Sitten und des Geschmacks hat zu einer Blüte der Nadelstichtaktiken

geführt; hilft aber alles nichts, schlägt man zuguterletzt einander tot wie einst im Neandertal. Die Frauen überbieten sich darin, alle Schandtaten nachzuäffen, die bislang den Männern vorbehalten waren. Der Prozeß der Zivilisierung stellt sich im wesentlichen als Enteignung dar: von den Produktionsmitteln, von der Selbstversorgung, von der Unabhängigkeit. Die bürgerliche Freiheit beläuft sich auf das Recht, unnütze Dinge zu kaufen, solange Geld und Kredit reichen. Gutgeschmierte PolitikerInnen machen die Mästung der Elite und die Verdummung des Volkes unter sich aus. Verkünden sie die Ergebnisse, dürfen wir sie im Fernsehen bewundern.

Wackere ErlöserInnen des Volkes, denen die Mittel für eine theologische Laufbahn fehlten, haben es immer wieder mit Revolutionen versucht. Wir aber beknieen unsere LeserInnen von der sogenannten linken Seite: laßt endlich euren feigen, schlappschwänzigen Zweckoptimismus fahren, stopft eure Durchhalteparolen in die Mülltonne, es wird euch zur Ehre gereichen. Schließlich haben sich jene »Umstürze« ein ums andere Mal als Fehlschläge erwiesen. Mal wechselte das Joch nur die Farbe, mal legten die BefreierInnen noch was drauf. Der Machtinstinkt des Menschen ist stark genug, um ihm nachzugeben, sobald einer oder eine an den Schalthebeln steht. Eigennutz geht über alles, Leichen eingeschlossen. Der Zweck heiligt die Mittel. Die Mühle der privat- oder staatswirtschaftlichen Apparatur zwingt dem Menschen ihre Mahlweisen auf. Wer einmal mitmacht, kommt nie mehr heraus.

Die letzten Hoffnungsschimmer auf Umkehr werden von der unaufhaltsamen Mammutisierung der Welt zertreten. Wesentliche Schübe erfuhr sie durch den Imperialismus und die postmoderne »Globalisierung«, zu der man das Mammut wohlweislich verniedlicht hat. Die Welt und ihre prägenden Einrichtungen haben einen Grad der Größe, Verflechtung und Unüberschaubarkeit erreicht, der sie zunehmend unwägbare und unbeherrschbar macht. Wie wollte man unsere Riesenkonzerne, Gipfelkonferenzen, Atomkraftwerke, Zig-Millionen-Städte, Spionage- und Morddienste, Bürokratenheere und das ganze materielle und digitale Verkehrswesen wieder rückgängig machen oder auch nur verkleinern? Nur durch Krieg. Und nach dem Krieg kann dann wieder aufgebaut werden, falls noch ein paar eingekellerte Großmütter und Kindersklaven unverstrahlt geblieben sind.

Nein, sagen wir, laßt uns lieber vorher aus freien Stücken einen Schlußpunkt setzen. Verweigern wir unseren Eliten die Soldaten, die Pizzaboten und alle anderen nützlichen Idioten. Zeugen und gebären wir keine Kinder mehr. Erfreulicherweise haben ja unsere Verhütungsmittel die Ausrottung der IndianerInnen und der mitteleuropäischen Hexen

überstanden. Somit spricht nichts dagegen, sich weiterhin miteinander zu vergnügen, solange die Welt noch nicht eingeschrumpft ist.

Hier könnten einige Frauen einwenden, sie hätten doch so gerne ein Kind. Dazu sagen wir: Ihr sitzt einer romantischen Grille auf, ja mehr noch, einem Elefanten der Mütterlichkeit, des sehnlichen Kinderwunsches und der wahren Liebe, der in antiken Stadtstaaten und neuzeitlichen Industrienationen aufgeblasen wurde, damit sich die adelige oder bürgerliche Dame nicht zu Tode langweilen muß. Nun hat sie den Elefanten in ihrem dicken Bauch und streichelt ihn. Später zeigt sie ihm auch die Peitsche oder die erwähnte Nadel. Heute verhätschelt sie ihn, morgen verflucht sie ihn, immer schön im Wechselbad.

Befragt ein paar zufriedene, sogenannte primitive Völker: sie kennen weder das süße Christkind in der Krippen noch den »Stolz« seines Erzeugers, der sich schon die Hände reibt, weil er den Sprößling nach seinem Bilde formen oder aber brechen wird. Müßt ihr unbedingt Kinder haben, dann adoptiert welche. Noch gibt es genug Waisen auf der Welt, viel zu viele. Erzieht sie aber nicht! Schlagt ihnen nur ein paar bewährte Verhütungsmittel vor.

•

Zu Jonathans Verblüffung schlug Heikes Initiative fast wie eine Bombe ein. Das lag aber wahrscheinlich nur an glücklichen Zufällen und an Heikes Geschick. Sie hatte Annett, ihrer Schwester, die Email-Adresse eines Redakteurs des noch halbwegs kritischen und parteiunabhängigen Internetportals *Dampfbad* aus der Nase gezogen. Der Mann war einmal Annetts Liebhaber gewesen. Und siehe da, er war von Heikes Vorstoß begeistert. Allerdings betonte er auch gleich, es werde Ärger geben. Er brachte das *Manifest* nebst einem Gespräch mit Heike, in dem sie Erläuterungen gab und auch beschrieb, wie sie sich das praktische Wirken des Bundes vorstellte. Daraufhin hagelte es sowohl beim Portal wie in Heikes Computer LeserInnenbriefe. Zustimmung und Ablehnung hielten sich anfangs ungefähr die Waage. Rasch griffen andere Portale oder Blätter die Sache auf, darunter sogar ein vielgelesenes Mainstream-Wochenmagazin, das einen Mordsspaß und eine nicht unbeträchtliche Auflagensteigerung zu wittern schien. Damit lag es nicht schief. Aber so sehr diese Publizität auch den Bekanntheitsgrad des Bundes steigerte, heizte sie doch auch die Stimmung *gegen* ihn an. Mit seinem Titel »BAM BAM und BUM BUM / Eine Kinderärztin bläst zum Großen Sterben« hatte das Wochenmagazin bereits den Ton und die Richtung der öffentlichen Debatte angegeben, die nun für einige Frühherbstwochen durch Medien,

Internet oder Säle tobte. Fernsehauftritte hatte Heike übrigens grundsätzlich abgelehnt, und auch die MitstreiterInnen, die sich rasch einstellten, hielten sich daran. Heike reiste per Eisenbahn durch kleine und große deutsche Städte, um Vorträge zu halten, Diskussionen zu leiten und Interviews zu geben. Private Abenteuer versagte sie sich. Sie telefonierte fast täglich mit Jonathan.

Wie schon angedeutet, kam sie bei ihren Veranstaltungen mit der Argumentation, die aus dem *Manifest* lugte und die in Jonathans Schriften ausgebreitet war, kaum zum Zug. Meistens hatte sie sich mit gehässigen oder törichten Anwürfen auseinanderzusetzen und des chronischen Personalisierungsdrangs der Leute, darunter natürlich auch der Journalisten, zu erwehren. Schon das Wochenmagazin hatte in seiner erwähnten Titelgeschichte mitzuteilen gewußt, das *Manifest* trage unverkennbar die Handschrift des Truhner Ex-Tischlers und Ex-Kommunarden Jonathan Blüth. Der gute Mann habe mit seinen ins Internet gestellten Schriften durch Jahre hinweg kaum einen müden Hund hinter dem Ofen hervorgelockt, sehe aber nun, da ihm die fescche junge Generalsekretärin ihre Gunst geschenkt habe, offenbar die Chance, doch noch groß herauszukommen, bevor er das Zeitliche zu segnen habe. So etwas fand Heike niederträchtig, sagte dies aber nicht öffentlich. Sie hatte Stärke und Gelassenheit zu bezeigen.

Auf die Reaktion verschiedener Fraktionen des Sozialismus und Kommunismus hätte Jonathan bedenkenlos das neue schlichte Tourenfahrrad gewettet, das ihm Heike zum 65. Geburtstag geschenkt hatte. Schließlich kannte er den Verlauf der sogenannten Gebärstreik-Debatte von 1913. Diese Initiative (der Verhütung unerwünschter Geburten) war von einigen linken Berliner Ärzten ergriffen worden, um den üppigen proletarischen Kindersegen zu drosseln, der ja doch nur künftiges Ausbeutungs- und Kanonenfutter darstelle. Das brachte ihnen von den führenden Sozialdemokraten, Frau Clara Zetkin und Frau Rosa Luxemburg eingeschlossen, den Vorwurf ein, sie wollten dem Klassenkampf die Massenbasis entziehen. Kaum anders argumentierten die Nachfolge-Organisationen in ihren Schimpfkanonaden gegen das *BAM-Manifest*, wobei sie die naheliegende Frage, warum wahre Millionenheere von gar nicht oder »prekär« Beschäftigten den Kapitalismus nicht schon längst hinweggefegt hätten, elegant umgingen. Die sozialistischen und kommunistischen Kräfte setzten also nach wie vor auf Quantität, womit sie sich als gelehrige SchülerInnen des marktwirtschaftlichen Wertgesetzes erwiesen und nebenbei als ernstzunehmende KoalitionspartnerInnen des Kapitals empfahlen. Einige »anarchistische« Gruppen oder Aktivisten hielten zwar eher die Qualität hoch – aber in diesem Falle die Qualität jener Kinder, die durch »fragwürdige, von oben angestiftete Bremsmaßnahmen« daran gehindert werden sollten, sie außerhalb des Mutterleibes zu

entfalten. Denn der Nachwuchs aus dem Proletariat oder aus anarchistischen Zirkeln bringe doch ohne Zweifel für den Widerstand geeignetere Eigenschaften mit als die Brut der korrupten Elite. Hier trafen sie sich wieder mit den Kommunisten. Denn sie fuhren fort: »Wollen Zuberdorf und Blüth am Ende genau diese Brut begünstigen und damit den Planeten kampflos der fröhlich sprießenden Elite überlassen?« Damit hätte sich eigentlich die Frage aufgedrängt, wo die Elite denn eine für ihr Gedeihen unerläßliche Massenkundschaft hernähme, wenn die Völker tatsächlich in den Gebärstreik treten sollten? Sie stellten sie lieber nicht. Nur in einer Versammlung in Oldenburg kommentierte dazu eine offensichtlich solitäre Anarchistin: »Wahrscheinlich setzt die Elite dann auf zweigleisige Inzucht: jede nicht topgesunde Göre kommt in die Kunden-Kiste ...«

Selbst die angeblich radikalen FreiheitskämpferInnen warfen sich demnach weniger zu Verfechtern des mütterlichen Selbstbestimmungsrechtes, mehr zu BehüterInnen »des Lebens« auf. Damit konnten sie unzähligen Demokraten, etlichen Bischöfen, einigen neofaschistischen Parteien oder Wehrsportgruppen, der Berliner Bundeskanzlerin und selbst dem französischen Juristen, Staatstheoretiker und führenden Hexenverfolger Jean Bodin (1530–96) die Hände reichen. Er hatte kein Blatt vor den Mund genommen: »Derjenige also, der die Zeugung oder die Heranreifung der Kinder behindert, muß ebenso als Totschläger angesehen werden wie derjenige, der einem anderen die Gurgel durchschneidet.«\*

Es war die übliche böswillige und abscheuliche Umdeutung. Nicht die Leute, die mörderische Verhältnisse in Schutz nahmen oder beschönigten, waren die Schurken – mochten diese Verhältnisse auch Jahr für Jahr für Millionen an toten, kranken, durchhängstigten Kindern sorgen. Nein, die Schurken waren vielmehr die Leute, die Millionen von ungeborenen Kindern eben das Schicksal solcher Verhältnisse zu ersparen suchten. Das gab natürlich keiner von den Umdeutern zu. Sie wiesen auch den Verdacht weit von sich, ihre vom *Manifest* hervorgelockte Aggressivität gelte letztlich dem Sakrileg, den Wert des Menschen als »Krone der Schöpfung« anzuzweifeln und so herabzusetzen. Sie behalfen sich mit Spitzfindigkeiten und Verleumdungen. Sie warfen dem Bund Miesmacherei, Defätismus, Unrealismus, Populismus, Revoluzzertum und weiß der Teufel was vor. Ging ihnen diese Munition aus, war immer noch Heike Zuberdorf da, die sich aufgrund ihrer merkwürdigen Vergangenheit und ihrer Offenherzigkeit prima durch den Schmutz ziehen ließ.

Nach einer Veranstaltung Ende Oktober, auf der sie (in Passau) mit überreifem Fallobst beworfen worden war, redeten Heikes MitstreiterInnen ihr zu, die nächsten drei Veranstaltungen abzusagen und sich erst einmal zwei Wochen Heimaturlaub zu gönnen.



Das sah sie ein. Sie ließ sich zwei Tage von Jonathan trösten und verwöhnen; dann setzte sie sich an ihren Computer, um Berge von Emails durchzusehen und zum Teil zu beantworten. Abends drang der Lampenschein aus ihrem Dachzimmer durch die schütterten Bäume und Gebüsche, die auf der Böschung standen, doch noch passierte nichts.

Für den Freitagabend hatten ihre Töchter sie zu einem Kammerkonzert eingeladen, das im Saal des Gymnasiums stattfand. Sie wollten zu Fuß gehen. Als sie zu dritt in den Schein der Laterne traten, die unweit ihres Vorgartentores an der gekurvten Einbahnstraße stand, sprang 50 Meter weiter links ein Motor an. Während sich das schwere, mit zwei Vermummten besetzte Motorrad den drei Frauen näherte, mischten sich Salven aus einer Maschinenpistole in den Motorenlärm. Dann drehte die Maschine auf und bog stadtauswärts in die Hauptstraße. Am Gartentor blieben die durchsiebten Körper der drei Frauen zurück.

Am nächsten Vormittag konnten die Medien in ihren aktualisierten Meldungen sogar von vier Todesopfern berichten, die die »entsetzliche Bluttat« in Truhn gefordert habe. Mit Hilfe einer Blausäure-Kapsel, die ihm vor rund zwei Jahren von Dr. Heike Zuberdorf beschafft worden war, hatte sich der 66jährige Jonathan Blüth am frühen Morgen in seinem Hinterhofhäuschen das Leben genommen. Auf der Hofseite seiner Haustür hatte sich ein angepinnter Zettel gefunden: »Liebe Annett! Ich bin bei Heike. J.«

\* Heinsohn/Steiger München 1989, S. 93 • Siehe auch → Seßhaftigkeit → Städte

## **Bildende Kunst**

Der Düsseldorfer Maler und Jägersmann **Friedrich Happel** (1825–54) stammte aus Arnsberg im Sauerland, was seinen Wildstudien entgegenkam. Im dortigen Schloß Herdringen saß nämlich die Sippe der kunstfreundlich gestimmten Freiherren Von Fürstenberg, die Happel öfter ein Bett oder wenigstens einen Imbiß bot und ihm dadurch viele Streifzüge durch Wald und Flur ermöglichte. So gab er sich, wie im Leben, auch auf der Leinwand vorwiegend dem Wildbret und dem Waidmannsheil hin.\* Verheiratet war er nicht. Sein Lieblingswild sollen Füchse gewesen sein. Man kann aber schlau sein wie man will, man wird selbst mit freundlichem Beistand der Düsseldorfer und Arnsberger Stadtarchive nicht herausfinden, warum nun Happel selber bereits mit 29 Jahren alle Viere von sich streckte. Das war Anfang Juli 1854 in Düsseldorf. Zu allem Unglück hatte es

nur wenige Wochen vorher, Ende Mai, auch Friedrich Happels 41 Jahre alten Bruder **Peter Heinrich Happel**, einen Landschaftsmaler, in derselben Stadt erwischt. Dieser ältere Bruder war mit Amalie geb. Klein verheiratet. Beide Sterbeurkunden der Brüder lassen jeden Hinweis auf die Todesursache schmerzlich vermissen. Man könnte mutmaßen, sie hätten sich gegenseitig oder bei Dritten mit derselben tödlichen, vielleicht schon seuchenhaften Krankheit angesteckt – und weiß doch nur mit ziemlicher Sicherheit, Corona war es nicht.

Ist bei den Happels wenig zu holen, sollte ich mich vielleicht ersatzweise fragen, worin eigentlich der große Reiz bestehe, den Gemälde oder Grafiken auf fast jeden Menschen ausüben. Die Antwort liegt buchstäblich auf der Hand: In ihrer Überschaubarkeit. Das unterscheidet sie sowohl von der Realität wie von einem Roman. Das Stoffliche und Farbige an den Gemälden oder Grafiken könnte niemals ihre große weltweite Beliebtheit erklären. Die ungemalte Welt ist ja wahrhaftig stofflich und bunt genug. Nur übersichtlich ist sie eben nicht. Wobei uns das furchterregende Chaos in der Regel schon aus unserem Alltag und unserem Gemütshaushalt anspringt. Das Bild jedoch schafft Ordnung, Klarheit, Frieden in einem. Es hängt auch dann wie ein paradiesisches Südseeatoll an unsrer Wand, wenn es lauter leere Flaschen oder wütende Pinselhiebe zeigt, die der Künstler bestens aufzuräumen verstand. Hängt es gar noch in einem Rahmen, kann ihm nichts mehr etwas anhaben.

Das heißt ... Wie ich von meiner Berliner Freundin U. weiß, gab der Grafiker und Maler Heinz Weisbrich im Unterricht gern die Geschichte eines Einbruchs zum Besten. Er zählte zu U.s Lehrern. Ein Professoren-Kollege von ihm besaß eine kleine Villa, in der etliche kostbare Gemälde hingen, darunter ein kaum hackbrettgroßer Vlaminc mit einem Vorstadthaus zwischen flammenden Bäumen. Voller Entsetzen habe der Kollege eines morgens die hellen Flecken an seinen Salonwänden gemustert. Dann fiel sein Blick auf das einzige Gemälde, das die Diebe verschmäht hatten. Es war sein einziger Weisbrich.

∞ Verfaßt 2021

\* [https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich\\_Happel#/media/Datei:Happel\\_Fr%C3%B6hlicher\\_J%C3%A4ger.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_Happel#/media/Datei:Happel_Fr%C3%B6hlicher_J%C3%A4ger.jpg)

Die Ader für Komik des rheinhessischen Künstlers **Martin Kirchberger** (1960–91) mündete in 28 Särgen. Er war Absolvent der Offenbacher Hochschule für Gestaltung. Bald darauf machte er sich einen gewissen Namen mit »Aktionskunst« und satirischen Kurzfilmen, vor allem der Sorte »Pseudo-Dokumentarfilm«, und gründete seine eigene Produktionsfirma *Cinema Concetta*. Dann kam der 22. Dezember 1991, Weihnachten stand vor der Tür.

An diesem Tag ließ eine Meldung über einen Flugzeugabsturz bei Heidelberg die Redaktion der Rüsselsheimer *Main-Spitze* »zunächst nur kurz aufhören«, wie Ralf Schuster 20 Jahre später in einem Gedenkartikel erwähnt. Das ist die richtige Einstellung von Presseprofis, sage ich dazu. Dann habe sich aber schnell der bedeutsame lokale Bezug des Unglücks herausgestellt, fährt Schuster fort. Kirchberger, bei der *Main-Spitze* wohlbekannt, hatte in Frankfurt/Main zu Zwecken satirisch geprägter Dreharbeiten eine historische DC 3-Maschine mit seinem Team und einem Rudel LaienschauspielerInnen besetzt und in derselben das schöne Heidelberg angesteuert. Während des niedrig angesetzten, zunächst am Rhein orientierten Flugs wurde bereits gedreht. Nicht zum Film gehörte freilich ein Donnerschlag gegen 12 Uhr: die Maschine war bei dichtem Nebel unweit der Neckarstadt gegen den *Hohen Nistler* geprallt, einen knapp 500 Meter hohen Berg des südlichen Odenwalds, und an ihm zerschellt. Die mehr oder weniger zerfetzten Leichen, die anschließend im Wald herumlagen, waren teils geschminkt. Es gab vier verletzt Überlebende. Unter den 28 Toten befanden sich neben Kirchberger, 31, die beiden Piloten, sodaß sich später ein Gerichtsverfahren erübrigte. Einer behördlichen Untersuchung zufolge war die 50 Jahre alte Maschine mängelfrei gewesen. Dafür hätten die Piloten die Flüsse Rhein und Neckar verwechselt, während der Fahrt Interviews gegeben und, gleichfalls auf Drängen des Regisseurs, unzulässige Sichtbehinderungen durch Bekleben der Scheiben gebilligt.\* Vielleicht hatten sie sich gedacht: wenn draußen sowieso schon Nebel ist ...

Wie sich versteht, waren die BürgerInnen und KunstliebhaberInnen der Region bestürzt. Letztere hatten zunächst nichts Dringlicheres zu tun, als den durch Nebel verhinderten Film *Bunkerlow* des verstorbenen Regisseurs fertigzustellen; dann riefen sie die *Cinema Concetta Filmförderung* ins Leben\*\*, auf die ich gleich zurückkomme. Worum es bei dem Film ging und geht? Es handelt sich um eine Satire auf Kaffeefahrten. Man bietet dabei Privat-Bunker feil, von deren Bombensicherheit sich die Kunden vom Flugzeug aus überzeugen können, wenn ich alles richtig verstanden habe. Das Transportmittel »Flugzeug« selber steht im Film anscheinend nicht zur Debatte.

Dieses Werk wurde also gerettet. Ob die *Concetta*-Stiftung dann auch die Rechnungen für 28 Särge, vier Krankenhausbehandlungen und mindestens 70 THW-HelferInnen und Polizisten beglich, die für mehrere Tage an der Absturzstelle tätig waren, ist mir nicht bekannt. Einer Selbstdarstellung zufolge\*\* sieht die in Rüsselsheim ansässige, als »wohltätig anerkannte« und auch schon preisgekrönte Stiftung ihre Aufgabe darin, das Andenken an die Opfer zu wahren und, im Sinne Kirchbergers, »ähnliche Filmarbeiten mit weitestgehend satirischem Inhalt zu fördern«. Zum Andenken zählte möglicherweise ein

Holzkreuz, das für etliche Jahre am *Hohen Nistler* stand. Da es allmählich verwitterte, wurde es Anfang 2014 durch ein Denkmal aus rotem Sandstein mit Inschrift ersetzt – von der Stadt Heidelberg.\*\*\* Ob die Stiftung wenigstens ein paar selbstkritische Erwägungen beisteuerte, die man nun dort im Walde von der Rückseite des Steins ablesen kann? Im ganzen Internet nicht eine Spur von dergleichen. Also weiter so, wohlan, Glück auf!

∞ Verfaßt 2017

\* Michael Abschlag, [https://www.rnz.de/geschichte\\_artikel,-Die-Geschichte-Vor-25-Jahren-Toedliche-Verwechslung-am-Hohen-Nistler-\\_arid,242041.html](https://www.rnz.de/geschichte_artikel,-Die-Geschichte-Vor-25-Jahren-Toedliche-Verwechslung-am-Hohen-Nistler-_arid,242041.html) (*Rhein-Neckar-Zeitung*), 17. Dezember 2016

\*\* »Über die Cinema Concetta Filmförderung«, [https://satirische-kurzfilme.de/de\\_DE/entstehung](https://satirische-kurzfilme.de/de_DE/entstehung), Stand 2022

\*\*\* <https://www.die-stadtredaktion.de/2014/02/rubriken/gesellschaft/geschichte-ressorts/hoher-nistler-gedenkstein-erinnert-an-den-flugzeugabsturz-von-1991/>, 3. Februar 2014

Der nordhessische Heimatforscher und Sagensammler **Karl Lyncker** (1823–55), Sohn eines glücklosen Kasseler Kaufmanns, ist zunächst Schreiber des Justizamtes im nahen Städtchen Wolfhagen. Er büffelt Latein, betätigt sich aus eigenem Antrieb als Archivar und Heimatkundler und knüpft entsprechende Kontakte mit Historikern. Zur gedruckten Wolfhagener Stadtgeschichte leistet er entscheidende Vorarbeit. Ab 1844 ist er, zwecks Gelderwerb, wieder in Kassel, zunächst als Sekretär der *Halberstadtischen Fräulein-stiftung*, später als Buchhalter im *Bankhaus Louis Pfeiffer*. Er kann sich nun verstärkt seinen Forschungen widmen. 1854 erscheint (in Kassel) seine Sammlung *Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen*. Aber schon ein Jahr darauf, im Mai, erliegt Lyncker im Gefolge eines ungewöhnlich harten Winters der Lungenschwindsucht, 32 Jahre alt.

Laut Volker Schilling\* war der Verstorbene Wander- und insbesondere Schmetterlingsfreund. Auch habe er hin und wieder Gedichte verfaßt. Von daher vermute ich, er sei Junggeselle und eher Mönch als Zechbruder gewesen. Ob er erzfromm oder radikaldemokratisch gestimmt war, wissen wir offenbar nicht. Verbürgt ist nur, daß er in jenem Winter zunehmend von Husten geschüttelt wurde. Ungünstig für Kontur.

Ich will mich ersatzweise an einem Schnellporträt der Stadt Kassel versuchen. Sie hat einige Dinge oder Ereignisse zu bieten, auf die sie nicht gerade stolz ist, weshalb sie möglichst selten davon spricht. Zu den ersten Synagogen, die im deutschen Herbst 1938 brannten, zählte die in der Unteren Königstraße. SS-Fürst → Josias aus dem nahen Barockstädtchen Arolsen ließ grüßen. Als Nazihochburg und »Stadt der Reichskrieger-tage« beschickte Kassel den Präsidentensessel des Berliner »Volksgerichtshofes« mit Roland Freisler. Er hatte sein Abitur auf dem heimischen *Wilhelmsgymnasium* gemacht.

In den eigenen Mauern hatte Kassel die »Sonderrichter« Fritz Hassencamp und Edmund Kessler vorzuweisen, die den 29jährigen ungarischen Diplomingenieur **Werner Holländer** am 20. April 1943 wegen »Rassenschande« zum Tode verurteilten. Sie selber wurden sieben Jahre darauf mit jener bekannten Begründung freigesprochen, die nur von DDR-Bürgern nicht bemüht werden darf: da sie sich an damals geltende Gesetze gehalten hätten, stelle ihr grausamer Urteilsspruch wegen einiger Stelldicheins mit deutschen Mädels keine vorsätzliche Rechtsbeugung dar. Holländer war bei *Henschel* beschäftigt gewesen. Ob die lohnende Waffenschmiede gegen den Justizmord protestierte, ist nicht bekannt. Dagegen wissen wir, daß sich Kassel ihr und den Flugzeugwerken *Fieseler* zuliebe im Oktober 1943 von den Briten in Schutt und Asche bomben ließ.

Jetzt kommt das Aufbauende, das jeden Kasseläner stolz Machende. 1.) Die Sprach- und Märchenspezialisten *Gebrüder Grimm*, Zeitgenossen von Lyncker. 2.) Der noch ältere *Herkules*, eingeweiht von Landgraf Karl 1717. Es handelt sich um eine wuchtig aufgebockte riesige Bronze, die einen nackten Mann darstellt, der sich auf anderthalb Keulen stützt. Da das Bauwerk den Bergpark von Schloß Wilhelmshöhe krönt, beherrscht *Herkules* locker das gesamte Kasseler Becken. 3.) Die *Treppenstraße* (1953). Sie gilt als erste geplante und ausgeführte deutsche sogenannte Fußgängerzone. Neuerdings wird befürchtet, sie könnte, aufgrund der sattem bekannten Regierungsnotstandserlasse, die der Ausrottung eines Virus‘ oder des Mittelstandes dienen, veröden. Wenn ja, wird sich 4.) *Hans Eichel* im Grabe umdrehen. Schließlich kämpfte er, Jahrgang 1941, dereinst, als Chef der Kasseler »Jungsozialisten«, mit dem Megaphon in der Hand gegen die damals recht umstrittenen »Notstandsgesetze«. Dann wurde er Oberbürgermeister (bis 1991), noch später Gerhard Schröders Finanzminister und damit zu einem der verschlagensten »Sozialreformer« der deutschen Nachkriegsgeschichte. Schließlich 5.) die berühmteste Messe der künstlerisch ambitionierten Windbeutel und SchaumschlägerInnen dieses Planeten, die *Documenta*, nach der die Stadt inzwischen auch heißt.

Ist die Moderne Kunst so wichtig, sollten wir vielleicht noch ein wenig bei ihr verweilen. 2013 nahm das *FBI* ein US-Kunsthändlerduo wegen des Verdachts zahlreicher Fälschungen fest, die zunächst von »Experten« überwiegend nicht erkannt, vielmehr als *Jackson Pollock*, *Mark Rothko*, *Robert Motherwell* und dergleichen ausgegeben worden waren, wie die *FAZ* berichtete.\*\* Offenbar lagen die »HinterwäldlerInnen«, die um 1970 angesichts solcher modernen Werke naserümpfend knurrten *Das kann mein Fünfjähriger auch*, gar nicht so schief. Sie hatten jedoch den Dreh mit den Inszenatoren noch nicht durchschaut. Gerade bei der Modernen Kunst kommt es ja zu ungefähr 95 Prozent keineswegs auf diese selber, vielmehr auf ihre Inszenierung an. Für die wichtigsten

Agenten des Kunsthandels, die sogenannten KunstkritikerInnen, bedeutet das, ein fragliches Kunstwerk nicht etwa zu beschreiben und vielleicht von seiner Eigenart her zu verstehen, vielmehr uns mitzuteilen, welche *Meinung* man von ihm haben muß, zu welchem Behufe es natürlich auch viel allgemeines Wissen und viel Phrasensondermüll in die Setzkästen zu gießen gilt. Anders ausgedrückt, es bedeutet »mit Engelszungen Inserate reden«, wie der Maler und Essayist Hans Platschek schon 1966 schrieb. Das läßt sich in seinem Buch *Über die Dummheit in der Malerei* von 1984 nachlesen.

Im selben Jahr erschienen zufällig Walter Kolbenhoffs Erinnerungen *Schellingstraße 48*, die eine hübsche Anekdote von der Dummheit in der Modernen Lyrik zu bieten haben. Damals Redakteur des *Rufs*, fanden nach dem Kriege in Kolbenhoffs Münchener Wohnung öfter »informelle« Dichterlesungen statt. In diesem Rahmen erlaubte sich Stammgast Günter Eich eines Tages einen listigen Scherz, ohne sich wahrscheinlich über dessen Rückschlagskraft im klaren zu sein. Um Vortrag gebeten, griff sich Eich im Nachbarzimmer ein schmales Bändchen heraus, kam zurück, schlug es auf und begann mit dem Vorlesen. Sofort andächtige Stille. Als Eich den ersten Text beendet hatte, war es noch einmal eine Minute still, ehe eine Frau seufzte: »Es war wunderbar, es war ergreifend ..!« Doch Eich winkte ab und erwiderte zwinkernd: »Ach, das könnt ihr auch. Ihr könnt ja lesen. Ich habe mir erlaubt, euch das Inhaltsverzeichnis dieses Gedichtbändchens vorzulesen. Von mir ist es übrigens nicht.«

Der russische Clown Karandasch, gestorben 1983, brachte das Phänomen der Inszenierung oder Zelebration von letztlich austauschbaren Windbeuteln in seiner Nummer mit dem Teller auf den Punkt. Er benötigt zunächst Minuten, bis er einen Stuhl zufriedenstellend im Sand der Manege aufgebaut hat. Beispielsweise muß ein Bein mit einer sorgfältig gefalteten Zeitungsseite unterfüttert werden. Dann noch einmal Minuten, um einen Teller und einen Hammer auf dem Stuhl zu drapieren, wobei beide als echt und einwandfrei in der Gegend herumzuzeigen sind. Weiter hat sich der Clown die Ärmel aufzukrempeln, den Hut zurechtzurücken und dergleichen mehr. Schließlich nimmt Karandasch die beiden Kultgegenstände entschlossen vom Stuhl, legte eine Kunstpause ein – und zerschlägt den Teller. Dann präsentiert er die Scherben, lüftet seinen Hut, verbeugt sich würdig und geht ab.

∞ Verfaßt 2022

\* Volker Schilling, »Karl Lyncker / Der Verfasser der ersten Wolfhager Chronik«, in *Geschichte erleben*, ein Buch des Heimat- und Geschichtsvereins 1956 Wolfhagen, ebendort 2006, S. 165/66

\*\* Niklas Maak, »Beltracchi auf Amerikanisch«, 21. August 2013:

<https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kunstfaelscher-skandal-in-new-york-beltracchi-auf-amerikanisch-12538461.html>

**Michel Majerus** (1967–2002) war ein erfolgreicher luxemburgisch-Berliner Kunst-Maler und -Installateur. Anfang November 2002 von Berlin in die Heimat unterwegs, stürzt das Linienflugzeug des 35jährigen, den *Vogue* auch neun Jahre später noch »farbstark« nennt\*, im Nebel beim Landeanflug auf Luxemburg-Stadt über freiem Feld ab und zerschellt: 20 Tote, zwei Überlebende. In der Propellermaschine Marke *Fokker 50* sollen vorwiegend deutsche Geschäftsleute gesessen haben. Was Majerus angeht, war er 1998 auf der Luxemburger *Manifesta 2* in die höheren Einkommensschichten »durchgebrochen«. Während ihn *Die Zeit*, ebenfalls 2011, als »genialen« Schöpfer eines »gemalten Kunstgoogle« ausgibt, also einer Art von aufgewärmtem Pichelsteiner Poptopf, erfaselte sich das Konkurrenzblatt *FAZ* in seinem Nachruf\*\* als Majerus' »große Leistung« die Ermöglichung der Erfahrung, »den virtuellen, vollkommen emotionslosen Raum mit der Wahrnehmung des realen Betrachters zu konfrontieren« – ein ganz heißer Anwärter auf die Top-10 der gedruckten KritikerInnen-Dummheiten des neuen Jahrhunderts. 2000 bemalte oder verzierte der Konfronteur in Köln eine »Halfpipe«, wie sie von Skatern benutzt wird. Dieses beiderseits von der Erde weggebogene, 455 Quadratmeter große Werk nannte er *if we are dead, so it is*. Das wurde zwei Jahre später von jener *Fokker* unterstrichen. Der Untersuchungsbericht gibt die Hauptschuld dem Chefpiloten. Ausgerechnet dieser hat überlebt und bekommt nach Jahren, wegen Fahrlässiger Tötung, eine geringe Haftstrafe aufgebrummt. Seine von vielen Seiten ebenfalls kritisierten Vorgesetzten von der *Luxair* kommen straflos davon.\*\*\*

∞ Verfaßt 2014

\* <https://www.vogue.de/people-kultur/kultur-blog/farbstark-die-gemaelde-von-michel-majerus-in-stuttgart>, Nr. 29, November 2011

\*\* Katja Blomberg, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/flugzeugunglueck-der-kuenstler-michel-majerus-unter-den-opfern-180509.html>, 7. November 2002

\*\*\* Bernd Wientjes, <https://www.volksfreund.de/nachrichten/region/rheinlandpfalz/rheinlandpfalz/Heute-im-Trierischen-Volksfreund-18-Sekunden-bis-zur-Katastrophe-Der-Luxair-Absturz-heute-vor-zehn-Jahren:art806.3334551>, (Trier) 5. November 2012

Für das Literaturverzeichnis des *Brockhaus*-Eintrages **Akt** kam ich zu spät. Ich konnte meinen Essay »Die Kunst des Wartens« erst um 2000 in den Zeitschriften *Muschelhaufen* (Viersen) und *Der Rabe* (Zürich) veröffentlichen. Untertitel: Eine Meditation über das Aktmodell. Eine leicht gekürzte Fassung kann ich auf Wunsch verschicken. Ich vermute nämlich stark, bis zur Stunde wird man vergleichbare nennenswerte Arbeiten über die Schützen Arsch des Aktzeichnens oder Aktbildhauerns kaum finden. Gewiß ist mir diese knapp 10seitige Betrachtung damals im Tonfall etwas zu feierlich geraten, aber aufschlußreich und anregend dürfte sie nach wie vor sein.

Nach der Auflösung unserer Musikgruppe *Trotz & Träume* im Jahr 1982 ernährte ich mich (in Westberlin) 10 Jahre lang als hauptberufliches (»selbstständig tätiges«) Künstlermodell. Neben der Kunsthochschule wirkte ich auch an zahlreichen Volkshochschulen, einigen privaten Kunstschulen und am Lette-Verein. Ich wurde auch von Künstlern privat engagiert. Meine wichtigsten, mir liebsten Kunden waren Silke Kruse, Günter Scherbarth, Jo Hagège, André Bednarczik und Fritz Weigle, genannt F. W. Bernstein. Dagegen hatte ich mit Robert Gernhardt erst später in literarischen Belangen zu tun. Er hievte zum Beispiel jene »Meditation« in das renommierte Züricher *Raben*-Taschenbuch, weil er sie einfach für bemerkenswert hielt. Er war ja selber auch Zeichner und Maler. Den entscheidenden Anstoß zu einer essayistischen Auseinandersetzung mit meinem eher ungewöhnlichen Brotberuf, der mit allerlei Belastungen verbunden war, verdanke ich dem Lyriker und Übersetzer Klaus-Jürgen Liedtke, der damals zum *Trotz & Träume*-Freundeskreis gehörte.

Dem Finanzamt Wedding in Westberlin waren um 1980 lediglich die Modelle aus den 1-Zeilen-Inseraten von *B.Z.* oder *Bild* und die Modelle von Yil Sander oder Wolfgang Joop geläufig. Wir einigten uns darauf, ich sei als Künstlermodell tätig. Die gewaltigen Einkünfte aus meiner merkwürdigen »unternehmerischen« Tätigkeit beliefen sich auf durchschnittlich 1.200 Mark pro Monat. Mein Sachbearbeiter schüttelte den Kopf: »Davon kann keiner leben.« Das hätte er 20 Jahre später einmal den Millionen Opfern der staatlichen Erwerbslosen- und Rentenpolitik erzählen sollen – die rotgrüne Regierung hätte ihn sofort für einen Friedenseinsatz in Jugoslawien oder Afghanistan rekrutiert!

Er aber schob mir meine Steuerklärung mit der Aufforderung wieder zu: »Dann beweisen Sie das erst mal!« Den Trend zur Umkehr der Beweislast witternd, schob ich meine ausgefüllten Formulare selbstverständlich genauso prompt zurück – er könne mir gern beweisen, daß man von 1.200 Mark *nicht* leben kann. »Schlagen Sie mich zum Beispiel tot oder schicken Sie mir ein Rudel Schnüffler ins Haus, ich werde ihnen sämtliche Kleiderschränke öffnen.«



Wie sich versteht, hätten sie in meinem einzigen Kleiderschrank kaum etwas hängen gesehen. Trotzdem hätte ich mich nicht als »Aktmodell« registrieren lassen können. Zum einen nannten sich auch einige Huren oder Strichjungen Aktmodelle, zum anderen stand ich gar nicht so selten durchaus bekleidet Modell, etwa für Porträts, Bewegungsstudien oder Figurinen. Für die angehenden ModedesignerInnen zu arbeiten, entpuppte sich sogar als meine härteste Belastungsprobe. Da ich mir die jeweils hoffähigen Klamotten weder leisten konnte noch wollte, wurde ich vielbelächelt. Ich hielt mich an meiner anderweitigen Beliebtheit als Aktmodell fest. Ich hatte es nicht nötig, meine leibhaftige Erscheinung mit ihren aberwitzigen Fähnchen zu verbrämen. Man könnte hier mehr als nur Stolz wittern, nämlich Arroganz. In der Tat war ich nicht frei von ihr, wußte es aber immerhin. So hielt ich mich immer strenger dazu an, meine angenehme Gestalt und meinen Sinn für Bewegungsabläufe nicht etwa als mein Verdienst zu begreifen. Ich verdiente ein paar schäbige Mäuse mit Geschenken des Zufalls – mehr nicht. Wenn sich in meiner ganzen Persönlichkeit im übrigen das »Sparsame« (auch asketisch oder spartanisch genannt) immer stärker ausprägte, entsprach es nur dieser Haltung. Der schlichte Mensch – und der schlichte Text wurden meine Religion. Meine ersten nennenswerten literarischen oder journalistischen Arbeiten erschienen erst während meiner Zeit als Raumausstattergeselle, um 1998. Im Frühjahr 2000 begann dann meine Kommunezeit.

Nach meinem Wirken als angeblicher »Frontman« bei *Trotz & Träume* stand mein Draufgängertum zunehmend auf tönernen Füßen. Unruhe, Ängstlichkeit, Selbstzweifel und ein wachsendes Bewußtsein meiner Unzulänglichkeit trugen zu meinem Rückzug aus dem Modell-Geschäft bei. Ich wollte mich nicht länger ausstellen. Ich floh dem Brennpunkt geballter Aufmerksamkeit – es schmerzte zu sehr. Als Schriftsteller beobachtete *ich*.

∞ Verfaßt um 2012

Den ausführlichen *Brockhaus*-Artikel über **Glas**, Glasherstellung und Glaskunstwerke würde ich ganz gerne durch Würdigung einer Berliner *Glasfabrik* ergänzen – nur stößt mein Wunsch auf gewisse Schwierigkeiten. Zum Beispiel ist sie inzwischen gar keine Glasfabrik mehr. Aber eins nach dem anderen. Ich wurde auf das Objekt um 1990 aufmerksam, als ich im Doppeldeckerbus öfter zwecks Modellstehens in einer recht entlegenen Volkshochschule durch die Reinickendorfer Ollenhauerstraße schaukelte. Aus rotem Backstein und verständlicherweise viel Glas errichtet, lag diese Fabrik (Hausnummer 97) fast wie eine riesige Woge mit vorn aufspritzender Gischt am breiten

Bürgersteig.\* Der Architekt hatte die zur Straße gelegene ausgedehnte Fassade in der Längslinie kurzerhand gekrümmt oder ausgebuchtet! Das fand ich walfischstark, weil der ganze Klotz auf diese Weise in eine beinahe anmutige Bewegung geriet. Dummerweise versäumte ich es damals, mich vielleicht beim Pförtner nach dem Namen des Architekten zu erkundigen. Selbst der Firmenname fällt mir nicht mehr ein. Die Suche im Internet wird zum Schlag ins Wasser. Also schreibe ich den neuen Nutzer des Gebäudes an – die nächste Abfuhr: »Bei Fragen rund um das Bauwerk wenden Sie sich bitte an unseren Vermieter, die *DIBAG Industriebau AG*.« Mehr nicht.

Das Gebäude wurde 2005 von der *Staatlichen Münze Berlin* bezogen. Dort prägt sie jetzt, solange Bargeld noch nicht verboten ist, unsere Euro-Stücke, stellt deren VorläuferInnen im eigenen Museum aus – und wimmelt Neugierige wie mich ab. Ich finde die zitierte kurzangebundene Antwort auf meine freundliche architekturgeschichtliche Anfrage doch recht befremdlich. Wenn eine Münzbehörde nicht weiß, in was für einem schönen Gebäude sie eigentlich sitzt und wem das zu verdanken sei, sollte sie vielleicht in Zukunft lieber gedörrte Backpflaumen prägen und unter die Leute werfen, keine Zwei-Euro-Stücke.

Allerdings bezieht sich mein Befremden überdies auf den Mieter-Status der Behörde. Wie man sich denken kann, schrieb ich nun auch dem genannten Vermieter – der nicht im Traum daran dachte, höflicher als die Münzbehörde zu sein, im Gegenteil. Er schwieg also. Daraus schloß ich: entweder bin ich diesem Unternehmen nicht wichtig genug, oder es läßt sich grundsätzlich ungern in die Karten schauen – und am Ende noch als »Haifischfirma« beschimpfen. So oder so bedrängt mich die Frage, warum sich die *Staatliche Münze Berlin* vor rund 15 Jahren nicht einfach eine neue Wirkungsstätte kaufte. Fehlte es ihr an dem, was sie dauernd herstellt, nämlich an Geld? Oder kannte Regierungsrat Y zufällig einen Immobilienmanager Z, der an einem fetten Mietgeschäft interessiert war? Denn der Staat hält ja immer die Kühe, die sich am ergiebigsten und beständigsten melken lassen.

Das ist ein heikles Geschäftsfeld, zu dem mir sicherlich das geeignete geheimdienstliche Zeug fehlt, zumal ich im tiefsten Thüringer Wald sitze. Also wandte ich mich zuletzt an den erfahrenen, dazu namhaften »linken« Berliner Journalisten X. Vor Jahren waren wir sogar zeitweise im selben Blatt mit Beiträgen vertreten. Ich schlug ihm vor, der Sache vielleicht einmal nachzugehen und im Idealfall einen Artikel zu veröffentlichen, auf den ich mich dann wiederum in einem Blog-Beitrag stützen könnte. Aber er eiferte der *DIBAG* nach: er schwieg. Daraus schloß ich auf sein geringes Interesse an diesem Thema und auf seine gewaltige Höflichkeit.

Manchmal verliert man wirklich die Lust, sich überhaupt noch mit irgendwelchen Anliegen oder Vorschlägen an erwachsene MitbürgerInnen zu wenden. Stattdessen sehnt man sich in die Kindheit zurück. In einem Städtchen wie Gudensberg fanden sich immer zwei oder drei Nachbarskinder, denen ein paar verlockend bunt-marmorierte Glasmurmeln in der Hosentasche klimperten und die einem kleinen Spielchen keineswegs abgeneigt waren. Jedes Fleckchen Erde an Zäunen oder Scheunen war dazu geeignet. Hatte man Pech, verlor man selber das eigene Kapital restlos und mußte sich um Rückerstattung oder wenigstens Kredit prügeln. Aber das war am nächsten Tag schon wieder vergessen. Für die Berliner *Münze* wären Murmeln vielleicht gar keine schlechte Alternative zu den Backpflaumen.

∞ Verfaßt um 2020

\* <https://www.berlin.de/museum/3130096-2926344-museum-der-staatlichen-muenze-berlin.html>

Weiter oben streifte ich **Hans Platschek** (1923–2000). Für ihn hat *Brockhaus* nur wenige Zeilen, obwohl er ein »Multitalent« war, nämlich Maler, Essayist, Hochschullehrer und einer der letzten unverbesserlichen RaucherInnen. In seinen mittleren Jahren hatte der vielgereiste Künstler so manchen Kollegen, der sich nicht der jeweils gerade angesagten Malmasche versagte, mit einer Reihe von Aufsätzen vor den Kopf gestoßen, die 1984 gebündelt im gelb eingeschlagenen *Suhrkamp*-Taschenbuch *Über die Dummheit in der Malerei* zu lesen waren. Im gehobenen Ton des Feuilletons gehalten, sprachen sie zwar streckenweise in Rätseln und auf Verdacht Dinge aus, die etwa Robert Gernhardt (möglicherweise von Platschek angeregt) schlichter und überzeugender sagte, pochten dabei aber gleichfalls und erkennbar auf handwerkliches Können gepaart mit kritischer Haltung. Diese angriffslustigen Ausfälle konnten weder Platscheks berufliche Laufbahn durchkreuzen noch sein Älterwerden verhindern. Im Spätsommer 1999 gelang es dem erheblich jüngeren Kunsthistoriker Christian Demand, »nach vielem Drängen« von dem 76jährigen zu Hause empfangen zu werden. Platschek lebte seit 1970 vorwiegend in Hamburg, dabei zuletzt in einer Atelier-Wohnung am Grindelberg, die ihm der Senat mietfrei zur Verfügung gestellt hatte. Bei seinem dortigen Besuch sei nicht nur Platscheks körperliche Hinfälligkeit offensichtlich gewesen, so Demand; der vielgelobte Essayist habe auch Mühe gehabt, sich zu artikulieren, und öfter den Faden verloren. Als dann »ein Pfleger« das Abendbrot brachte, zog sich Demand wohlweislich zurück, wie er 2013 im *Merkur* berichtet.\*

Sich auf diesen Besuch einzulassen, dürfte bereits der erste Fehler Platscheks gewesen sein. Der zweite war dann die Zigarette. Wenige Monate später wurde er in seiner Wohnung tot aufgefunden, wie dem *Hamburger Abendblatt* am 11. Februar 2000 zu entnehmen war. Die Polizei habe Spuren eines vermutlich durch eine Zigarette ausgelösten Schwelbrandes entdeckt. Anscheinend sei Platschek, inzwischen knapp 77, erstickt. Da werden wohl einige Nachbarn aufgeatmet haben: weil ihnen das Schicksal – um nicht von gewissen malenden und schreibenden Moralisten zu sprechen – keine Feuersbrunst zugemutet hatte. Nebenbei hat sich die Zigarette im Laufe der Jahre in eine Zigarre verwandelt, genauer in Platscheks »geliebte *Havanna*«, wie ich diesmal der *Hamburger Morgenpost* entnehme.\*\*

∞ Verfaßt 2024

\* Christian Demand, <http://www.merkur-zeitschrift.de/2013/05/02/kurzer-nachtrag-zu-hans-platschek/>, 2. Mai 2013

\*\* Ute Gebauer, <https://www.mopo.de/rausgehen/plan7/ein-genialer-unbequemer-geist-hans-platschek-ausstellung-in-hamburg/>, 23. Juni 2024

Der US-Großkünstler **Robert Smithson** (1938–73) starb im Dienst. Allerdings könnten manche die Sinnhaftigkeit seines Dienstes anzweifeln. 1970 legte er beispielsweise in einem Salzsee in Utah einen unter Experten berühmten 500 Meter langen Damm in Form einer Spirale an, genannt *Spiral Jetty*. Das Farbfoto, das *Brockhaus* davon bringt, ist mehr als spaltenbreit. In seinem 8-Zeilen-Eintrag dagegen hatte das Lexikon nur für die eingeklammerte Bemerkung »Flugzeugabsturz« Platz. Die meisten Internetquellen verfahren in dieser Hinsicht kaum aufschlußreicher.

Smithson galt als Star unter den damals aus dem Ring von *Stonehenge*, GB, wiederauferstandenen »Landartlern«. Was nun seinen finalen Absturz (aus den Wolken, aber keineswegs aus dem Ranking) betrifft, wählt die Webseite seiner Witwe Nancy Holt eine Art Mittelweg.\* Sie erwähnt sowohl das Unglück wie die Namen zweier Mitsterber, nämlich den Piloten **Gale Ray Rogers** und den Fotografen **Richard I. Curtin**. Dabei beläßt sie es allerdings und murmelt nur noch ein paar gelehrt klingende Zauberformeln. Offenbar hält sie den Vorfall für einen zufälligen, kaum vermeidlichen Schicksalsschlag. Dazu bedarf es schon starker Nerven und eines vermutlich fetten Erbes.

Kratzt man verschiedene spärliche Angaben zusammen, kreisten die drei Männer am 20. Juli 1973 vormittags in einer *Beechcraft E 55 Baron* rund 25 Kilometer nordwestlich von Amarillo, Texas, wie ein Weißkopfschwarzadler über einer bereits von

Smithson vorbereiteten Fläche für eine neue große Erdsulptur, Durchmesser über 40 Meter. Ausgerechnet bei diesem Inspektions-Rundflug lief etwas schief, wodurch das Flugzeug abstürzte. Dadurch kam der 35jährige Großkünstler nebst Dienerschaft um. Laut Suzaan Boettger\*\* waren Rogers und Curtin 26 und 23 Jahre alt. Alle drei seien auf der Stelle gestorben. Die englische *Wikipedia* erwähnt die Mitsterber namenlos und führt anstelle eines Maschinenschadens einen »Pilotenfehler« ein. Der Mann habe die erforderliche Geschwindigkeit nicht eingehalten und sich außerdem ablenken lassen. Danach könnte es so ähnlich wie (1991) beim Filmemacher Martin Kirchberger gewesen sein, siehe weiter oben.

Ob nun technisches, menschliches oder kollektives Versagen: die Kunst ging weiter, darin sind sich alle Quellen einig. Die Witwe und weitere Kollegen vollendeten nämlich die *Amarillo Ramp*. Sie dürfen sie jederzeit besuchen. Wer werkgerecht anreisen will, benutzt ein atomgetriebenes Unterseeboot.

∞ Verfaßt 2024

\* <https://holtsmithsonfoundation.org/amarillo-ramp> (Stand 2024)

\*\* Suzaan Boettger, *Earthworks*, University of California Press, 2002, S. 234

Siehe auch → Fotografie → Raumfahrt, Custer (Jackson Pollock) → Scherbarth (Berliner Grafiker) → Blog R.: In meiner Erzählung *Absturz eines Orthopäden*, Kap. 6, zieht einer gegen »abstrakte Kunst« vom Leder → Anhang *Pingos*, Kap. 4 + 6 + 7 über »revolutionäre Kunst«

Ein ungebildeter Schriftsteller ist ärgerlich und, vor allem für ihn selber, oft peinlich. Aber wie kommt man zu **Bildung**? Durch ein Studium der Germanistik oder Philosophie oder Geschichte oder gleich alles zusammen? Nie und nimmer. Das bewirkt eher das Gegenteil. Man stopft sich den sogenannten Kanon oder den Sermon des bereits aus Funk & Fernsehen bekannten Professors in die Birne und wundert sich vielleicht später, als RuheständlerIn zurückblickend, über die matschige Beschaffenheit der angeblich eigenen Laufbahn.

Jedenfalls kommt man bestimmt nicht über nacht zur Bildung. Als mich Gudrun vor Jahrzehnten mit den *Unfrisierten Gedanken* des Polen S. J. Lec (1909–66) bekannt machte, war ich von solchen knappen Aphorismen verblüfft und begeistert. »Einsamkeit, wie bist du übervölkert!« So etwas kannte ich noch nicht. Wieder einige Jahre später fand ich genau dieselbe verblüffende Kürze in einem Buch von **Jule Renard** (1864–1910) wieder – nur lag der Franzose schon seit 1910 in der Kiste. »Das Beben des Wassers unter dem

Eis«, las ich da gleich auf den ersten Seiten (15).<sup>\*</sup> Schließlich noch Lichtenberg. Als ich neulich wieder einmal zu seinen *Aphorismen* griff<sup>\*\*</sup>, mußte ich ihn zähneknirschend als Vorläufer oder Vater von Lec und Renard beziehungsweise die beiden als Papageien anerkennen. »Theorie der Falten in einem Kopfkissen.« Auf solche knappen Sätze (S. 447) belaufen sich etliche Einträge Lichtenbergs. Der Physiker und Verfasser sogenannter »Sudelbücher« starb an seinem Lehrort Göttingen 1799.

Was Rychner in Auswahl von Lichtenbergs Gesudele präsentiert, kommt mir allerdings heute merklich schwächer als vor rund 25 Jahren vor, dabei oft zu flüchtig, unsauber und entsprechend oberflächlich. Das deutet bereits auf das Problem der Zeit, nämlich des Lebensalters eines bestimmten Lesers hin. Meine Verehrung für Renard bekam sogar schon um 2005 Kratzer, wie ich aus meinen Unterlagen ersehe. Notiert er beispielsweise »Der Tod ist der Normalzustand. Wir bauen zu sehr auf das Leben« (301), ist das ohne Zweifel ein starker Gedanke – nur die Formulierung kam mir nun doch zu schwach vor. Ich schlug vor: *Wenn man bedenkt, wie lange einer tot ist, wird man das Leben nicht mehr überschätzen.* Renards bekanntestes und angeblich auch bestes Buch *Rotfuchs* (Übersetzung Walter Widmer, Zürich 1946) las ich um 2010. Es verärgerte mich geradezu, weil weder die Charaktere noch die Komposition des episodenhaft erzählten »Romanes« schlüssig sind. Die kompositorischen Mängel scheint sogar Renard selber noch während der Schlußredaktion (Herbst 1894) in seinem Tagebuch eingeräumt zu haben, wie ich Hanns Grössels Nachwort zu den *Ideen* entnehme (350). »... ein schlechtes Buch, unvollständig, schlecht gebaut, weil es mir nur schubweise gekommen ist ..(..).. man könnte es beliebig kürzen oder verlängern ...« Und so etwas wurde nun schon zu Renards Lebzeiten in »unzähligen Auflagen«, wie Widmer im Vorwort versichert, in die Buchläden gepumpt. Die Pumpstationen dürften bekannt sein. Einige Kurzprosastücke, mit denen Renard in der Manesse-Anthologie *Vögel in der Weltliteratur* (1986) vertreten ist, kommen mir inzwischen ebenfalls reichlich blaß vor. Offenbar war der Mann nicht so gut, wie ich einst dachte. Aber »Weltliteratur«, das war und ist er gleichwohl. Einmal dazu erklärt, gibt es kein Zurück mehr.

Obwohl unser Leben gewöhnlich vorwärts verläuft, bringen Renard/Ronte einen Satz, der die Teleologie zu durchkreuzen scheint. »Jeden Tag bin ich Kind, Mann und Greis«, lautet ein Eintrag auf S. 307. Das Gefühl, das hinter diesem Gedanken steckt, ist mir keineswegs fremd. Aber ich weiß auch, daß Rom nicht an einem Tag erbaut worden ist. Wahrscheinlich verdankt sich »Reifung«, wie man den Prozeß ja auch nennen könnte, mindestens zwei Bedingungen, die nicht immer Hand in Hand gehen müssen: der Zeit und der Tiefe. Manche begabten Leute erbohren sich in wenigen Wochen soviel Einsicht, wie

sie Oskar Maria Graf selbst durch Wiedergeburt nicht erlangt hätte. In der Regel genügen wenige Wochen allerdings nicht. Lesen, lesen, lesen, das ist für gute SchriftstellerInnen schon die halbe Miete. Was dafür entfällt, hat freilich auch seinen Preis: Verzicht, Verzicht, Verzicht. Vor allem auf sogenannte Geselligkeit = Öde und Geschwätz ...

Hinter jener »Reifung« verbirgt sich nebenbei ein Riesenhindernis im allgemeinen Befreiungskampf, das oft unterschätzt wird. Es ist die gleichsam natürliche Spaltung der Gesellschaft in Lebensalter und Grade der Bildung oder Einsichtsfähigkeit. Die darin liegenden Unterschiede und Widersprüche werden sich wahrscheinlich immer ins Gehege kommen, auch in meinen schönen Zwergrepubliken. Lasse ich die vorwitzigen und unreifen Vorschläge in meiner Erinnerung aufscheinen, die ich mir als 20- oder 30jähriger leistete, geht die Schamröte in meinem Antlitz auf. Gottseidank haben das die Schlapphüte damals noch nicht gescannt und gespeichert. Zu allem Unglück war die Angelegenheit in meinem persönlichen Fall auch noch mit ungewöhnlicher Begriffsstutzigkeit gepaart, von Mitschülern oder Kampfgenossen gern »lange Leitung« genannt. Um dieses mutmaßliche Naturell zu erkennen, meine Langsamkeit also, benötigte ich allerdings, ab 30, noch einmal zwei bis drei Jahrzehnte. Das war der letzte Beweis.

Renards *Rotfuchs* war ein Knabe. Ein Fuchs jedoch, wie er hin und wieder um die hiesigen Hühnergehege schnürt, ist etwas ganz anderes. Seine Welpen hängen ihm vielleicht für ein paar Monate am Hinterbein, und dann wissen sie, wozu Hühner gut sind. Mehr brauchen sie auch nicht zu wissen. Sie sind nach wenigen Monaten fertige Füchse. Jetzt halten Sie die langwierige und oft vertrackte Kindheit der Sorte »Mensch« dagegen! Ein Wahnsinn. Und dann noch für Jahrzehnte von einer Falle in die andere tapfen, bis man begriffen hat, das so mancher Kanon Kanonen entspringt.

∞ Verfaßt um 2015

\* *Ideen, in Tinte getaucht*, München 1986, Auswahl und Übersetzung (aus Renards umfangreichem Tagebuch) Liselotte Ronte. Das Wählerische hat Ronte übrigens nicht daran gehindert, Renard oder sich selber Dutzende von Wiederholungen durchgehen zu lassen.

\*\* G. C. Lichtenberg, *Aphorismen*, Hrsg. Max Rychner, Manesse-Verlag 1958

Siehe auch → zu Renard im Anhang *Ümmershand* Kap. 10

**Birnbaum, Carl** (1803–65). Kaum war die Eisenbahn erfunden, wurde sie auch von Lebensmüden als Beförderungsmittel entdeckt. In Tolstois berühmtem Roman *Anna Karenina*, geschrieben um 1875, wirft sich sogar die Titelheldin vor einen Zug. Damit war

sie so bequem und fortschrittlich wie möglich im Jenseits gelandet. Ihre NachahmerInnen sind bis zur Stunde Legion. Statistisch betrachtet, können Sie sicher sein, daß sich an dem Tag, an dem Sie diese Zeilen lesen, wieder ein bis zwei MitbürgerInnen auf die Schienen geworfen haben, denn allein Deutschland verzeichnet jährlich rund 700 (erfolgreiche) Selbstmorde dieser Art. 2008 und 2009 hatten sogar zwei ganz prominente Mitbürger keine Bedenken, dem Personal und den Fahrgästen des erwählten Zuges mindestens Traumata, höchstens den Mittod zuzumuten. Der 74jährige Industrielle und Spekulant Adolf Merckle warf sich in Blaubeuren (bei Ulm), der 32jährige Fußballtorhüter Robert Enke nahe Hannover vor einen Zug. Die Trauer war riesig, der Tadel verschwindend gering. Eine Autobahn wäre vielleicht eine gleichwertige Alternative zum Bahndamm gewesen – Irrtum! Schließlich kann der Lebensmüde am Bahndamm oder in einem U-Bahnhof auf einen Schlag viel mehr MitbürgerInnen in Mitleidenschaft ziehen. Zeitungen oder Blogs, die an der Zurechnungsfähigkeit der betreffenden SelbstmörderInnen zweifeln, kann man wirklich mit der Lupe suchen, wie ich aufgrund meiner ausgedehnten Nachforschungen zu Frühverstorbenen versichern möchte. Insofern stellen die unkritischen Journalisten, Angehörigen und Fans noch das größte Ärgernis dar. Während sie bewußt dem Trend folgen, neigen die Lebensmüden ja häufig gleichsam von Natur aus zu extremen, unverantwortlichen Handlungen, was sie vielleicht entschuldigt.

Ich teile nun eine schillernde Geschichte aus dem Jahr 1865 mit, die ich einem erstaunlich gediegen ausgestatteten Werk des Stuttgarter Theatergeschichtlers Adolf Palm verdanke.\* Im betreffenden Abschnitt geht es um das Ende des Schauspielers Carl Birnbaum, geboren 1803. Der hatte vornehmlich, zuletzt in Kassel und Stuttgart, in komischen Rollen geglänzt. Aber er war vom Pech verfolgt. Zunächst ließ sich seine 1837 geborene Tochter Auguste, selbstverständlich ebenfalls Bühnenkünstlerin, auf den ältesten Sohn des Kasseler Kurfürsten ein. Der Sprößling hieß Friedrich Wilhelm, wohl schon damals Prinz oder Fürst von Hanau. Er versprach seiner Angebeteten das Blaue vom Himmel und machte sie schon einmal zur »Gräfin« – nur hatte er kaum noch einen Taler in der Tasche, weil sein Alter wegen der unstandesgemäßen, in England geschlossenen Ehe die Geldzufuhr gesperrt hatte. Vater Birnbaum, ohne Zweifel geschmeichelt, half zunächst aus der Klemme. Er steckte den Frischvermählten Summen zu, die ihn um ein Haar ruiniert hätten, wie uns Palm versichert. Aber nach wenigen Ehejahren war der Adelsspuk zuende: der Prinz kroch beim Alten in Kassel zu Kreuze, die »Gräfin« durfte sehen, wo sie blieb. Natürlich schlich sie nach Hause, zu Vater Birnbaum in Stuttgart also. Dort kam sie »gebrochen, zerschlagen an Körper und Seele« an, offensichtlich sterbenskrank. Als ihr Vater sie in Cannstatt begraben mußte, war sie noch keine 25 Jahre alt. Das war im



Sommer 1862. Doch Gram und Schmach machten auch vor dem Vater nicht halt. Noch im selben Jahr starb Birnbaums eigene Gattin Maria. Vom Intendanten der Stuttgarter Hofbühne Ferdinand von Gall fühlte sich der Komiker zunehmend geschnitten und gekränkt. Er biß die Zähne zusammen. Dann kam es zur Stuttgarter Erstaufführung der *Karlsschüler* von Heinrich Laube. Das war Anfang 1865. Birnbaum war erst kürzlich 61 geworden. Für diese Produktion hatte man ihm die Rolle des schwäbischen Serganten Bleistift zugeteilt, »jener armen gehudelten Unterthanenseele, in welcher er ein Stück seines eigenen Duldens, seines eigenen verpfuschten Daseins ausgeprägt fand«. Entsprechend sorgfältig habe sich Birnbaum mit der Rolle vertraut gemacht. Ihren Glanzpunkt hat sie in Bleistifts Erzählung aus seinem traurigen Vorleben, plazierte im zweiten Akt. Über diesen Akt kam die Erstaufführung des 10. Februars nicht hinaus.

Birnbaum hatte seine Erzählung durchaus eindrucksvoll über die Bühne gebracht; »stürmischer Beifall«. Er ließ sich bereits auf der Hinterbühne erschöpft auf irgendeiner Kiste nieder. Plötzlich vernahm der Inspizient Birnbaums Aufschrei. Er sprang hinzu und fing den Taumelnden in seinen Armen auf. Dann lag der blauberockte »Sergant Bleistift«, jäh vom »Schlagfluß« getroffen, auch schon als geschminkte Leiche lang auf den Brettern, die ihm die Welt bedeutet hatten, während auf der Vorderbühne die Tabak rauchenden und Punsch trinkenden Karlsschüler lärmten. Palm zufolge wurde der zweite Akt noch zu Ende gespielt, das Stück im ganzen jedoch nicht. Birnbaums Mitspieler Grunert, »Herzog Karl«, setzte das Publikum ins Bild und schickte es nach Hause.

Keine Panik bitte, die Pointe kommt noch. Dafür sorgte das Gericht, als es die Papiere des Verstorbenen durchsah. Es zog einen Zettel hervor, den Birnbaum erst kürzlich handschriftlich bekritzelt hatte: »Morgen, am Tage nach der ersten Aufführung der *Karlsschüler* wird man meinen hoffentlich rasch und tödtlich zerrissenen Leichnam auf den Eisenbahnschienen zwischen Feuerbach und Kornwestheim finden. Ich bitte um freundliches Angedenken und um ein stilles, einfaches Grab an der Seite meines geliebten Kindes. Es bedarf keiner Inschrift.« Für Palm ist damit klar, Birnbaum hatte bereits mit dem Leben abgeschlossen, als er sich in der Garderobe zum Serganten Bleistift schminkte. Nur habe ihm »ein letzter Strahl von Schicksalsgunst« das Los erspart, »im fröstelnden Grauen eines Februarmorgens auf dem harten Lager der Eisenbahnschienen« zu liegen. Das verhinderte Grauen verschiedener Bediensteter und Fahrgäste der Eisenbahn dagegen liegt jenseits des Palmschen Horizonts.

## Blitz (Gewitter)

An dem hohen Lob, das der französische Maler **Achille Etna Michallon** (1796–1822) schon früh einheimste, hatte er keine lange Freude. Er war vor allem Landschaftler. Von den unumgänglichen Reisen gen Süden abgesehen (Rom und Sizilien), arbeitete Michallon in Paris. Ein vom wenig älteren Berufskollegen Léon Cogniet geschaffenes Porträt zeigt einen Sinnenfreudigen mit zerzaustem dunklem Schopf – der ebendort, in Paris, mit knapp 26 einer Lungenentzündung zum Opfer fiel. Cogniet dagegen wurde 86.

Ein undatiertes Ölgemälde Michallons, das heute im *Louvre* hängt, zeigt einen mächtigen knorrigen Laubbaum an einem Seeufer. Beim näheren Hinschauen stellt sich zweierlei heraus: der Baum wurde an einer Stelle zersplittert – und unter dieser Bruchstelle, dicht am Stamm, liegt eine weißgekleidete menschliche Gestalt mit weggestreckten Armen rücklings auf der Erde. Um die Theatralik voll zu machen, stehen auch noch zwei Männer bei ihr, die sich mit verzweifelten Gebärden gegenseitig die Härte dieses Schicksalsschlages bescheinigen. Das Werk wird meist *La femme foudroyée* genannt, Die vom Blitz getroffene Frau. Wer gern wettet, kann sein vergrabenes Bargeld darauf setzen: das Grüppchen war für Michallon nicht mehr als ein Vorwand, den Baum, das Licht und all das andere zu inszenieren, dem das Menschenlos völlig schnuppe ist.

Mit Bergführer Samuel Brawand kann ich natürlich nicht mithalten. Ihn traf der Blitz (1902) auf dem Gipfel des Wetterhorns. Ich erinnere mich aber gern an zwei eindrucksvolle Gewitter, die mir in der Literatur begegnet sind. Sie toben unweit einer Mühle in Horst Langes Roman *Schwarze Weide*, ferner in Tschichows Erzählung *Steppe*. Beim geringsten Gedanken an das letztgenannte Werk setzt der windige Vorbote des Gewitters die Laufdisteln in Gang. Man kennt sie vielleicht aus Italo-Western. Zu Lange verfaßte ich neulich einen langen, ihm keineswegs schmeichelnden Aufsatz, der hoffentlich noch in meinem Blog steht.

Mein Korbacher Erlebnis von 2002 ist allerdings auch nicht ohne. Ich saß wie jetzt beschäftigt am Tisch, damals noch per Schreibmaschine. Das Gewitter hatte sich unmittelbar über der Altstadt und damit meiner winzigen Kellerwohnung zusammengebraut. Durch die Finsternis krachten die ersten Donnerschläge. Plötzlich sah ich inmitten des Zimmers einen bläulichen Lichtpunkt vibrieren, wobei ein Knistern wie beim Abbrennen einer Wunderkerze zu hören war, nur erheblich kürzer. Gleich darauf krachte es wieder gewaltig. Doch sowohl meine Tischlampe wie mein Lebenslicht waren nicht erloschen.

Die »Blitzesschnelle« des Vorgangs hatte mir jede Angst erspart. Das wäre ein schöner Tod gewesen. Ich hätte ihn ohne Zweifel dem Dahinsiechen mit einer Lungenentzündung vorgezogen. Nach Jule Renards Eintrag vom 8. August 1899 wäre ich sogar ehrenvoll auf dem Schlachtfeld gefallen: des Schreibtischs. Meine Vermieterin hätte meine Manuskripte, einige freundliche Musterbriefe von Verlagen und die sogenannte *Rentenerwartung*, die mir damals noch jährlich von der Bundesversicherungsanstalt unterbreitet wurde, in die Altpapiertonne verfrachtet, damit nichts von mir verloren geht.

*Brockhaus* zufolge bin ich in Korbach einem *Kugelblitz* begegnet. Kugelblitze seien schon in etlichen Farben und in Größen zwischen Clementine und Kohlkopf beobachtet worden. Verschwinden sie nicht geräuschlos, könnten sie mit lautem Knall explodieren, ohne jedoch beträchtlichen Schaden anzurichten. Eine unstrittige Erklärung dieses Phänomens stehe noch aus.

Bedenken Sie allerdings, daß der Fröhmsch, dem auch Michallon in verschiedenen Ruinen nachspürte, überhaupt keine Erklärung solcher gewaltigen Wettererscheinungen besaß, ob die Blitze nun die Brandenhochburg der RentenräuberInnen zu spalten suchten oder wie tobsüchtige Schildkröteneier durchs Neandertal schossen. Es konnte sich nur um ein auf ihn gemünztes Strafgericht handeln. Schlauberger Kain lenkte es später mit Hilfe seiner Bronzeaxt kurzerhand auf Abel ab. Falls er schon eine besaß.

∞ Verfaßt um 2012

Siehe auch → Blog R.: In meinen Miniaturen *Vor der Natur* gibt es ein »Lichtenberg« überschriebenes Stück, in dem Gott eben wegen seiner Gewitter verspottet wird

**Blüher, Peter** (1941–74), DDR-Fußballspieler. Ende Mai 1974 schlitzte Heidrun Blüher in Ostberlin-Friedrichshain einen Brief von der Kreisvolkspolizei in Lübben (Spreewald) auf. Sie zieht das Anschreiben sowie eine Telefonrechnung, zwei unausgefüllte Scheckformulare und einen Zahlungsabschnitt der Staatlichen Versicherung über 263 Mark hervor. Gezahlt oder nicht? Wofür? Etwa für den Wagen? Dies alles wird aus meinen Unterlagen nicht klar. So oder so dürfte sich die Witwe aber ziemlich bitter gesagt haben: Die nützt ihm jetzt nichts mehr, die Versicherung ... Und dann hat sie vielleicht wieder geweint. Die Papiere hatte man im Wagen ihres 32 Jahre alten Mannes Peter gefunden, nachdem er in oder bei Lübben verunglückt und im dortigen Krankenhaus gestorben war. Er hatte auch seinen Personalausweis bei sich. Nur nicht sie, die Gattin.

Laut Totenschein tat der diplomierte Physiker und ehemalige Berufsfußballer Peter Blüher seinen letzten Atemzug am 18. Mai um 3 Uhr 15 in der Frühe. Vielleicht machte sich vor dem Krankenhausfenster gerade die erste Amsel singbereit. Der dunkelhaarige Pechvogel im Bett hatte unter anderem einen Schädelbruch erlitten. Von seiner stattlichen Torwart-Größe, 1,85, war möglicherweise nicht mehr viel übrig. Blüher, Sohn eines Landwirts und Müllers und einer Kontoristin, hatte seine ersten Meriten als jugendlicher »Balltöter« in seiner Heimatstadt Finsterwalde errungen, Bezirk Cottbus. 1961 wurde der kaum 20jährige vom *SC Motor Jena* verpflichtet. Ende 1965 schien er es »geschafft« zu haben, rief ihn doch kein Geringerer als der *1. FC Union Berlin*, immerhin ein Hauptstadtclub, der 1968 sogar das DDR-Pokal-Finale gewann. Da lief Torwart Blüher freilich schon nicht mehr auf, wie von Dr. Hanns Leske zu erfahren ist. Zwar habe der Zugang aus Jena großen Anteil am ersten Oberligaaufstieg der *Union* gehabt, doch bereits nach einer Spielzeit habe ihm Rainer Ignaczak »den Rang abgelaufen«. Leske gilt als »Sporthistoriker«. Am Schluß seines großformatigen Prunkbandes über DDR-Fußballtorhüter\* (der mich antiquarisch, mit Porto, 22 Euro gekostet hat) sind wir vielleicht von Leskes knapp dreiseitigem Literatur- und Quellenverzeichnis beeindruckt – nachdem wir in seinem Eintrag zu Blüher nicht einen Einzelnachweis entdeckt haben, schon gar nicht zu dessen ortlosem angeblichem »Motorradunfall«.

Im Internet wird wahlweise auch von Blühers Verkehrsunfall gesprochen. Ein Ort, sowohl des Unfalls wie des Sterbens, wird nirgends genannt. Das gilt selbst für das beliebte DDR-Wochenblatt *Die neue Fußballwoche*. Die *Fuwo*, wie sie oft nur genannt wird, ist sogar kaltblütig und höhnisch genug, in ihrer schwarz eingerahmten, verdammt kurzen, jedoch mit Porträtfoto illustrierten Todesmeldung\*\* das genaue Datum des Unfalls oder Sterbens zu verschweigen. Dafür erfahren wir, nach Beendigung seiner aktiven Laufbahn habe sich der Diplom-Physiker bei der *Union* als Übungsleiter im Nachwuchsbereich betätigt. Wo er vielleicht ansonsten erwerbstätig war, erfahren wir nicht. Auch seine familiären Verhältnisse werden nirgends angedeutet. Hier könnte die Botschaft lauten: Machen Sie sich keine Sorgen, liebe LeserInnen, er fehlt keinem.

Wie unter Umständen nicht jeder weiß, waren die Fußballhelden des ostdeutschen Sozialismus nur dem Schein nach Amateure. Faktisch wurden sie, zumal in der Oberliga, von staatlichen Betrieben, zuweilen auch Behörden ausgehalten. Ich glaube, die Recken des SED-Vorzeigeklubs *Dynamo Berlin* wurden unmittelbar von Erich Mielkes MfS, dem »Ministerium für Staatssicherheit«, bezahlt. Sonderprämien, ob in Gestalt einer Waschmaschine oder einer Wohnung, waren gang und gäbe. Übrigens hatte diese Entwicklung just um 1960 in Jena eingesetzt\*\*\*, als Blüher zu *Motor* ging. Ihr verdankte

er vermutlich auch sein Auto. Die DDR war eben eine Leistungsgesellschaft, da mußte sie sich auch Unfallwagen leisten. Genauer war sie ein Papagei. Sie äffte als solcher getreulich alles nach, was es auf der einen Seite in Moskau und auf der anderen in Düsseldorf zu erspähen gab, etwa Autos, Rennboote, Fernsehgeräte und nuklear betriebene Armbanduhren. Über diese peinliche Nachäffung des Westens kann man sich gar nicht genug aufregen. Und nun wohne ich auch noch im Osten. Als ich nach meinem Herzug (2003) durch thüringische Städte wie Eisenach oder Mühlhausen ging, kam ich aus dem Kopfschütteln gar nicht mehr heraus. Während sich die Linienbusse im Wettstreit mit den modischen »Gelände«-Limousinen durch die engen Gassen zwängten, sah ich hier und dort noch einasphaltierte Straßenbahnschienen aufblinken. Am liebsten hätte ich mich verzweifelt hingeworfen und meine Zähne in die stillgelegten Schienen geschlagen. Das haben die ostdeutschen »Sozialisten« in den 1970er Jahren freiwillig, ja mit Begeisterung gemacht!

So manchem DDR-Bürger war es freilich immer noch zu wenig. Deshalb, aus dem Grund der Verlockung nämlich, begingen auch viele Sportler »Republikflucht«. Zwischen 1950 und 1989 soll sie, im ganzen, über 600 Spitzensportlern gelungen sein. Ob sich Blüher ebenfalls zeitweise oder gar zuletzt mit solchen systemfeindlichen Fluchtgedanken trug, kann ich natürlich nicht wissen. Es ist jedoch eher unwahrscheinlich. In einer schmalen, 1979 »abgelegten« Blüher-Akte\*\*\*\*, die mir, auf Antrag, die Berliner *Stasi*-Unterlagen-Behörde (*BStU*) übermittelte, wird sogar hervorgehoben, der Fußballer habe, in seiner aktiven Zeit, häufig im Ausland, auch im »kapitalistischen«, zu tun gehabt – und dies offensichtlich *nicht* dazu genutzt, sich abzusetzen. Dann war er bei der *Union* ausgemustert worden und für den »Leistungssport« sowieso zu alt. Wie sich (für einen autoritär gestimmten Staat) versteht, war Blüher wiederholt vom MfS »überprüft« worden. Anhaltspunkte dafür, es habe Versuche gegeben, ihn fürs Ausspionieren zu werben, kann ich in der Akte nicht entdecken.

Nach verschiedenen Dokumenten, darunter zuletzt die Todesanzeige des Lübbener Krankenhauses, war der Diplom-Physiker bei der »IPH-Berlin« erwerbstätig. Möglicherweise war das bereits seit Jahren sein »Trägerbetrieb«, sein Sponsor also. Hinter dem Kürzel verbirgt sich, falls ich nicht irre, das *Institut Prüffeld für elektrische Hochleistungstechnik*. Man könnte argwöhnen, Blüher sei vielleicht West-Spion gewesen und nun, im Mai 1974, auf dem Weg in die Schweiz gewesen. Da Lübben ungefähr auf halbem Wege zwischen Berlin und Finsterwalde liegt, glaube ich aber eher, er war zu seinem Heimatstädtchen unterwegs, oder umgekehrt, von diesem aus zurück zur Frau. In der Akte des MfS wird Peter Blüher als intelligenter, umgänglicher, wenn auch eher

unpolitischer Mensch beschrieben. Er sei im Privat- und Familienleben aufgegangen. Man zähle ihn »zu den Bürgern unseres Staates, die wenig Schwierigkeiten bereiten«, so jedenfalls im Dezember 1965. Trifft das Urteil zu, hätten wahrscheinlich auch unsere jüngsten Berliner Panikregierungen ihre Freude an ihm gehabt. Nebenbei wäre Blüher im harmlosen Falle nicht nur zu seiner Frau, sondern auch zu zwei Kindern zurückgekehrt. Die werden in der erwähnten Todesanzeige des Krankenhauses angeführt, wenn auch ohne Namen. Heidrun Blüher, geboren 1942, war nur geringfügig jünger als ihr Mann. Die Ehe wurde 1962 geschlossen. Das war recht früh, würde ich sagen. Es war kurz nach Blühers Einstieg bei *Motor Jena*.

Dies alles – was sich weder im Internet noch bei Herrn Dr. Leske fand – habe ich in Monaten mühsam zusammen getragen. Aber im Grunde ist es nur ein Klacks. Das Wesentliche fehlt noch immer. Und selbst der Unfallhergang ist eher undurchsichtig, wie ich finde. Das einzige dazu steht im Totenschein. Blüher sei mit einem Pkw von der Straße abgekommen und gegen einen Telefonmasten geprallt. Dadurch u.a. Schädelbruch, wie schon erwähnt. Keine Autopsie angeordnet. Gez. Oberärztin M. Ionascu. Von weiteren Betroffenen ist nicht die Rede. Auch die Möglichkeit, Blüher habe den (in der DDR am Fuß meist einbetonierten) Telefonmasten mit Absicht aufs Korn genommen, wird mit keinem Komma angedeutet. Es war eben ein Unfall. Warum hätte er sich auch umbringen sollen? Wegen der längst zu dicken Luft zu Hause? Wegen der 263 Mark? Wegen der alten Abfuhr bei *Union* – oder wegen der neuen auswärtigen Geliebten, die sich leider schon wieder sträubte? Alles Unfug.

Gewiß ließe sich die Wahrscheinlichkeit eingrenzen, wenn man wüßte, wer und wie die Person Blüher war. Aber gerade damit liegt es ebenfalls im Argen. »Sporthistoriker« Leske bringt es noch nicht einmal fertig, ein paar *fußballerische* Eigenarten / Schwächen / Stärken des Torhüters anzuführen. Zu dessen Charakter sagt er null. Ich fürchte, die Mutter des ganzen Werkes über die *Magneten* ist nicht gerade die Sorgfalt gewesen.

∞ Verfaßt 2022

\* Hanns Leske, *Magneten für Lederbälle*, 2014

\*\* Nr. 22 vom 28. Mai 1974, S. 14

\*\*\* Michael Kummer, <https://www.nd-aktuell.de/artikel/986447.wir-hiessen-eben-amateure.html>, *Neues Deutschland*, 2. Oktober 2015

\*\*\*\* MfS Allg. P. 3847 / 79, jetzt wohl im Bundesarchiv

Die Keramikerin, Segelfliegerin und Antifaschistin **Cato Bontjes van Beek** (1920–43) aus Worpswede bei Bremen wurde wegen ihrer Aktivitäten im Rahmen der sowjetfreundlichen Organisation *Rote Kapelle* mit 22 in Berlin-Plötzensee ermordet. Kopf ab für Plakate kleben, Juden verstecken, »Feindsender« abhören und ähnliches mehr. Nach dem Krieg wurde die *Rote Kapelle* zum »monströsen KGB-Spionagering« aufgeblasen, wie Katja Gloger 2004 in einem Wochenmagazin anmerkt.\* Die Tänzerin und Malerin Olga Bontjes van Beek hatte 12 Jahre lang gegen das Land Niedersachsen zu prozessieren, bis sie eine Rehabilitierung ihrer Tochter Cato erwirkte.

Im Sammelband *Recht ist, was den Waffen nützt*, herausgegeben von Helmut Kramer und Wolfram Wette 2004, wird eins der äußerst dünn gesäten Verfahren gegen die faschistische Wehrmachtsjustiz erwähnt, nämlich gegen Generalrichter Dr. Manfred Roeder, mitverantwortlich für mindestens 45 Todesurteile (von über 70 Todesurteilen?) gegen WiderstandskämpferInnen der *Roten Kapelle*, die ich ja eben als »sowjetfreundlich« bezeichnet habe. Das Verfahren wurde 1951 von der Staatsanwaltschaft Lüneburg eingestellt. In der ursprünglichen, nach öffentlichen Protesten etwas abgemilderten Begründung ist zu erfahren, Roeders Opfer seien zu Recht zum Tode verurteilt worden, da Grundlage ihres Wirkens *Landesverrat* gewesen sei. »Landesverrat hat immer und zu allen Zeiten als das schimpflichste Verbrechen gegolten.« Darauf, was in dem betreffenden Lande geschieht, kommt es also nicht an. Dein Land kann ein Jauchefäß sein; es kann im Laufe von 30 Jahren 15 Vietnamkriege exportieren – solange es dein eigenes ist, darf es niemand ungestraft beschimpfen.

Ich komme noch einmal auf die WiderstandskämpferInnen zurück. Gewiß schlug am 20. Juli 1944 im »Führerhauptquartier« *Wolfsschanze* ein Bombenanschlag auf Hitler fehl, für den anschließend etliche hohe Amtsträger der zivilen oder militärischen Art mit ihrem Leben zu büßen hatten, darunter so junge Leute wie Major Egbert Hayessen (30) und Oberst Claus Schenk von Stauffenberg (36), die jedes Kind von Briefmarken oder Schulbüchern her kennt und für große Vorbilder hält. Waren sie also nur durch dumme Zufälle in diese führenden und viel Unheil anrichtenden Positionen des »Dritten Reiches« gerutscht, während ihnen an der Wiege doch bereits revolutionäre Lieder gesungen worden waren? Selbstverständlich nicht. Diese Leute, die unverschämterweise seit vielen Jahrzehnten *den* Widerstand gegen den deutschen Faschismus repräsentieren dürfen, gehörten von Hause aus einem reaktionären Club an, dessen Mitglieder alle Mühe hatten, vor dem Einwickeln der Bombe in Butterbrotpapier und deren Verstauung in einer speckigen Aktentasche ihren Ekel vor dem roten Pöbel, dem Bolschewistengesindel, den Pazifistenschweinen zu unterdrücken, mit denen sie möglicherweise, nach Hitlers

Beseitigung, gemeinsame Sache zu machen hatten. Diese Aktentasche stellte lediglich ihre nebenbei dilettantisch angebrachte Notbremse dar. Sie bäumten sich in ihren Clubsesseln in letzter Minute auf, um nicht mit in den Abgrund gerissen zu werden. Näheres dazu hat Engelmann schon 1975 ausgeführt.\*\*

Ähnliches gilt für den christlichen, etwas liberaler gesinnten »Kreisauer Kreis« um den Juristen und Mitarbeiter der Abwehr der deutschen Wehrmacht Helmuth James Graf von Moltke (mit 37 hingerichtet 1945). Dieser Club stand mit den Attentätern in Verbindung. Wenn ihn die *Konrad-Adenauer-Stiftung* auf ihrer Webseite kühn zur »führenden Gruppe des deutschen Widerstands« gegen den Faschismus erhebt (den sie freilich beschönigend »Nationalsozialismus« nennt)\*\*\*, sind auf einen Streich »Hunderttausende«, wie Engelmann schätzt, aus Kreisen der Werktätigen und der linken Intelligenz vom Tisch gewischt, die im Sommer 1944 bereits seit mindestens 10 Jahren aufrichtig und mutig Widerstand geleistet hatten. Tausende davon kamen um.\*\*\*\*

∞ Verfaßt um 2020

\* Katja Gloger, <https://www.stern.de/politik/geschichte/widerstandsorganisation-die-legende-von-der-roten-kapelle-526650.html>, 8. Juli 2004

\*\* Bernt Engelmann, *Einig gegen Recht und Freiheit*, Göttinger Ausgabe 2001, S. 282 ff. Neuerdings siehe auch Jutta Dittfurths Börries-von-Münchhausen-Biografie: *Der Baron, die Juden und die Nazis*, Hamburg 2013, bes. S. 299–306.

\*\*\* Wilhelm E. Winterhager, <https://www.kas.de/de/web/geschichte-der-cdu/kreisauer-kreis>, o.J.

\*\*\*\* Ähnlich fragwürdig ist meines Erachtens der Rummel, der teils seit vielen Jahren um jung bis sehr jung ermordete TagebuchschreiberInnen gemacht wird, voran die allbekannte Deutsche Anne Frank, 15, ferner beispielsweise die Tschechin Věra Kohnová und die Ungarin Éva Heyman, beide 13. Da hat man plötzlich ein Herz für Kinder; im Straßenverkehr und bei Pandemien (Masken, Impfen) aber nicht.

**Borstschatowski, Alexander.** Nachdem mit Uwe Seeler (85) der berühmteste Kanonier des deutschen Wirtschaftswunders von uns gegangen ist (Sommer 2022), greife ich zielsicher *Ihr größtes Spiel* aus meinem Bücherschrank. Die Wiederlektüre lohnt sich, denn Alexander Borstschatowski, der Autor, ist meines Erachtens ein ausgezeichnete Erzähler. Ich besitze die Ostberliner Ausgabe seines Romanes von 1960, Übersetzung Willi Berger. Leider verrät das Internet so gut wie nichts über Borstschatowski, der vermutlich Sowjetbürger war. Ein Antiquar gibt seine Lebensdaten mit 1913–2006 an. Im fraglichen Buch geht es *gegen* die Deutschen. Die hatten nämlich 1941 die Ukraine überfallen und besetzt und damit auch den heimischen Fußballbetrieb lahmgelegt. Die von



Borstschagowski verwertete Begebenheit soll im Kern historisch verbürgt sein. Einer gut 20 Jahre alten Darlegung\* des Sportjournalisten Werner Skrentny zufolge hatten sich in der hauptstädtischen *Brotfabrik 1* verschiedene begabte Fußballer zusammengefunden, vor allem von *Dynamo* und *Lokomotive* Kiew. Nach langer Erörterung erklärten sie sich bereit, an der neuen Stadtliga von Nazignaden teilzunehmen. »War es nicht Kollaboration, wenn man an dem unter der Besatzung organisierten Wettbewerb teilnahm, der in Kriegszeiten Normalität vorgaukeln sollte? Aber da war auch der Stolz auf Dynamo, die Liebe zum Sport und die Chance, die Moral der Einheimischen zu verbessern.« Der neue Club nennt sich *Start*. Anfang Juni 1942 debütiert er mit 7:2 gegen den streng antibolschewistisch gestimmten Rivalen *Rukh*. Es folgen etliche Siege, darunter auch gegen die bis dahin ungeschlagene deutsche *Flakelf*. Die zerknirschten BesatzerInnen halten sich zunächst zurück, um keine »Märtyrer« zu schaffen, doch mit der Siegesserie der »Roten« und der Verschärfung des Krieges schwillt die Verfolgung an: Schon auf dem Rasen Benachteiligung und Brutalität, ferner Prügel, Folter, Lagerhaft, Erschießungen. Bis Februar 1943 sind, laut Skrentny, nachweislich vier *Start*-Leute ermordet, darunter Torwart Nikolai Trusevich, der Kopf der Mannschaft. Er soll vor dem Hinrichtungsschuß »Rotsport wird nie sterben!« ausgerufen haben. Nach dem Krieg setzten Ehrungen und Legendenbildung ein.

Borstschagowski eröffnet seine Geschichte mit der Chance einiger hinter Stacheldraht darbenden, mehr oder weniger kommunistisch geprägten Fußballer, für ein Jubiläumsspiel gegen eine aus Deutschland eingeflogene Spitzenmannschaft zumindest vorübergehend freigelassen zu werden. Man gewährt ihnen, kaserniert und bewacht, einen Monat fürs Training. Sie lassen sich darauf ein – flüchten können sie immer noch, denken sie. Nebenbei verschaffen sie dadurch auch angeblichen »Ersatzspielern« die Möglichkeit zur Flucht. Wie sich versteht, soll das Match den Besatzern zur Imagepflege und zum Nachweis der deutschen allseitigen Überlegenheit gereichen. Peinlicherweise liegt *Legion Kondor* zur Halbzeit mit 2:3 zurück. Die Deutschen auf den östlichen Rängen des großen Stadions (40.000 Plätze) murren; einige Offiziere schießen in ihrem Gram bereits auf die Anzeigetafel. Die ukrainisch oder russisch besetzten westlichen Ränge schöpfen Hoffnung, sofern sie nicht über Fragen der politischen Moral streiten. Hier fiebern auch der Ingenieur Rjasanzew, einst ein guter Stürmer und Trainer, und seine kleinen Söhne mit. Er ist kein Widerstandskämpfer, hat sich vielmehr in einer miesen Werkstatt vergraben, zumal er ernsthaft lungenkrank ist. Doch dann geschieht zweierlei. Der junge Torschütze Pawlik muß verletzt ausscheiden, und in der Umkleidekabine pflanzen sich zur Halbzeitpause die zuständigen Nazichefs auf um den Roten einzuschärfen, sie sollten sich

einen Sieg gefälligst abschminken. Gingen sie nicht als Verlierer vom Platz, würden sie allesamt erschossen. Das spricht sich in Windeseile auf allen Rängen herum. Nun gibt es für Rjasanzew kein Halten mehr: Er schnürt sich Pawliks Fußballstiefel um und läuft als dessen Ersatzmann auf. Mehr noch, gelingt dem so oder so todgeweihten Ingenieur nur wenige Minuten vor dem Abpfiff sogar das Siegtor, wohl zum 5:4. Die Roten verlassen das Stadion von deutschen Soldaten flankiert – sehr wahrscheinlich Richtung Erschießungsplatz.

Der Autor stellt die russische Mannschaft keineswegs als einmütiges, in der Augustsonne glänzendes Heldendenkmal hin. Manche Spieler wären wohl bereit gewesen, die verlangte Niederlage zu liefern. Verteidiger Sedoi wird sogar als ausgesprochener Hasenfuß gemalt. Für andere wiederum stellt ein Spiel auf Sieg die berüchtigte *Ehrensache* dar. In der siebten Minute läßt Torwart Nikolai Dugin trotz Hechtsprung den ersten Treffer der Deutschen durch. Platt am Boden liegend, überflutet ihn brennende Scham. Der Blondschof lugt unter dem Mützenschirm hervor, sieht »die reglosen Gestalten der Spieler, den grünen flauschigen Rücken des Fußballfeldes und die Tribünen, die tief eingesunken schienen wie ein Schiff auf hoher See.« Könnte man Iltis, den Schützen, kurzerhand vergessen – ja, die Deutschen überhaupt! Könnte man einfach »auf der Erde liegenbleiben, an eine Stelle kriechen, wo das Gras dichter war, sich auf den Rücken drehen und in den hohen, gewaltigen Himmel schauen!« Tatsächlich aber mausert sich Dugin im Lauf des Spiels zum sprichwörtlichen Rückgrat des roten Sieges. Weiter vorne machen vor allem Eisenbahner Sokolowski und der junge Mischa Skatschko Dampf. Diesem hatte man erst kürzlich die Braut genommen, Sascha. Um daraus Schärpen für die Spieler zu nähen, hatte sie in der Textilfabrik ein paar Meter roten Satins entwendet und sich um den Bauch gewickelt. Sie wurde beim Schichtwechsel ertappt und noch im Fabrikhof erschossen.

Mir selber geht das Heldentum wahrscheinlich mehr als Borstschagowski ab, zumal ich weder Bolschewist noch Anthroposoph bin, also nicht an Wiedergeburt glaube. Ich hätte mir und meinen Kameraden gesagt: Auf den Rängen wissen doch sowieso alle, welches Faulspiel hier läuft. Die Einheimischen werden es uns wohl kaum krumm nehmen, wenn wir unseren Frauen den Ernährer und dem Widerstand ein paar Maulwürfe retten. Also spricht nichts dagegen, wenn Dugin am Ende notfalls einen strammen Fernschuß oder einen Elfmeter durchgehen läßt, damit uns die Faschisten – vielleicht – verschonen ... Hasenfuß Sedoi versuchte es übrigens. Er zitterte um sein Leben. Folglich nahm er den Ball im Getümmel vorm eigenen Tor sogar mit der Hand auf, wodurch er den Deutschen zu einem Strafstoßtor verhalf. Aber bald darauf schlug Rjasanzew zu. Ihm

gelang »ein gewaltiger Schuß aus etwa zwanzig Meter Entfernung, ein Schuß in die Torecke, knapp unter die Latte.« Dagegen waren selbst die Bakterien in seiner ausgepumpten Lunge machtlos.

∞ Verfaßt 2022

\* Werner Skrentny, <https://www.tagesspiegel.de/sport/toedliches-spiel/269270.html>, 8. November 2001

Um verkrüppelte Menschen zu bedauern, muß man nicht unbedingt den Göttinger Professor Lichtenberg kennen. **Randolph Bourne** tut's auch. Ich fürchte allerdings, Sie haben noch nie von dem ähnlich kleinwüchsigen linken US-Essayisten (1886–1918) gehört. Er hatte wegen Wirbelsäulen-Tuberkulose von Kind auf unter einem entstellten Gesicht und einem Buckel zu leiden. Er maß lediglich fünf Fuß, um 1 Meter 50. Auch sonst war seine Kindheit kein Deckchensticken.\* Der Vater verarmte und tauchte unter. Der verkrüppelte Sprößling konnte jedoch Klavier erlernen und nutzte dies zum Broterwerb. Max Eastman, der Redakteur der *Masses*, schrieb sogar, Bournes Pianovortrag habe einem Tränen sowohl der Freude wie des Mitleids in die Augen getrieben.\*\*

Schon während eines Studiums an der Columbia-Universität in NYC schrieb Bourne für mehr oder weniger linke Blätter. 1913/14 unternahm er eine Europareise. Er brach sie ab – wegen Kriegsausbruch. Präsident Wilsons Friedens-Tiraden empfand er als Heuchelei. Bourne vertrat kosmopolitische und antimilitaristische Standpunkte, wies auf die Symbiose von Aufrüstung und Staat hin und warnte folgerichtig auch vor dem Kriegseintritt (1917) der USA. Was Wunder, wenn er selbst von liberalen und linken Blättern zunehmend geschnitten wurde. Kaum hatte er das Kriegsende begrüßt, raffte ihn, 32 Jahre jung, angeblich die gewaltige Welle der sogenannten Spanischen Grippe dahin. Ich kann es kaum überprüfen.

In der Belletristik schätzte Bourne die Romane Sinclairs und Dreisers. Sein Aufsatz über Freundschaft von 1912 liest sich gut\*\*\*, doch die wahrscheinlichen Erschwernisse des Krüppels lassen sich hinter diesem wohlgesetzten Lobpreis der Freundschaft nur schwer vermuten, von Liebschaft ganz zu schweigen. Davon erfährt man in allen Internet-Quellen buchstäblich nichts. Möglicherweise würde man in einer Biografie fündig, die Bruce Clayton 1984 unter dem Titel *Forgotten Prophet: The Life of Randolph Bourne* veröffentlichte.

Da sich die Mär von der Friedensbringerin USA nach wie vor peinlich gut hält, will ich mir noch einen knappen historischen Abriß gestatten. In Wahrheit war die USA von

Gründung an (um 1780) eine rücksichtslos ausbeuterisch und eroberungswillig gestimmte Nation. Das bekamen die Briten und Franzosen, dann vor allem die IndianerInnen und die schwarzen Sklaven zu spüren. 1845 stand das US-Militär bereits vor Mexiko; es ging um Texas, das von den Vereinigten Staaten einkassiert worden war. Im Ergebnis schoben diese ihr Territorium bis zur Pazifikküste vor. Befördert von »innerer Festigung«, wozu es (um 1860) eines blutigen Bürgerkrieges bedurfte, streckten sie dann ihre Finger auch gen Alaska, über den Pazifik und in die Karibik aus (Hawai, Kuba). Spanisch-Amerikanischer (1898) und Philippinisch-Amerikanischer Krieg (Sieg 1902) brachten der USA eine Vormachtstellung in der Karibik und geradezu ein deftiges Kolonialreich im Pazifik ein. Hunderttausende an Leichen, dazu an Vertriebenen und Gedemütigten pflasterten ihren Weg. Die einzige Rücksichtnahme, die sie für geboten hielt, war die Zurhilfenahme höflicher Kriegsvorwände (Februar 1898 Explosion der *USS Maine* vor Havanna) und abgründiger Scheinheiligkeit. Laut *Brockhaus* (Band 23 von 1994, S. 176–79) verkündete die sogenannte »Monroedoktrin« von 1823 »die Überzeugung von der 'offenbaren Bestimmung' der USA, ihr freiheitlich-demokratisches System über den ganzen nördlichen Kontinent auszudehnen«, und um 1900 strebte sie bereits »einen Platz unter den Weltmächten« an. Gott wollte es so. Aber es war keine himmlisch-irdische Vetternwirtschaft, keine Begünstigung des Lieblingskindes Gottes; es geschah der Ausbreitung der Demokratie zuliebe. 1902 marschierte die USA in Venezuela ein, 1904 riß sie sich die Kanalzone in Panama unter den Nagel. »Zahlreiche Interventionen in Lateinamerika« folgten.

Im Lichte dieser Linie, Agitprop-Muster eingeschlossen, muß man auch den Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg sehen, vor dem nicht nur Bourne warnte. Dieser Schritt konnte 1917 erst nach Überwindung großer Widerstände in der eigenen Bevölkerung erfolgen. Präsident Woodrow Wilson gab ihn selbstverständlich als »Kreuzzug für die Demokratie« aus. Seine PR-Leute stellten das kaiserliche Deutschland gerade so als preußisches Untier hin, wie man später – und bekanntlich bis zur Stunde – den roten russischen Bären an die Wand malte. Aber selbst *Brockhaus* räumt ein, daß dahinter nicht nur »missionarisches Denken mit universalem Anspruch« stand. Vielmehr sei es auch um enorme Rüstungslieferungen an die Alliierten und die Absicherung der dafür von der USA gewährten Kredite sowie um die Einsicht gegangen, ohne Kriegsteilnahme käme die USA bei einer günstigen Gestaltung der weltweiten »Friedensordnung«, also beim Wettlauf der imperialistischen Mächte, entschieden zu kurz. Damit kam auch noch die Gesundung verschiedener US-Konzerne an der Ausrüstung der eigenen, in Übersee kämpfenden Truppen hinzu. Das ganze Moralin-Gesäusel der gewinnsüchtigen und machthungrigen

KriegstreiberInnen kann man getrost in die Schuhwischdosen ihrer Soldaten stecken, immer und überall. Ich erinnere nur an den Überfall auf Jugoslawien von 1999 und an die angebliche, mit riesigen Dollar-Beträgen geschmierte »Revolution« von 2014 in Kiew.

Selbstverständlich lief es im Zweiten Weltkrieg grundsätzlich ganz genauso. Wie Albert Norden darlegt und auch *belegt*\*\*\*\*, halfen die USA bereits in der Weimarer Zeit nach Kräften, das mißratene und böß gestolperte Deutschland wieder aufzurüsten – vor allem gegen jenen roten russischen Bären, der ein riesiges Reich bewohnte. Die Yankees sahen in den postmodernen Germanen stets den vorzüglichsten Rammbock gegen Moskau. Damals waren angelsächsische Konzerne genauso an der Mästung Francos wie an der Mästung Hitlers beteiligt. Selbst in den berüchtigten faschistisch geprägten Frankfurter Firmen *IG Farben* und *Metall AG* hatten sie beträchtlichen finanziellen und personellen Einfluß. Hitlers Raubzug gen Wien, Prag und Warschau ließen sie (heimlich) gern geschehen, diente es doch der Umklammerung und Erwürgung jenes verhaßten Bären. Erst als die Faschisten im Osten versagten und im Westen nicht weichen wollten, ging es diesen selber ans Fell. Im Juni 1944 landeten die Alliierten in der Normandie. Somit sind kriegsgeile Völker beziehungsweise Regierungen immer ein doppelt gutes Geschäft. Man pöppelt sie zunächst emsig für den Krieg auf, um ihnen dann, im Interesse des Friedens, umso wirkungsvoller in den Arm fallen zu können. Die Angelsachsen triumphieren über die faschistische Schweineherde! Ein fetter Happen und ein gewaltiger PR-Erfolg. Die eisernen Antikommunisten Adenauer und Schumacher gabs noch als Nachtisch dazu. Inzwischen arbeiten etliche HistorikerInnen fleißig daran, den gewaltigen Blutzoll der Sowjetunion als Glas Tomatensaft hinzustellen.

∞ Verfaßt um 2015

\* Jeff Riggensbach, »The Brilliance of Randolph Bourne«, 27. Mai 2011: <https://mises.org/library/brilliance-randolph-bourne>

\*\* John Simkin für *Spartacus Educational*, 1997: <https://spartacus-educational.com/USAbourne.htm>

\*\*\* <https://monadnock.net/bourne/friendship.html>

\*\*\*\* Albert Norden, *So werden Kriege gemacht!*, erweiterte, 4. Auflage Ostberlin 1968

Eingeweihte kennen **Walter Brandorff** (1943–96) als wichtigen österreichischen »Fantasy«-Autor, Hauptfach Horror. Die Webseite seines Verlages preist »ein Werk voller Gräßlichkeiten und Boshaflichkeiten, schnörkelloser Humor vom Feinsten«. Trifft das zu, hatte Brandorff natürlich völlig recht, wenn er sich weigerte, im Bett zu sterben. Er

verbrannte vor rund 25 Jahren in der Nähe seines Wohnhauses in einem Hubschrauber. Das war sein letztes Gruselstück.

Robert N. Bloch zufolge\* liegt das Haus abgeschieden an einem Hang bei Wolfsberg in Kärnten – der kleinen Stadt, in der Brandorff, Sohn eines Vermessungsingenieurs, auch aufwuchs. Seine Mutter war wenige Tage nach der Geburt gestorben. Der Halbweise besucht eine heimische, zuchtvolle Klosterschule und studiert Jura. Zwar geht er nebenbei den unterschiedlichsten, möglicherweise eindrucksstarken Hilfsarbeiten nach, doch am Ende steht, teils in der Landeshauptstadt Klagenfurt, eine Bilderbuchkarriere des »Doktors« als Gerichts- und Finanzbeamter. 1980 hat er es bereits zum Leiter des Wolfsberger Finanzamtes gebracht. 1991 ernennt ihn der Bundespräsident zum *Wirklichen Hofrat*. In das alte, jedoch instandgesetzte Bauernhaus am Hang zieht Brandorff mit Frau und Sohn 1993. Zwischenzeitlich überwindet er eine lebensbedrohliche Krebserkrankung – nüchtern wie er war, hatte sich der (heimliche) Horror-Schriftsteller bereits von seinen Kollegen im Amt und der Welt überhaupt verabschiedet, aber er wurde geheilt. 1995 ließ er sich pensionieren. Allerdings war er noch, neben dem Schreiben, »im Vorstand einer Privatstiftung« tätig, so Blochs Bezeichnung. Den Aufgabenbereich der angeblichen Stiftung erfahren wir nicht. Jedenfalls seien öfter »Inspektionsflüge« angefallen, und so auch am 8. August 1996, als sich bei Wolfsberg, kurz nach dem Start, wegen Nebels der angedeutete Hubschrauberabsturz ereignet habe. Die Presse habe ausführlich über den spektakulären Unfall berichtet. »Man sieht Fotos der Verunglückten. Nur einer fehlt: Walter Brandorff. Noch im Tod bleibt er unnahbar.«

Soweit Bloch, soweit es den Unfall betrifft. Die Anzahl der Verunglückten nennt er nicht. Aber die Sache mit den Fotos stimmt. Jedenfalls trifft es auf die vielgelesene österreichische *Kronen Zeitung* zu, die mir freundlicherweise zwei Artikel geschickt hat, die am 9. und 10. August 1996 erschienen. Nach dieser Darstellung herrschte am Unglückstag im Bezirk Wolfsberg in der Tat dichter Nebel, überdies starker Regen. Um seine fünf Fahrgäste, eine Abordnung der in St. Andrä ansässigen Firma *Kostmann*, plangemäß ins östliche Ungarn zu befördern, riskierte der Pilot des Hubschraubers offenbar einen Blindflug, geriet dabei schon im engen Lavanttal zu tief, schlug unweit der Südautobahn, der Stadt Wolfsberg und deren großer Nachbargemeinde St. Andrä eine 100 Meter lange Schneise in den Wald und endete in einer »Flammenhölle«, wie das Blatt schreibt. Von den im ganzen sechs Insassen starben fünf, darunter der Pilot der Klagenfurter Firma *Goldeck-Flug*, die mit der Firma *Kostmann* verbandelt sei. Der Pilot habe als erfahren gegolten. Die Abordnung bestand aus Spitzenmanagern und Geschäftsfreunden des Bau-, Rohstoff- und Transportunternehmens *Kostmann*. Es

beschäftigte damals immerhin 180 Leute. Der mißglückte Flug nach Ungarn galt, laut *Kronen Zeitung*, einem »firmeneigenen Schotterwerk«. Ja, um Schotter scheint es in der Tat nicht unwesentlich zu gehen, werden doch die beiden Mitverstorbenen Hubert Wiesenbauer (67) und Dr. Walter Heinz Brandorff (53) ziemlich unmißverständlich als »Finanzberater« bezeichnet. Der einzige Überlebende, wenn auch schwerverletzt, war Ingenieur.

Ich lasse dahingestellt, wem oder welchen Beweggründen wir Blochs »objektiv« schonende Darstellung der Unglücksumstände zu verdanken haben. Immerhin scheint sie dem Wesen seines Gegenstandes zu entsprechen. Bloch zufolge muß der Finanzbeamte und Schriftsteller aller Welt gegenüber, Frau und Sohn eingeschlossen, ein wahres Buch mit sieben Siegeln gewesen sein. Seine Frau A., laut Bloch eine Malerin, versichere allerdings, sie habe sich an der Wortkargheit und Verschlossenheit ihres Mannes nie gestoßen. Sie nennt ihre Ehe mit Brandorff »glücklich«. Von seinem Schreiben weiß sie angeblich so gut wie nichts. Sogar Fotos sind kaum vorhanden – was Wunder, wenn selbst die *Kronen Zeitung* in dieser Hinsicht ins Leere griff ... Einmal sieht man Brandorff unscharf als Urlauber an einem Biertisch: mit Kinnbart, wohlgescheitelt, goldrandige Sonnenbrille, Zigarette rauchend – ein Spießbürger wie all die anderen Wolfsberger SpießbürgerInnen, deren Geheimnisse ihm freilich als Finanzamtsvorsteher bestens bekannt waren, wie sogar Bloch anmerkt. Darin liegt schon ein erheblicher Unterschied.

Bloch schätzt Brandorff als mißtrauischen Zeitgenossen ein, der sich selbst – und seine ihn bedrückenden bitteren Erfahrungen oder Alpträume – lieber in literarischem Gewande einer anonymen Leserschaft vorstellte, als sich handfester Nähe und Geselligkeit auszusetzen. Kommerzielle Interessen habe er dabei nicht verfolgt. Wahrscheinlich sei er noch nicht einmal auf »Publicity« und Nachruhm aus gewesen. Das würde ihn denn von Berufskollegen wie Stephen King unterscheiden, den Brandorff anscheinend schätzte. Aber in sonstiger moralischer Hinsicht dürften ihn keineswegs Welten von dem Großverdiener und Zyniker aus den USA getrennt haben. Oder von unseren Ministern, die ihre Entlassungsurkunden regelmäßig noch am selben Tage in die Stechuhren von Unternehmen der Privatwirtschaft stecken, mit denen sie sowieso schon seit Jahren zu tun hatten, in ihrem Öffentlichen Amt.

∞ Verfaßt um 2007

\* Robert N. Bloch, »Walter Brandorff – ein bitterer Erzähler des Grauens«, Beitrag im *ARCANA. Magazin für klassische und moderne Phantastik*, Nr. 1 (2002), Lindenstruth-Verlag, Gießen

## **Brandt, Willy**

Im Jenseits angekommen, durfte sich der junge Rebell rühmen, der erste zu sein. Man wußte natürlich gleich, worauf er anspielte: der erste von verschiedenen »gefallenen« Demonstranten der neuen und zukünftigen BRD. Eine Polizeikugel hatte ihn am 11. Mai 1952 in Essen bei Protesten gegen die westdeutsche Wiederbewaffnung getroffen – tödlich. Da war der aus München angereiste Eisenbahnarbeiter **Philipp Müller** (1931–52) erst 21 gewesen. Obwohl die Stadt im Verein mit dem Landesinnenministerium die Proteste unter fadenscheinigen Begründungen gleichsam in letzter Minute verboten hatte und dadurch die Anreisewilligen verwirrte und einschüchterte, waren es wahrscheinlich immer noch rund 30.000 Antimilitaristen, die die Kruppstahl-Metropole »unsicher« machten. Diese Zahl nannte sogar der Staatsanwalt.

In Wahrheit ging die »Unsicherheit« jede Wette von den Ordnungskräften aus. Bonn und Düsseldorf wünschten Krawalle, zwecks Verleumdung der antimilitaristischen Bewegung, und boten deshalb Polizei in furchterregenden Mengen, vermutlich auch schon die bis heute beliebten Lockspitzel auf. Nach der gründlichen Darlegung eines linken Journalisten\*, der damals vor Ort war, flogen zwar Steine, doch bei sämtlichen 283 festgenommenen Demonstranten wurde nicht eine Pistole gefunden. Vielmehr sei das Feuer nach einem entsprechenden Befehl des Kölner Kommissars Knobloch von der Polizei eröffnet worden. Dabei erwischte es zufällig Müller – ob von vorn oder hinten, ist so umstritten und ungeklärt wie die Frage, ob er bei seinem rohen Abtransport womöglich noch lebte. Drei andere Demonstranten, aus Kassel, Münster und Pinneberg angereist, wurden überdies durch Polizeikugeln verletzt. Nach der amtlichen Version hatten jedoch die Demonstranten zuerst geschossen. Als diese Lüge nicht mehr zu halten war, erläuterte der Düsseldorfer Ministerpräsident und Parteifreund Adenauers Karl Arnold sinngemäß, der Andrang der Menge sei derart gewalttätig gewesen, daß er allein durch Schlagstockgebrauch nicht hätte gebrochen werden können. Entsprechend billigte das Landgericht Dortmund den Polizisten im Oktober 1952 Notwehr zu. Auch dies wurde von etlichen Augenzeugen widerlegt, die zum Teil ihrerseits von der Polizei verprügelt worden waren, um ihre Aussagefreudigkeit zu dämpfen. Statt also auch nur einen Uniformierten zu belangen, wurden gegen 11 Jugendliche wegen Aufruhrs und Landesfriedensbruch zusammen genommen 76 Monate Knast verhängt.

Wie sich versteht, ereiferten sich die herrschenden Kreise über die Umtriebe einer *SED/FDJ*-gesteuerten »kleinen radikalen Minderheit«. Die systemfeindlichen Kräfte



hätten auch keine Bedenken, Jugendliche »mit Schußwaffen auszurüsten«, wie die vielgelesene Tageszeitung *Die Welt*, laut Nelhiebel, gleich am 12. Mai gezeigert hatte. In Wahrheit waren Kriegsmüdigkeit und Antimilitarismus damals noch weit verbreitet. Obwohl Bonn im April 1951 das Verbot einer unter Führung von Pastor Martin Niemöller geforderten Volksabstimmung zur Wiederbewaffnung verfügt hatte, sprachen sich bis zum März des Folgejahrs mehr als neun Millionen BRD-Bürger gegen die Remilitarisierung aus.\*\* In dieser Hinsicht waren es schöne Zeiten. Keine 50 Jahre später flogen »rotgrün« lackierte Bomber selbst unter dem Beifall zahlreicher »linker« Prominenz gegen Belgrad.

Nach dem ermordeten Philipp Müller (dessen frischangehende Frau Ortrud, geborene Voß, nebst einem Säugling in Ostberlin lebte) waren in der DDR zahlreiche Straßen oder Einrichtungen unterschiedlichster Art benannt worden. Auch in Halle gab es eine Philipp-Müller-Straße – allerdings nur bis 2012. Seitdem heißt sie **Willy-Brandt-Straße**. Der Unterschied zwischen hochherzigem und schäbigem Siegerverhalten war der Stadtratsmehrheit von Halle vielleicht nicht bekannt. Oder wollte man hier eine »klammheimliche« Verbindung nicht nur zu Brandts sogenanntem *Radikalenerlaß*, sondern auch zum Ende Benno Ohnesorgs herstellen? Damals, 1967, war Brandt in Bonn Außenminister und Vizekanzler gewesen. Sein Radikalenerlaß führte übrigens zu großangelegter Schnüffelei im Öffentlichen Dienst und mindestens 2.000 Berufsverboten – selbstverständlich ganz überwiegend gegen Linke ausgesprochen. Den Vietnamkrieg duldete Brandt. Gleichwohl werden gewisse Internet-Portale nicht müde, Brandts Status als sozialdemokratischer Säulenheiliger besonders mit der Behauptung zu verteidigen, er habe großartige »Entspannungspolitik« betrieben. Die kann dem *Weißten Haus* kaum verhaßt gewesen sein, heißt es doch in Tim Weiners umfangreicher CIA-Geschichte von 2007, die Yankees hätten während des ganzen Kalten Krieges »heimlich« [antikommunistisch gestimmte] Politiker in Westeuropa geschmiert – darunter »der deutsche Bundeskanzler Willy Brandt« ...

∞ Verfaßt 2018

\* Kurt Nelhiebel, »Anatomie eines Lügenkomplotts / Über die Erschießung von Philipp Müller – fünfzehn Jahre vor Benno Ohnesorg«, in: Conrad Taler, *Gegen den Wind, Geschichten und Texte zum Zeitgeschehen 1927–2017*, Köln 2017: [https://web.archive.org/web/20181225125933/https://www.kurt-nelhiebel.de/images/downloads/K\\_Nelhiebel\\_Lgenkomplott.pdf](https://web.archive.org/web/20181225125933/https://www.kurt-nelhiebel.de/images/downloads/K_Nelhiebel_Lgenkomplott.pdf)

\*\* Hubert Reichel, »Ein Schießbefehl aus Bonn«, *Ossietzky* 8/2002: <https://www.sopos.org/aufsaetze/3cd2de4556292/1.phtml.html>

Zum Schaffen des koreanisch-stämmigen Komponisten **Isang Yun** (1917–95), zuletzt Professor an der Westberliner Musikhochschule, teilt *Brockhaus* mit, er habe westliche avantgardistische Techniken mit chinesisch-koreanischen Traditionen verschmolzen. »Im Zentrum seiner Klangfarbenkompositionen steht das Ideal des fließenden Klangstroms, das er aus dem Geist des Taoismus verstanden wissen will. Dabei werden die Tonhöhen nicht wie in der westlichen Tradition als melodiebildende Intervalle, sondern als Teile eines in den Einzeltönen bereits angelegten Ganzen begriffen und in ständigen Wiederholungen akkordisch zum Hauptklang entfaltet.« Das klingt in meinen Ohren nicht unbedingt danach, Yun habe sich gottseidank dem zeitgemäßen groben Unfug der melodie- und gestaltfeindlichen »Neuen Musik« entzogen – aber ich will diesen künstlerischen Gesichtspunkt vernachlässigen. *Brockhaus* ist nämlich kritisch und mutig genug, eine politische Katastrophe zu erwähnen, die um 1967, also eher am Beginn seiner Laufbahn, über Yun hereinbrach. Das Lexikon verzichtet lediglich auf Nennung jener führenden westdeutschen PolitikerInnen, die die Katastrophe zumindest duldeten, wenn nicht sogar förderten. In dieser Hinsicht nimmt jedoch der Rechtsanwalt Heinrich Hannover kein Blatt vor den Mund. Er war damals Interessenvertreter des verfolgten Komponisten und schilderte den Fall später ausgiebig in seinen Erinnerungen.\*

Es begann mit einem echten Geheimdienstcoup. 1967 wurden fast schlagartig 17 in Westdeutschland lebende Koreaner mit Arglist, Bedrohung und Gewalt aus ihren Wohnungen gelockt, darunter Yun. Er hatte in Paris und Westberlin studiert und bereits einen gewissen Namen. Dann wurden die Gekaperten, von Behörden unbehelligt, in verschiedene Flugzeuge und nach Seoul, Südkorea, verfrachtet. Es lag auf der Hand, ohne Zuarbeit des deutschen Geheimdienstes wäre dieser Coup unmöglich gewesen. In Seoul eingesperrt, warf man den Entführten kommunistische Umtriebe vor, darunter die anrühigen »Kontakte« nach Nordkorea oder wenigstens nach Ostberlin und also den beliebten »Landesverrat«, und quälte und folterte sie entsprechend. In der Tat erpreßte man so die üblichen »Geständnisse« von ihnen. Nebenbei war Yun schwer herzkrank und sah sich mehr als einmal dem Tode nahe. Überdies hatte man auch seine Gattin nach Seoul verschleppt, um die er nun zu bangen hatte.

1968/69 wurden gegen die mehr oder weniger demokratisch gesinnten Landsleute Prozesse inszeniert. Wie Hannover nachweist, taten die deutschen Behörden und Regierungsstellen unter der Hand alles, um wirkungsvolle Einsprüche und die Rückführung der Entführungsoffer zu verhindern. Letztlich war hier Sozialdemokrat **Willy Brandt** hauptverantwortlich, damals Bundesaußenminister. Hannover führt auch den Legationsrat Dr. Bassler aus dem Außenministerium und den damaligen Bundesanwalt

Kammerer namentlich an. Bonn war eben eine bedeutende antikommunistische Bastion der Westlichen Wertegemeinschaft im »Kalten Krieg« und konnte es sich nicht leisten, das Weiße Haus – oder auch nur den südkoreanischen Staatschef Park zu verärgern, dem der unselige Bundespräsident Lübke gerade das Bundesverdienstkreuz umgehängt hatte. Allerdings gab es damals breite Proteste gegen die Entführungen und die Bonner Vertuschungspolitik. Für Yun setzte sich auch jede Menge Prominenz aus dem Musikleben ein. Wahrscheinlich nur deshalb raffte sich Seoul im März 1969 zu »Begnadigungen« auf. Ursprünglich waren ein Todesurteil und lange Haftstrafen verhängt worden. Nun wurde auch Yun, nach 21 Monaten übelster Haft, aus dem Gefängnis entlassen. Man hatte natürlich alle zum »Stillschweigen« verpflichtet. Andernfalls hätten es Angehörige und Freunde auszubaden, wurde ihnen bedeutet. Yun kam erst nach Jahren einigen Schriftstellern gegenüber auf seinen Leidensweg zurück. Nebenbei kommt es schon fast einem Wunder gleich, wenn der geängstigte und geschundene herzkrankte Mann unter diesen Umständen noch fast 80 Jahre alt geworden ist.

Für Hannover steht außer Zweifel: Bonn hatte sich zahlreiche Demütigungen durch Seoul vor allem deshalb gefallen lassen, weil deutsche Stellen, die eigenen Leute also, an den Entführungen beteiligt gewesen waren. Es hatte Dreck am Stecken, es war erpreßbar. Deshalb keinen nachdrücklichen Rücküberstellungsantrag, deshalb keine Streichung von Entwicklungshilfe. Gleichwohl hätte eine Unabhängige Presse zumindest nach der Freilassung der Entführungsoffer auf einige TäterInnen und Hintermänner des Verbrechens weisen müssen. Aber Pustekuchen. Das Bonner Justizministerium hatte alle wesentlichen Akten mit Geheimvermerk versehen – und die Unabhängige Presse hütete sich, auf Herausgabe zu pochen. »Inzwischen ist den Deutschen«, so Hannover abschließend im Jahr 2005, »der vorausseilende Gehorsam, der mit dem Wort *Staatsgeheimnis* eingefordert wird, mehr und mehr zur Gewohnheit geworden, so daß es kaum noch strafrechtlicher Sanktionen bedarf, um Schweigen über staatliches Unrecht zu erzwingen. So ist auch der Fall Isang Yun sang- und klanglos in Vergessenheit geraten.« Den Opfern des jüngsten Corona- und Kriegswahnes wird es nicht anders ergehen. Die *Ampel*-VerbrecherInnen gehen in Frührente und wienern emsig an ihren sauberen Biografien herum.

In jenem »funktionierenden Rechtsstaat«, der auch Hannover zeitlebens vorschwebte, hätte Willy Brandt einen fetten Prozeß und mindestens lebenslänglich Haft bekommen. Nebenbei hätte er sich als Kiesingers Nachfolger auf dem Kanzlerthron (1969) die nächste Ohrfeige eingefangen. Statt dessen jedoch erzählen *Wikipedia* und Albrecht Müllers *NachDenkSeiten* aller Welt, Brandt sei der bedeutenste und ehrenvollste SPD-

Politiker des 20. Jahrhunderts gewesen. Brandt war vor allem Karrierist, strammer Antikommunist und Knecht des Weißen Hauses. Bei Tim Weiner\*\* könnte Müller auf Seite 400 lesen: »Den ganzen Kalten Krieg über hatte die Agency heimlich Politiker in Westeuropa mit finanziellen Zuwendungen unterstützt. Auf der Liste fanden sich der deutsche Bundeskanzler Willy Brandt, der französische Premierminister Guy Mollet und jeder italienische Christdemokrat, der aus einer Landeswahl siegreich hervorgegangen war.« Hätte sich Kenner Weiner diese Vorwürfe aus den Fingern gezogen, hätte der SPD-Parteivorstand den S.-Fischer-Verlag schon längst auf Richtigstellung und Entschädigung verklagt. Geld können diese feinen Genossen immer gut gebrauchen.

∞ Verfaßt um 2022

\* Heinrich Hannover, *Die Republik vor Gericht*, 1998/99, einbändige TB-Ausgabe Berlin 2005, S. 188–213

\*\* Tim Weiner, *CIA*, New York 2007, deutsche Ausgabe bei S. Fischer Ffm 2008, S. 400 + 779/80

(Anmerkungen). Hier noch ein jüngerer Kandidat zum Verklagen: Sebastian Sigler,

<https://www.theeuropean.de/gesellschaft-kultur/so-wurde-willy-brandt-von-us-diensten-bezahlt>, 23.

September 2016.

**Bratt, Alfred** (1891–1918), Berliner Theatermann und Erzähler. Das vielberedete und vielgeforderte *Bedingungslose Grundeinkommen* wurde 1916 von Bratt eingeführt. Es bewährte sich allerdings nicht so richtig. Es endete in blutigem Aufruhr und im Wiederaufblühen der bekannten kapitalistischen, wölfischen Weltwirtschaft.

Damit möchte ich nicht den Eindruck erwecken, mit seinem »utopischen« Roman *Die Welt ohne Hunger*, erschienen 1916, sei Bratt ein überragender Wurf gelungen. Er hat seine Schwächen. Vor allem ergeht er sich, besonders im ersten Teil, in etlichen Längen, weil Bratt das Poetisieren, In-Rätseln-sprechen, Mystifizieren liebt. Die Knappheit hat Bratt nicht erfunden. Die Indirekte Rede auch nicht, sonst wären uns manche Konjunktionen der Sorte *daß* erspart geblieben. Aber in dramaturgischer Hinsicht hat er gleichwohl einiges drauf; man wird das Buch nicht aus der Hand legen, bevor man nicht erfahren hat, wie die Angelegenheit endet. Ich habe es bereits angedeutet. Und sie hat Witz, obwohl der Autor nie scherzt. Man könnte auch am Ende noch nicht beschwören, es habe sich entweder um einen Beitrag zur Theorie des Klassenkampfes und des Totalitarismus (heute »Globalisierung« oder »Großer Neustart« genannt) oder aber um eine Schnulzen- und Schauerparodie gehandelt – etwa auf *Dr. Mabuse*, der 1916 noch gar nicht geschrieben war.

Bratts Held heißt Bell. Der Chemiker und »Weltbeglückter« (S. 86, 107, 158)\* glaubt eine in die Form eines kleinen Würfels preßbare, nahrhafte Substanz gefunden zu haben, die den Planeten schlagartig vom Hunger und von der Spaltung in Arm und Reich befreien würde – sofern es ihm nur gelänge, die erforderlichen Geldgeber für eine großangelegte Produktion dieser Art *Maggi*-Würfel zu gewinnen. Man tut ihn jedoch als Phantasten ab. Erst in London – das er von Dover aus per blitzender Einschienenbahn erreicht – gerät er an einen geheimnisvollen, häßlichen Sonderling, der die rechtlosen und verelendeten Vorstadtmassen, denen es schließlich auch zugute kommen soll, für das »Präparat« zu erwecken verspricht. Doch Bell fühlt sich bald mißbraucht. Er überwirft sich mit Schebekoff, sorgt bei seiner Flucht per Flugzeug für den Tod einer niedlichen, blonden Tochter des Fleischtrustbosses Graham, an die er sowieso nicht herangekommen wäre – und landet im *Weißes Haus*, Washington. Und der Präsident erkennt das gewaltige, stimmenfördernde Kaliber von Bells Projekt. Er setzt den Erfinder als Chef des neuen Bundesernährungsprogrammes ein und läßt damit die Produktion anrollen. Binnen weniger Wochen ist Bell weltberühmt.

Interessanter-, für manche vielleicht auch ärgerlicherweise erfährt man auf den 380 Seiten nie, worin die Nahrhaftigkeit des Wunder-»Präparates« eigentlich bestehe. Selbst eine angebliche Erprobung seines Nährwertes durch unabhängige Fachleute täuscht Bratt (248) im Grunde nur vor. Aber dann behauptet er kurzerhand, es mache die arbeitslosen Yankees tatsächlich rundum satt – denn für die ist die Pille gedacht. Sogar die unzufriedenen Stahlarbeiter halten wegen ihr zunächst ihren Streik durch. Denn die Pille ist kostenlos. Sie ist Streikgeld in Natura. Ob sie vielleicht ungut schmeckt und dem Körper so manchen sinnvollen Betätigungsdrang sperrt, steht bei Bratt nicht zur Debatte. Hauptsache, umsonst. Was den Generalstreik und die ihm antwortende Aussperrung schließlich trotz des Wunder-Präparates durchkreuzt, sind die erwachenden Frauen der Arbeiter. Das hat mir gefallen, obwohl es in den betrüblichen alten Trott zurückführt – nur diesmal *ohne* den fingerhutgroßen braunen Wunderwürfel. Aber Volksgemeinschaft hat man ja so oder so.

Aufgrund seines frühen Todes war Bratt lediglich *ein* Roman vergönnt, doch der erwies sich in der Lotterie des hauptstädtischen Literaturbetriebes auf Anhieb als Haupttreffer. Laut einem jüngsten Neuaufleger erzielte *Die Welt ohne Hunger* »rasch 11 Auflagen und wurde in 12 Sprachen übersetzt«. Zwei Jahre nach dem Einschlag soll der 27jährige Romancier einer schweren Lungenentzündung erlegen sein. Das mag zur gesunden Auflage gerade noch beigetragen haben. Gleichwohl liegt das größte Rätsel in diesem Fall nicht in dem Roman, vielmehr in seiner verblüffenden Wirkungsgeschichte.

Man bedenke, es war mitten im Krieg. Da hungerten die Leute wohl kaum nach Utopien, die bei strenger Prüfung wie ein Küchentisch mit vier unterschiedlich langen Beinen wackeln. Andererseits genoß Verleger Erich Reiß einen hohen Ruf – und das, die Reiß'sche Gunst, war vielleicht schon die halbe Miete für den schrägen, streckenweise ausufernden Suppenwürfelroman. Oder sollte Reiß, zum Beispiel, in Bratt einen günstigen Schwiegersohn gewittert haben, wenn Bell schon nicht Vivian Graham kriegte? Nach den bedauerlich dünnen biografischen Notizen des Internets stammte Bratt aus Wiener Juristemhause, faßte um 1910 in Berliner linken Literatenkreisen Fuß, verdiente seine Brötchen als Schauspieler, Dramaturg und just Verlagslektor im Reiß-Verlag und verfaßte und veröffentlichte seit 1912 auch eigene Geschichten. Ihn selber scheint das Damoklesschwert der Kriegsteilnahme verschont zu haben – warum, wissen wir so wenig wie den Grund seiner Lungenentzündung beziehungsweise seines Sterbens daran. In diesem Fall ist eben vieles rätselhaft.

Vielleicht darf ich noch einmal kurz auf das *Bedingungslose Grundeinkommen* zurückkommen. Obwohl wir nicht wissen, was Bells Würfel eigentlich enthält und ob er auch irgendeinen Geschmack hat, scheint ihm doch eine gewisse Sinnlichkeit zu eignen. Man kann ihn anfassen, man kann ihn sogar essen! Versuchen Sie das zweite einmal mit Geldscheinen ... Aber was schallt mir neuerdings aus dem Magazin *Rubikon* entgegen? Es ist ein Hohn: da bemüht sich unsereins seit Jahren auf reichlich verlorenem Posten, die Notwendigkeit der Abschaffung des Geldes möglichst gut zu begründen und in Ehren zu halten – und jetzt werden wir, nicht ganz zu unrecht, vom Reformisten vom Dienst\*\* aufgefordert, die Abschaffung des Bargeldes zu verhindern! Ich soll das Bargeld retten! Der Mann denkt ersichtlich ausschließlich im Banne des »Kleineren Übels«; er trauert der Sinnlichkeit des Bargeldes nach, als hätte sich Marx nie über die Leere des Tauschwertes ausgelassen; er führt den würdelosen, peinlich defensiven Abwehrkampf, den alle Reformisten predigen. Sollten sie noch irgendetwas von der Aufklärung übriglassen, werden es am Ende die Impfpäpste mit ihren Robotern und ihren Milliarden telefonierenden Meßdienern oder Chorknaben wegfegen. Man sollte Alfred Bratt beglückwünschen: diesen Ekel muß er nicht mehr erleben.

∞ Verfaßt 2020

\* antiquarisch: Erich Reiß Verlag, Berlin, 7. Auflage 1916, hergestellt vom Hofbuchdrucker Julius Sittenfeld, Berlin W 8, sogar fadengeheftet

\*\* Hansjörg Stützle, <https://www.rubikon.news/artikel/das-unhygienische-bargeld>, 22. Oktober 2020

Laut *Brockhaus* trat **Erich Brautlacht** (1902–57) mit »Erzählprosa aus dem niederrheinischen Kleinstadtmilieu« hervor. In der Fußnote machen mehrere zur NS-Zeit veröffentlichte Werke hellhörig, aber das Lexikon bedeckt die entsprechenden Jahreszahlen mit Schweigen. Ein Antifaschist oder gar Kommunist kann der gelernte Jurist jedenfalls kaum gewesen sein. Leider überschreitet der Eintrag bei *Wikipedia* die zwei *Brockhaus*-Zeilen nur geringfügig. Jene Erzählprosa sei humorvoll, idyllisch gewesen. Aber jetzt kommt der Ernst des Lebens: Von 1934 bis 1953 sei Brautlacht Richter am Landgericht Kleve, anschließend, durch Beförderung, Direktor des Klever Amtsgerichtes gewesen. Diese Angaben stellen sich freilich bald als ungenau heraus. Nach Theodor Brauer\* war Brautlacht 1934 Amtsgerichtsrat\*\* in Kleve geworden, vorher dagegen, wohl ab 1929, als Assessor am Landgericht in Duisburg tätig gewesen. Bei *Wikipedia* fehlen Einzelbelege. Dafür führt der Eintrag auch ein paar Hörspiele an, die der Justizbeamte vor seinem Tod in der Sendereihe *Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück* des Hamburger Rundfunks unterbringen konnte. Warum oder woran er (in Kleve) als 55jähriger starb, wird weder im Internet noch in etlichen Presseveröffentlichungen verraten, die mir freundlicherweise das Klever Stadtarchiv schickte. Diese Abteilung bewahrt allerdings auch Sterbeurkunden auf. Danach sei Brautlacht im Klever St.-Antonius-Hospital einem Darmkrebs erlegen.

Die einstige Residenzstadt Kleve, nur einen Steinwurf von Holland entfernt, war schon im »Dritten Reich« Kreisstadt. Damals hatte sie um 20.000 EinwohnerInnen. Rund 1.000 davon bissen bei schweren Luftangriffen 1944/45 ins Gras. Dabei wurden ungefähr 80 Prozent der Stadt in Schutt und Asche gelegt, wie auch *Brockhaus* weiß (Band 12). Den Richter Brautlacht verschonten diese Luftangriffe offensichtlich. Brauer teilt jedoch mit, am 7. Oktober 1944 seien sowohl Brautlachts Wohnung wie der Amtssitz auf der Schwanenburg durch Bombenangriff zerstört worden. Nach dem Kriege habe der dichtende Richter seinen Posten als Amtsgerichtsrat wieder eingenommen. 1953 wurde er zum Direktor befördert, was er bis zu seinem Tod auch blieb. Die trutzige Schwanenburg war übrigens zusätzlich die Herberge des (übergeordneten) Landgerichts und eines Gefängnis‘ gewesen. Neben verschiedenen Möbeln habe Brautlacht außerdem einen nach Leipzig ausgelagerten, anscheinend beträchtlichen Teil des Verlagsvorrates seiner Bücher durch Bomben verloren, wie Ludger Distelkamp 1982 in der *Rheinischen Post* (Düsseldorf) verrät. Die Quellen erwähnen eine Tochter und einen Sohn des Ehepaars Brautlacht. Vermutlich überlebten sie jenen Krieg, für den »Innere Emigranten« wie Erich Brautlacht

nichts konnten. Nach Brauer übergab Dr. Jürgen Brautlacht den Nachlaß seines Vaters 1996 dem Klever Stadtarchiv.

Wo hat der Vater selber eigentlich in den Kriegsjahren gesteckt? Mit der Ausnahme Brauer wird das in allen Quellen sorglos oder taktvoll ausgespart. Brauer formuliert kongenial humorig, später sei der dichtende Richter »zu ‚vaterländischen Ehren‘ in den Hitlerkrieg« einberufen und dadurch aus seinem Schaffen gerissen worden. Das ist reichlich verwaschen, aber besser als gar nichts. Brautlacht kann Etappenschreiber oder Frontkämpfer gewesen sein. Wie er mit solchen Rollen umging, sollen wir nicht erfahren. In der *NRZ* nennt ihn seine Gattin Claire (1967) einen Träumer und Freund des Wanderns. Ausgiebigem Familienleben habe er das Schreiben vorgezogen. Mehrere Quellen bescheinigen ihm eine Vorliebe für Sonderlinge, Käuze. Alle betonen seinen Humor, seine Güte, seine christliche Frömmigkeit. Als Richter auf der alten Schwanenburg erwerbstätig, habe er sich lediglich als »Pfortner der Gerechtigkeit« begriffen, las ich irgendwo. Nach Heinz Köster (*KKL* 1982) scheinen System- und Klassenfragen selbst in Brautlachts justiziell geprägter Anekdoten- und Novellensammlung *Der Spiegel der Gerechtigkeit*, erschienen 1942, keine Rolle zu spielen. Aber was sage ich da »selbst«! Wenn doch, hätte es ihm schließlich leicht den Kopf gekostet. Ich fürchte, in seiner Stellung *mußte* er verharmlosen. Diese Stellung war so harmlos nicht. Bei Verbrechen oder Vergehen dürfen die einzeln urteilenden Amtsrichter (oder deren Schöffengericht) immerhin bis vier Jahre Gefängnis verhängen. Erst die Mord- und Totschlagsachen scheinen in der Regel ans Landgericht zu gehen. Und was »Verbrechen oder Vergehen« *sind*, entscheidet die sogenannte Gesetzgebung und Rechtsprechung des jeweiligen Systems. Hier und dort kann es zum Beispiel schon ein Verbrechen sein, den Arm mit der flachen Hand nicht zu strecken oder die Virenschutzmaske in der Arschkuppe verschmutzen zu lassen.

2000 gibt Martin Hollender\*\*\* den Dichter Brautlacht als »bodenständigen, glaubwürdigen und integren Menschen« aus, »der es inmitten seiner Heimmattreue verstand, Kitsch und völkischem Pathos zu widerstehen«. Den Richter Brautlacht erwähnt er zwar, hütet sich jedoch, ihn zu beurteilen. Der hohe Posten verschaffte ihm »literarische Muße«. Schließlich habe er Brautlacht die Existenz gesichert und ihn vom »Erfolgszwang des freiberuflichen Dichters« entbunden. Jeder Weltanschauung habe er entsagt. Seine Werke verkörpern »eine unpolitische Welt fernab des Dritten Reichs«.

Ein Nachrufer der Zeitschrift *Der Niederrhein* rühmt Brautlacht (in Heft 1/2 1958) zunächst wie üblich als »tief religiöse Natur«, gütig, humorvoll ... Dann schlüpft Erich Bockemühl jedoch eine etwas befremdliche, unter Umständen sogar Gänsehaut erzeugende Erinnerung heraus. Brautlacht »habe, wie er einmal sagte, kein Recht, sich



über den Verirrten und Verbrecher zu erheben, aber die Pflicht, ihn aus der menschlichen Gesellschaft, in der er ein Schädling sei, möglichst zu entfernen.«

∞ Verfaßt 2024

\* Theodor Brauer, »Erich Brautlacht, Richter und Dichter am Niederrhein«, *Kalender für das Klever Land (KKL)* 2002, vor allem Werkverzeichnis

\*\* Früher führten Richter am Amtsgericht grundsätzlich die Bezeichnung »Amtsgerichtsrat« oder »Oberamtsrichter«. Ihr Chef darf sich noch heute »Direktor« nennen. Hat es auch Brautlacht (1953) zum Amtsgerichtsdirektor gebracht, wurde er also für seine Anpassungsfähigkeit nicht etwa bestraft, vielmehr belohnt. Sie wenden vielleicht ein: Was sollte er denn machen? Verhungern? Hätte er in der Tat »Pfortner« der Schwanenburg werden sollen? Wie hätte er dann die Promotion seines Sohnes finanziert?

\*\*\* Martin Hollender, »Niederrheinische Nettigkeiten«, *neues rheinland* Nr.7/2000, Seite 45

## Briefe

**Von der Post zum Posten** Wakiya, in der Schule der (weißen) »Geister« Byron genannt, lehnt am Stamm einer freistehenden Kiefer. Für feierliche Anlässe hat er bestimmte Plätze, darunter das Grab des alten Häuptlings. Es blickt von einer Bodenwelle herab auf das King'sche Anwesen, das freilich nur aus einer Blockhütte und dem ehemaligen Tipi des Alten besteht. Während die Präriegräser wie seit Jahrtausenden im Wind schaukeln, betastet Wakiya ehrfürchtig zwei Briefumschläge. Er hat tatsächlich Post bekommen! Cowboy Bob von der Nachbarranch hat sie ihm aus der Agentursiedlung mitgebracht. Die Briefe kommen von seinen Pflegeeltern. Queenie King schreibt aus der fernen Kunstakademie; Joe King dagegen meldet sich mit einem dünnen Brief aus dem Knast von New City. »Der dünne Brief war ihm wichtiger, daher wollte er ihn erst an zweiter Stelle lesen. Ein Indianer erledigt erst das Unwichtige, um sich dann dem Wichtigen ganz widmen zu können.«

DDR-Autorin Welskopf-Henrich hat ihre fünf Reservationsromane um Joe King, dem das Messer recht locker im Stiefelschaft saß, zwischen 1966 und 1980 veröffentlicht. Wie ließe sie ihren Indianerknaben heutzutage verfahren? Gut, er muß nicht unbedingt in der Blockhütte am Computer sitzen, er kann sein *Notebook* oder sein *Smartphone* mit hinauf zum Grab des alten Häuptlings nehmen. Nun ruft er also sein Email-Konto auf. Aha, seit gestern abend sind 17 neue Mails eingetroffen. Welche öffnet er zuerst? Betasten kann er sie alle 17 nicht. Aber wir lassen diese Sache, sie ist gar zu abwegig. Sie würde

bereits daran scheitern, daß Wakiya heutzutage für den Abstecher zum Grab des alten Häuptlings gar keine Zeit mehr hätte.

Über Jahrzehnte hinweg stellten Briefe auch für mich etwas Besonderes dar. Entsprechend *empfind* ich sie. Aber das ist vorbei. Es kommen keine Briefe mehr. Man könnte einwenden, was ich neuerdings täglich in meinem Email-Konto abriefe, das seien doch auch Briefe. Ja, dann könnte man auch Nacktschnecken als Nachtigallen ausgeben. Verkehr per Email ist schriftliches Telefonieren. Da das Medium sofortige Reaktion geradezu provoziert, ähneln diese Verlautbarungen Hustenstößen oder Schwallen aus Erbrochenem, die den Planeten wie die jeweilige Großwetterlage einhüllen. Emails sind nahezu gestaltlos und in der Tat blitzschnell austauschbar. Der Server könnte die Adressen verwechseln, es fiel nicht sonderlich auf. Sie wimmeln von Formeln, Gemeinplätzen und Rechtschreibfehlern. Sie werden überflogen, um im »Papierkorb« der Festplatte zu landen. Entsprechend erschreckend sind die Irrtümer und Mißverständnisse, die einem in Antworten zugemutet werden, sofern denn welche kommen. Emails züchten, was zu den vier oder fünf wesentlichen Zügen der Moderne zählt: Flüchtigkeit.

Von daher vermute ich stark, das einst so beliebte Herausgeben von Sammelbänden mit Korrespondenzen hat sich inzwischen erledigt. Wie wollten es zwei Buchdeckel bewerkstelligen, diesen so leicht manipulierbaren Müll zusammen zu halten, den einer Tag für Tag in seinen Computer hackt? Der herkömmliche Brief zwang mich und meine PartnerInnen durch zahlreiche unvermeidliche Erschwernisse zu wohlerwogenen knappen Sätzen und damit zum genauen Ausdruck. Von daher war er ungleich erkenntnisträchtiger als jedes Gespräch. Die altmodischen SchriftstellerInnen nutzten ihre Korrespondenz seit jeher als Sandkasten, Komposthaufen, Steinbruch. So begegnen uns etwa im Briefwechsel von Wilhelm Dilthey und Paul York von Wartenburg ständig Bausteine ihrer philosophischen Gedankengebäude. Alles habe abgewirtschaftet, seufzt Dilthey einmal 1892; ein Glaube sei nicht mehr da, nur noch eine »furchtbare nervöse Unruhe«. Und das vor 120 Jahren! Wie soll man da erst den heutigen Zustand nennen?

Er ist die Frucht eines seit vielen Jahrhunderten eingeübten quantitativen Denkens, das selbstverständlich nur in der allgemeinen Charakterlosigkeit enden kann. Auf zeitgenössisch heißt schreiben *posten* und Charakterlosigkeit *Flexibilität*. Selbst ein konservativer und disziplinierter Rebell wie ich ist nicht davor gefeit. Um 2010 machte ich vorübergehend bei *Wikipedia* mit, was mir die *CIA* wahrscheinlich noch heute hoch anrechnet. Warum sollte ich mir damals beim Verfassen oder Überarbeiten von *Wikipedia*-Artikeln uneingeschränkte Konzentration, Geduld und Sorgfalt abverlangen, wenn ich doch das in diesem Internet-Lexikon »Veröffentlichte« schon nach Sekunden

wieder ändern konnte? Und wenn es auch jeder andere jederzeit ändern konnte? Man sieht, das einzige Feste im Zeitalter des Computers ist die Festplatte – die lediglich als Durchgangslager für Eintagsfliegen zu dienen hat. Entsprechend setzen die Gestalter der Webseiten alles daran, die BesucherInnen restlos daran zu hindern, den dort gebotenen Text aufzunehmen, wie ich schon hier und dort verfluchte: durch blasse Schriftbilder, unlesbare Schriftarten, Kraut&Rüben-Layout, Laufschriften, jäh ins Bild platzende Schilder mit x Aufforderungen, routierende Fotostrecken, Trommelfeuer aus Videoclips und so weiter und so fort. Man lebt im Irrenhaus.

Die Gediegenheit des klassischen Briefwechsels verdankte sich also der verhältnismäßig hohen, wohltuenden Unumstößlichkeit der darin aufscheinenden Positionen und Charakterzüge. Dabei konnte es allerdings ungemütlich werden, wenn einer die Briefe, die er empfing oder selbst versandte, für bare Münze nahm, pflegten sie doch aufgrund ihrer guten Formulierung nicht selten eine Höhe zu erreichen, von der man gar zu leicht abzustürzen drohte. Hier lauerten Enttäuschung und Beschämung. Das Phänomen ist auch von zahlreichen Bücherschreibern her bekannt. Sie bilden sich ein, sie wären so gut wie ihre Texte. Tatsächlich hinken sie diesen natürlich hinterher wie Esel Adlern. Lassen sie sich trotzdem auf die Dichterlesung zum Anfassen ein, können sie nur verlieren; man möchte ihnen am liebsten eine Schlafmütze über die Löffel ziehen. Solche Ernüchterung blieb womöglich selbst Briefwechslern wie Goethe und Schiller oder Georges Simenon und Federico Fellini nicht erspart, wenn sie sich gelegentlich leibhaftig trafen. Vermutlich vermieden sie es soweit es ging. In der Tat gab es immer Menschen, die gerade deshalb zum Briefverkehr griffen, um sich die betreffenden PartnerInnen vom Leibe zu halten. Sie waren vielleicht von Natur aus schüchtern oder die geborenen EigenbrötlerInnen und von daher gar nicht an einer Begegnung interessiert.

Wer solche Abstürze nicht zu befürchten hatte, sah freilich im Brief die gleiche Chance, die uns die Literatur gewährt: uns aus dem Sumpf des Gewöhnlichen und Unzulänglichen mehr oder weniger emporzuziehen. Der Brief *erzog*. Meistens diente er ohnehin der Klärung und Selbstvergewisserung. Er zwang mich zu einer präzisen Mitteilung dessen, was ich will oder bin. Ein kritischer Kopf – war es Karl Kraus? – soll allerdings einmal bemerkt haben, gute Briefe zeichneten sich dadurch aus, daß aus ihnen vor allem etwas über ihre EmpfängerInnen hervorgehe. Vielleicht hatten ihn gerade Rilkes um 1920 verfaßte, selten gespreizte *Briefe an eine junge Frau* erbost. Im Vergleich dazu bot uns Umstandskrämer Stefan Zweig mit seiner Erzählung *Brief einer Unbekannten* (von 1922) geradezu eine Labsal dar. Sie hat lediglich den Schönheitsfehler, die

»Unbekannte« zur Hündin des Briefempfängers zu machen – zufällig ein *Schriftsteller*, dem sie einmal eine Nacht versüßen durfte.

Der Brief an sich hat ebenfalls einen Schönheitsfehler, den ich nicht verheimlichen will: er hat keine Form. Selbst Essay und Roman sind reglementierter. Es ist wie bei gewissen Feuilletons. Es fehlt dieser »Form«, die keine ist, an Hürden, die den Autor daran hinderten, vom Hölzchen aufs Stöckchen zu kommen. Sie verführt zu Orgien der Abschweifung, des Ausweinens, der Beschimpfung. Ein Brief macht jeden Unfug mit. Wenn Sie da nicht standhaft sind! Jules Renard seufzte vor gut 100 Jahren (in seinem Tagebuch), mit all seinen nicht abgeschickten Briefen könne er ein ganzes Buch füllen. Aber er tat es eben nicht.

∞ Verfaßt 2012 / 2019

**Wenn die Post nachts käme** / und der Mond / schöbe die Kränkungen / unter die Tür: / Sie erschienen wie Engel / in ihren weißen Gewändern / und stünden still im Flur.

So Ilse Aichinger in ihrem Gedichtband *Verschenkter Rat* von 1978. Inzwischen sind 45 Jahre ins Land gegangen, und alles hat sich enorm verschärft. Heute finde ich keine Kränkungen in meinem Mailfach vor, vielmehr gähnende Leere. Die Leute antworten einfach nicht. Da ich als Nachforscher und Manuskriptanbieter vergleichsweise viele Mails herausschicke, erfahre ich auf diese Weise Tag für Tag, was ich eigentlich schon wußte: Die Welt befindet sich im Krieg. Das erste Opfer ist die Wahrheit, das zweite die Höflichkeit.

Dummerweise reißt diese Ignoranz stets ein Riesenfeld von Fragen, Unterstellungen, Verdächtigungen, ja Verwünschungen auf. Deshalb ist sie in anarchistisch gestimmten Kommunen völlig unüblich. Dort bekommt man immer eine Antwort. Das Echo meines Gegenübers, und sei es die ganze Gruppe, läßt mich nie im Ungewissen. Es schiebt jenen Mutmaßungen einen Riegel vor. Der Mißachter meiner Mail dagegen reißt den Riegel erfreut zurück, aufdaß ich in ein Schwarzes Loch falle. Zugegeben, manchmal merkt er sein Zurückreißen gar nicht, weil er viel zu beschäftigt damit ist, andere Mails zu lesen oder an seinem Buch über Kommunikationsstörungen weiter zu arbeiten. Nicht selten reißt er den Riegel aber auch mit Lust zurück – wie ich ihm gern unterstelle. Er will, daß auch ich mich gekränkt fühle, nicht nur Ilse Aichinger.

Bezahlte mir jemand die Zeit, die ich schon über den Grund des Schweigens bestimmter Leute gerätselt habe, hätte ich Ex-Gesundheitsminister Jens Spahn glatt die Dahlemer Villa abkaufen können, die ihm neuerdings so viele Anwürfe eintrug. Er hat sie gerade wieder verscherbelt, für 5,3 Millionen. Den Presseleuten erzählte er, zuletzt habe

man es sogar gewagt, ihm »ein Paket mit Fäkalien« ins gediegene Haus zu schicken. An seiner Stelle hätte ich das Paket einfach elektronisch an Lauterbach, Habeck, Baerbock und noch ein paar Ungesinnungsgenossen weitergeleitet. Jedenfalls versichern mir IT-Experten, die Möglichkeit, ein Roboter könnte meine Mail unterwegs mutwillig oder aus Versehen gefressen haben, sei äußerst unwahrscheinlich. Die Leute wollen einfach nicht.

Gewiß, ich übertreibe. Ein paar wollen durchaus, nur nicht gleich oder nicht so bald. Sie lassen also gern auf ihre Antwort warten. Das ist *ihre* Antwort auf die Raketengeschwindigkeit der Elektropost. Drei bis 13 Tage Wartezeit sind nicht selten. Wie sich versteht, verweisen diese Gutwilligen auf die Fluten an Post, die sie zu bewältigen hätten. Die Redaktion des eher randständigen Monatsblatts *Graswurzelrevolution* versicherte mir einmal, im Schnitt bekäme sie 100 Mails am Tag. Setzt man für die Bearbeitung einer Mail lediglich fünf Minuten an, kommt man bereits auf gut acht Stunden, die sich täglich ein Mitarbeiter allein den eingegangenen Mails zu widmen hat. Auch an diesem Fall ist das Schicksal der »Erleichterungen« ablesbar, die uns der technische Fortschritt serviert: Sie fordern notwendig zur Aufblähung heraus und enden als neue Lasten.

Einmal gönnte mir ein namhafter Germanist zwar eine Antwort, ließ jedoch zunächst sein starkes Befremden über *meine* Unhöflichkeit durchblicken, in der Anrede seinen Titel zu unterschlagen. Er war selbstverständlich Doktor und Professor. Ich hätte ihn aufklären können, in Deutschland zählten derartige Titel von Amts wegen nicht zum Namen, sie stellten lediglich akademische Grade dar. Aber was hätte das genutzt? Der Mann war offensichtlich so stark von seiner Bedeutung durchdrungen, daß selbst die Schwaden aus einem Fäkalienpaket an seinem Panzer aus Eitelkeit und Minderwertigkeitskomplexen unwirksam abgeglitten wären.

Zuweilen hatte ich freilich auch die Empfindung, den Ignoranten seien lediglich Geringfügigkeiten gegen den Strich gegangen, etwa eine etwas offenherzige, unvorteilhafte Bemerkung zu einer bestimmten Arbeit von ihnen, meine altmodische Rechtschreibung oder mein Versäumnis, in meinem Blog nicht mit einem mich abbildenden Foto zu glänzen. Alles, was heute noch nach Eigenwilligkeit und Randständigkeit riecht, hat ungleich weniger Chancen, bei Spahn & Genossen anzukommen, als ein Fäkalienpaket. Von allem, was ihnen nicht ähnlich ist, fühlen sie sich unglaublich leicht beleidigt, bilde ich mir ein zu beobachten. Das scheint sicherlich meiner Behauptung zu widersprechen, wir befänden uns im Krieg. Aber der Anschein trügt. Der postmoderne Krieg wird von Hasenfüßen und Charakterruinen veranstaltet. Da gibt es wenigstens nicht mehr viel zu zerstören.

Ich möchte sogar die unbescheidene Vermutung wagen, zuweilen zögen die Leute nur deshalb den Schwanz ein, weil sie instinktiv spüren, sie wären der Überzeugungskraft meiner Argumentation oder Sprachbehandlung nicht so richtig gewachsen. Bei einigen Freunden gelte ich als ausgezeichnete Briefeschreiber. Doch die Leute haben in manchen Fällen auch Artikel von mir gelesen oder in meinem Blog geblättert, damit sie nicht auf den falschen Köder anbeißen. Und siehe da, sie sehen zum Beispiel: der Mann hat etwas gegen Autos, Nobelpreise, Hunde und so weiter. So einem werden wir doch nicht unter die Arme greifen! Wahrscheinlich hätte mir Adalbert Stifter auch nicht geantwortet, obwohl es zu seiner Zeit noch gar keine Autos und Nobelpreise gab. Sein Hätschelhund hieß *Putzi*.

∞ Verfaßt 2023

Wem wäre die östlich von Madagaskar gelegene Insel **Mauritius** einschließlich der einst dort ausgegebenen »ersten englischen Kolonialpostwertzeichen«, die später astronomisch hohe Preise erzielten, nicht bekannt? Na also. Ich wende mich deshalb der ersten Freien Post dieses Planeten zu. Sie wurde um 1900 in der *Freien Republik Mollowina* gegründet. Da dieses Schwarzmeerländchen das Geld abgeschafft hat, pflegen die Leute dort, rund 40.000, auch keine Briefmarken zu kaufen. Es gibt dort weder Briefmarken noch überhaupt Gebühren. Das soll freilich nicht heißen, die dreimal wöchentlich von den berittenen Postkurieren des Hauptstädtchens Kusmu beförderten Botschaften der RepublikanerInnen wären bereits von den Briefumschlägen her stinklangweilig. Sie sind im Gegenteil oft auf die reizendste und verblüffendste Art bemalt oder bekritzelt. Die einzige offizielle Vorschrift, wenn man sie so nennen darf, besteht in der Ermahnung, Anschrift und Absender einigermaßen deutlich aufzubringen, damit die Postkuriere keine Lupe bemühen oder erst einen Ermittlungsausschuß gründen müssen. Kusmu liegt ungefähr in der Mitte des Ländchens. Bald nach dem Umsturz (Junker- und Türkenherrschaft!) wurde die Republik für die Zwecke der Benachrichtigung nach Art von Blütenstrahlen in 12 Posttouren eingeteilt, die von den Kurieren, ab Kusmu Marktplatz, ohne Hetze in höchstens einem Tagesritt zu bewältigen sind. Dann liefern sie ihre Gäule wieder im einzigen Gestüt der Republik ab, das unterhalb des Städtchens am Kusufer liegt. Ihre Entlohnung besteht aus den Eindrücken, die sie im Verlauf ihrer Tour in den Dörfern empfangen und ausgetauscht haben, darunter manche Scherze und lächelnde Gesichter. Die neu zu versendenden Botschaften bringen sie ebenfalls mit nach Hause. Sie werden im Postbüro am Marktplatz sortiert. Botschaften an den Republikrat, beispielsweise eine Bitte um ein paar Spannschlösser oder einen Rüffel für die Bildungsrätin Aneta Pillat, gehen in

der Regel sofort an das gegenüber liegende ehemalige Rathaus von Kusmu, in dem nun jener Republikrat sitzt. Auch die drei Bezirke des Hauptstädtchens werden als Dörfer bezeichnet und entsprechend verwaltet. Im ganzen teilen sich die RepublikanerInnen auf rund 50 Dörfer auf. Fundament eines jeden Dorfes und damit der gesamten Republik sind die sogenannten Grundorganisationen (GO's), meist zwischen 70 und 100 Köpfe stark, Kinder eingeschlossen. Wer es genauer wissen will, muß meinen Kurzroman *Zeit der Luchse* lesen.

∞ Verfaßt 2024

## **Buchstabengläubigkeit**

Die Überschrift eines *taz*-Artikels vom 8. September 1980 lautete **Ein neuerlicher Fall Unbefleckter Empfängnis**. Ich kann den Artikel getrost zusammenfassen, weil er mir damals ohnehin viel zu lang geraten war. Eine liebenswerte Bergmannstochter hatte sich zu spät von mir scheiden lassen. Allerdings nur knapp; es ging lediglich um 48 Stunden. Wegen eines unerwarteten vorzeitigen Fruchtblasensprungs fiel die unschuldige, winzige Sara, die C. mit ihrem neuen Lebensgefährten M. gemacht hatte, mit jenen 48 Stunden in einen Zeitraum von 302 Tagen, den das BGB hinter sämtliche rechtskräftige Scheidungsurteile geschaltet hat, um gescheiterte Ehemänner für möglichen verspäteten Nachwuchs haftbar machen zu können. Sara war, im November 1979, schon nach 300 Tagen ausgeschlüpft. Somit hatte ich Taugenichts, der sich nur mühsam am Hals seiner Gitarre über Wasser halten konnte, unversehens eine Tochter namens Sara mit allen üblichen Rechten und Pflichten.

Verständlicherweise lehnte ich alles ab. Und da C. und M. auf meiner Seite standen, sah ich der Ausfechtung dieses Falles zunächst recht gelassen entgegen. Sie hatten eidesstattlich erklärt, Sara gemeinsam am Ufer der Ruhr gezeugt zu haben; C.s Ehemaliger H., seit Jahren wohnhaft in Westberlin, sei nicht zugegen gewesen. Außerdem meinte ich noch ein unschlagbares As in Form zweier Bescheinigungen im Ärmel zu haben, die mir im Herbst 1977 – zwei Jahre vor Saras Geburt – von einem niederländischen und einem Kreuzberger Arzt ausgestellt worden waren. Danach war ich in Amsterdam fachkundig »sterilisiert« und nachgewiesenermaßen zeugungsunfähig gemacht worden. Der Nachweis, den ich mir in einer Toilette jenes Kreuzberger Arztes abzuringen hatte, brachte mir übrigens als Nebenprodukt ein flottes Liedchen ein. In meiner Einfalt hatte ich mir

weiter keine Gedanken darüber gemacht, auf welchem Wege sich wohl die Harmlosigkeit der nach wie vor in mir lauenden Samenflüssigkeit überprüfen lasse. Deshalb überrumpelten mich die weiblichen Sprechstundenhilfen nicht schlecht, als sie mir ein leeres Glas in die Hand drückten und auf die Klotür nickten. Bei den Kneipenhinterzimmerauftritten von *Trotz & Träume* sorgte mein Titel »Verdammtes Spermogramm« in der Regel für Heiterkeit.

Nur das Rudel aus Bochumer Gerichtskasseneintreibern und Richtern (beiderlei Geschlechts) zeigte sich von all dem über rund zwei Jahre hinweg nicht die Bohne beeindruckt. Sie setzten alles daran, mich trotz meiner Sterilität in Weißglut zu bringen. So hatte ich C. zuliebe zunächst das Sorgerecht an die Mutter abgetreten – prompt sollte ich auch noch Gebühren für diese Übertragung zahlen! An der grotesken Rechtslage rüttelte dieser Akt ohnehin nicht, wie mir bald dämmern sollte. Diesbezüglich beriefen sich meine WidersacherInnen selbstverständlich auf ihre Vorschriften, in diesem Fall die Paragraphen 1591–93 BGB. In einem Gerichtsbeschuß vom Sommer 1980 unterstrichen sie dabei die staatstragende Rolle der Buchstaben-, Fristen-, Zahlengläubigkeit: »Darauf, ob der Beteiligte zu 2.) [das war ich] tatsächlich der Erzeuger des Kindes sein kann, kommt es nicht an. Die kraft Gesetzes bestehende Vermutung seiner Vaterschaft kann nur durch ein im Rahmen eines Ehelichkeitsanfechtungsverfahrens ergehendes Feststellungsurteil beseitigt werden. Das gilt selbst dann, wenn sich alle Beteiligten über die Nichtehelichkeit des Kindes einig sind.«

Somit blieb mir nur der liebe Klageweg. Im Sommer 1982 sprach mich das Bochumer Amtsgericht von allen Verpflichtungen frei, weil ich wohl doch nicht für das Riesenbaby, das offenbar zwei Jahre lang in C.s Bauch eingekerkert gewesen war, verantwortlich gemacht werden konnte. Da Sara *die Beklagte* war und damals noch meinen Namen trug, kann ich mich heute immerhin damit brüsten, ich hätte schon einmal meine eigene Tochter vor Gericht gezerrt. Nach dem Urteilsspruch wurde sie standesamtlich umbenannt. Auch C. heißt seit Jahrzehnten nicht mehr R.

Jene zitierte Perle der Gerichtsprosa strahlt ja wohl unmißverständlich aus: falls es noch welchen hat, darf das Volk den gesunden Menschenverstand getrost in der Pfeife rauchen. Nur auf das Gesetz kommt es an. Folterknechte oder Soldaten dürfen auch sagen: auf den Befehl. Carl Zuckmayer erwähnt in seinen Erinnerungen, wie er sich bei Kriegsende 1918 als Leutnant mit der roten Armbinde des Arbeiter- und Soldatenrates in Begleitung seiner Mutter über Tage hinweg von ihrer Heimatstadt Mainz nach Bremen durchzuschlagen hat, wo Bruder Eduard schwer verwundet und bewegungsunfähig in einem Lazarett liegt. Dank ihrer Zähigkeit treiben sie sogar einen Arzt auf, der die



dringend erforderliche Operation durchführt. Eduard wird gerettet. Als Pointe erfahren wir jedoch, der Zug, der Eduard von Frankreich nach Deutschland brachte, habe bei seiner schneckenhaften und für Eduard qualvollen Fahrt Richtung Bremen auch in Mainz Aufenthalt gehabt. Vom Bahnhof zu Eduards Elternhaus wären es mit der Trage keine fünf Minuten gewesen. Doch so sehr er die Sanitäter auch anflehte – sie weigerten sich ihn auszuladen, weil dafür »keine Order« vorlag.

Ein Kriegsende später wiederum kamen Tausende von Faschisten aller Ränge ungeschoren davon, weil sie sich ganz im Sinne dieser Buchstabengläubigkeit auf ihre »Befehle« berufen konnten. Die Frage von Gut / Böse / Willensfreiheit / Gewissen hatte weniger Bedeutung als ein Komma. Wer diese beschämenden Vorgänge nicht kennen, glauben oder sie einfach nur vergessen haben sollte, kann sie beispielsweise in Büchern des Bochumer Hochschullehrers Norbert Frei nachlesen, der sie »moralisch unerträglich, geradezu infam« nennt. Diese Lektüreempfehlung gilt auch für das dortige Amtsgericht.

∞ Verfaßt um 2007

Die Bremer Schusterstochter **Lisbeth Kolomak** (1907–24) dürfte eher eine Unschuld vom Lande gewesen sein. Doch von einer vermeintlichen Freundin und Prostituierten eben derselben Berufsausübung bezichtigt (Hure), wird das Mädchen – »anscheinend ohne Benachrichtigung, geschweige denn Erlaubnis der Eltern« – Anfang März 1924 in eine entsprechende Krankenstation verschleppt und dort aufgrund der Polizeiarzt diagnose »Syphilis im fortgeschrittenen Stadium« mit dem neuen, noch kaum erprobten Medikament *Salvarsan* behandelt. Drei Monate später war die knapp 17jährige tot. Heute gilt es als wahrscheinlich, daß sie keineswegs an der Syphilis, vielmehr an der »Kur« gegen diese verendete. Man habe jedoch damals nichts unternommen, um die Todesumstände aufzuklären, heißt es in einem dicken Buch über den Fall.\* Die Sache kam ohnehin erst ans Tageslicht, als die empörte Schustersfrau, Elisabeth Kolomak, ein gefälschtes »Tagebuch« ihrer Tochter verfaßte und (1926) veröffentlichte, mit dem sie Lisbeth zu entlasten und die Behörden anzuklagen versuchte. Damit geriet der Fall zur berühmten Justizposse. Nun wird nämlich der Mutter (1927) ihrerseits der Prozeß gemacht – aber nicht etwa wegen Betrugs, vielmehr wegen »schwerer Kuppelei«, denn so sei es angezeigt worden. Im Ergebnis wird die Mutter zu acht Monaten Gefängnis verknackt. Es gibt Schlachten in der Presse, viel Gelächter und ein Berufungsverfahren. Dieses wird 1928 aufgrund eines drei Jahre alten Amnestiegesetzes eingestellt. Elisabeth Kolomak stirbt 1943 mit 57 Jahren.

In einem bissigen *Weltbühne*-Artikel\*\* hob Carl von Ossietzky im Prozeßjahr vor allem die brutale Buchstabengläubigkeit der Justiz, den Rachedurst der Sittenpolizei und die Weltfremdheit gewisser RichterInnen hervor, die sowohl vom beengten Leben damaliger Arbeitermädels wie von deren Bedürfnissen keinen blassen Schimmer hätten. »Ein religiöses Jahrhundert hätte diese Frau: Elisabeth Kolomak vielleicht als Hexe verbrannt. Aber um sie mit dem Kuppeleiparagraphen zu justifizieren, dazu war schon der moderne Rechtsstaat notwendig.« Nebenbei kostete diese Justiz- und Presseposse wieder ein Heidengeld – und das Leben einer 17jährigen, um es nicht zu vergessen.

∞ Verfaßt um 2018

\* Eva Schöck-Quinteros und Sigrid Dauks (Hrsg), »*Wußten Sie, daß Ihre Tochter Herrenverkehr hatte?*« / *Der Fall Kolomak in Bremen 1927*, Bremen 2010, bes. S. 223 + 239

\*\* »Maß für Maß in Bremen«, im Ossietzky-*Lesebuch* (Reinbek 1989) S. 211–14

## **Bückeburg (Fürstenhaus)**

Ein rund 90 Jahre altes »Mysterium der Luftfahrt« [siehe dort] kümmert heute so gut wie niemanden mehr. Mit allen übrigen Insassen war die weitgehend unbekannte »proletarische« Schriftstellerin und Filmemacherin **Marie Harder** (1898–1936) »unter bis heute ungeklärten Umständen« – so Ralf Husemann 2007 in der *Süddeutschen Zeitung* – einen Tag vor ihrem 38. Geburtstag auf mexikanischer Erde zerschellt und verbrannt. Meine Hauptquelle zu Harders Werdegang ist keineswegs Husemanns Buchbesprechung\*, vielmehr ein karger Lexikon-Artikel\*\*, der zwar keine Rätsel löst, aber besser als gar nichts ist. Danach war Harder, Tochter einer Dienstmagd und eines Arbeiters und zunächst in Hamburg Gefängnisfürsorgerin sowie gelegentlich Journalistin, ab 1929 Leiterin der Berliner Film- und Lichtbildstelle der *SPD*. Sie hatte sich besonders für den sowjetrussischen Film erwärmt und versuchte sich auch selber an vergleichbaren Werken. Ihr einziger (stummer) Spielfilm von 1930, *Lohnbuchhalter Kremke*, zeigt den Weg eines dünnlichen Kleinbürgers, der nach dem Verlust seiner Stelle in Verzweiflung gerät, bis er sich umbringt. Harder selber erging es möglicherweise nicht ganz unähnlich. Zunächst verlor sie 1931/32 ihre Kulturämter bei der *SPD* – angeblich wegen »finanzieller Verfehlungen«, möglicherweise nur ein Vorwand. 1935 konnte sie, unter dem Pseudonym »Käte Kestien«, noch immerhin einen Roman veröffentlichen. *Als die Männer im Graben lagen* (Frankfurt/Main, Societäts-Verlag) soll die Lage der Frauen im Ersten Weltkrieg

behandeln. Von Harders eigener Lage vorm Zweiten Weltkrieg erfährt man im Lexikon buchstäblich nichts. Man könnte nun mutmaßen, Harder habe sich im Frühjahr 1936 zur Emigration entschlossen, doch nach meiner zweiten, ungleich wichtigeren Hauptquelle aus der Feder des 1957 in Bilbao, Baskenland, geborenen und dort auch aufgewachsenen Rechtsanwaltes Alexander vom Hofe\*\*\* handelte es sich bei der verhängnisvollen Unternehmung, die für rund die Hälfte der Reisegesellschaft mit einem Flugzeugabsturz endete, eher um eine Vergnügungsreise.

Soweit ich sehe, ist Vom Hofe bislang der einzige Autor, der Aufschlußreiches über dieses Unglück eingeholt und veröffentlicht hat. Dabei lag ihm weniger Harders Wohl, vielmehr das seines Großvaters Heinrich Prinz zu Schaumburg-Lippe sowie sein eigenes am Herzen. Aber eins nach dem anderen. Nach Vom Hofe hatte die Hamburger Schifffahrtsgesellschaft *Hapag* eine Auslandsreise nach Mexiko und Mittelamerika angeboten. Mitte März 1936 traf die fragliche Touristen-Gruppe mit dem Dampfer *Iberia* vermutlich an der US-Ostküste ein. Am Vormittag des 26. März bestieg die Hälfte der Gruppe in Mexiko City ein dreimotoriges Charterflugzeug, das sie nach Guatemala bringen sollte, wie aus spanischen Presseberichten und Unterlagen der deutschen Gesandtschaft in Mexiko hervorgeht, die Vom Hofe anführt. Diese Maschine ging schon bald nach dem Start nicht weit vom berühmten, knapp 5.500 Meter hohen Vulkan Popocatepetl auf dem Hügel Zumpango nahe der Ortschaft Amecameca wieder zu Boden. Diesmal quoll das Feuer, das den ganzen, offenbar mit Pinien bestandenen Hügel verheerte, nicht aus dem »heiligen« Vulkan. Alle 14 Insassen der Maschine, darunter die vierköpfige Crew, kamen um.

Die Presse führte zunächst geringe Flughöhe und Windstöße ins Feld. Vom Hofe selber nimmt nach Gesprächen mit Fachleuten an, die Maschine sei eher »wie ein Stein« vom Himmel gefallen. Nach den Dokumenten war die Sicht gut. Der Chefpilot galt als ausgesprochen erfahren. Die Identifikation der Leichen gestaltete sich schwierig, erfolgte aber immerhin. Dafür verzichtete man merkwürdigerweise, wie Vom Hofe findet, auf eine Untersuchung des Wracks; vielmehr seien schon kurz nach der Bergung der Leichen nun auch die »wertlosen« Überreste des Flugzeuges noch verbrannt worden, durch Beauftragte der *Compañía Mexicana de Aviación*, wie in der Presse zu lesen war. Die drei Motoren seien nicht etwa abtransportiert, vielmehr auf dem Hügel »beerdigt«, nämlich vergraben worden ... Die deutsche (faschistische) Gesandtschaft meldete in die Heimat, zwar habe sich die Absturzursache »nicht restlos« klären lassen, es »erübrige« sich jedoch, diversen Theorien nachzugehen, die darüber in Umlauf seien. Somit scheint man hier und dort schon damals Unheil gewittert zu haben. Was Vom Hofe angeht, hält er einen von der Naziführung veranlaßten Mord (durch Sabotage an den Motoren) für wahrscheinlich und

bietet dafür etliche Anhaltspunkte auf, interessante zeitgeschichtliche Zusammenhänge eingeschlossen.

Wie man sich denken kann, galt der Anschlag, sofern es einer war, nicht der Hamburger »proletarischen« Künstlerin Harder oder auch den vier weiteren, deutschen oder österreichischen »Fräuleins«, die sich unter den 10 Fahrgästen der Todesmaschine befanden. Möglicherweise hatte sich Harder wirklich nur eine Vergnügungsreise aus Anlaß ihres 38. Geburtstages gegönnt, vielleicht im Verein mit einer Freundin. Wir wissen es einfach nicht. Hatte sie sich dabei in erstaunlich erlauchter Gesellschaft befunden, war es, auf dieser Geschenkebene, wahrscheinlich kaum zu vermeiden. Neben zwei Baronen (aus München und Budapest) zählte vor allem ein beinahe echtes und ohne Zweifel auch zur Unglückszeit noch immer sehr gut betuchtes deutsches Fürstenpaar zu Harders UrlauberInnen- und Flugzeug-Gruppe. Das waren **Adolf II. Fürst zu Schaumburg-Lippe** (1883–1936) und dessen Gattin Elisabeth, auch Ellen genannt.

Die Sache ist, zumal der Adel beteiligt ist, verzweigt und verheddert wie so oft, und ich werde hier nicht versuchen sie aufzudröseln. Nur noch das folgende. Vom Hofe ist ein Großneffe Adolf II. Dessen »Fürstentum« erstreckte sich dereinst von Rinteln an der Weser und den Bückebergen bis zum sogenannten Steinhuder Meer. 1918 nicht ganz freiwillig abgedankt, residierte Adolf hinfort als Privatier bei München und in Italien. Wie es aussieht, waren er und seine ihm 1920 angetraute, vom Clan als bürgerlich, geschieden und spielsüchtig geschmähte Gattin den Nazis ein Dorn im Auge gewesen – selbstverständlich nicht, weil er aus dem Holze des angeblich (in der SU) ertrunkenen Rebellen Max Hoelz geschnitzt gewesen wäre. Für Vom Hofes Empfinden handelte es sich vielmehr darum, Adolfs überaus beträchtliches Vermögen in den Dienst des Faschismus und insbesondere der Kriegsanstrengungen stellen zu können. Zunächst ging dieses Vermögen dank jenes dummen Flugzeugabsturzes auf Adolfs Geschwister über. Nebenbei verzehrte sich Adolfs Bruder Wolrad, seit 1935 Parteimitglied, erklärtermaßen nach dem Fürstentitel, womit er auch Göring in den Ohren lag. Das sind keineswegs Erzeugnisse aus Vom Hofes Madrider Märchenstube. Selbst Ralf Husemann merkt an: »Drei Brüder des Fürsten arrangierten sich mit den Nazis (Friedrich Christian brachte es gar zum Adjutanten von Goebbels). Doch der vierte (Heinrich), der Großvater des Autors, hatte nicht nur mit den Nazis nichts am Hut, er gehörte auch noch einer (alsbald verbotenen) Freimaurer-Loge an.«

Zu Ehren dieses Großvaters also, Heinrich Prinz zu Schaumburg-Lippe (1894–1952), aber offensichtlich auch, weil er a) allgemein Gerechtigkeit schätzt, b) persönlich nichts dagegen hätte, auch noch von der nach wie vor üppigen Bückeburger Torte zu

naschen, scheint sich Vom Hofe seit Jahren unter vielen Mühen und Ärgernissen mit der leidigen ungeklärten Angelegenheit zu befassen. Dabei ist ihm der Einblick in die Archive des Bückeburger Fürstenhauses aufgrund testamentarischer Verfügungen bis heute ausdrücklich und, wie er meint, zu unrecht verwehrt.

∞ Verfaßt 2022

\* Ralf Husemann, »Geschäft auf Gegenseitigkeit«, 5. März 2007. Der Artikel wird in diesem Blog-Beitrag (ganz unten) angeführt: <https://www.vierprinzen.com/2012/02/sachdienliche-hinweise-zur-kleinen.html>

\*\* Hans-Michael Bock (Hrsg), *CineGraph*, ein Loseblatt-Lexikon zum deutschsprachigen Film, München, Lg. 23

\*\*\* Alexander vom Hofe, *Vier Prinzen zu Schaumburg-Lippe und das parallele Unrechtssystem*, Vierprinzen Verlag, Madrid 2006

Das ehemalige Fürstentum **Schaumburg-Lippe** erstreckte sich, zwischen der Weser und Hannover, von den Bückebergen im Süden bis zum Steinhuder Meer. Es war klein aber braun. Statt dies nun wenigstens anzudeuten, setzt uns *Brockhaus* über eine halbe Spalte hinweg die verwickelte, jedoch im Grunde unerhebliche Geschichte des Herrschaftsgebildes auseinander. Es lehnte sich schließlich (1866) an Preußen an, ehe es 1919 zum sogenannten Freistaat wurde. Die Herren und Damen, die darin das Sagen hatten, würdigt *Brockhaus* mit keinem Wort. Ernst Klee dagegen führt immerhin drei an, voran Friedrich Christian Prinz von Schaumburg-Lippe (1906–83), der sich ab 1943, also im »Dritten Reich«, auch *SA-Standartenführer* nennen durfte. Damit war er ungefähr einem Oberst vergleichbar. Außerdem war er zeitweise Goebbels Adjutant sowie Regierungsrat und Referent im Propagandaministerium, zuletzt freilich nur Panzergrenadier. Nach drei Jahren Internierung wand er sich als »Mitläufer« heraus und ernährte sich hinfort als Freier Schriftsteller, ohne seine Bräune je zu verleugnen. Das Fürstentum war ja mit dem Krieg verloren gegangen. Die ganze Adelssippe war übrigens mehr oder weniger mit dem Arolser Fürstenhaus verwandt, dessen Chef → Josias zu Waldeck und Pyrmont, unter Hitler & Himmler *Höherer SS- und Polizeiführer*, in meinen laufenden Texten schon fast einen Stammplatz hat.

Eine echte Überraschung ist Ingeborg Alix von Schaumburg-Lippe (1901–96). Wie man sieht, wurde sie steinalt. Die Gattin eines Prinzen Stephan usw., unter Himmler hohe SS-Funktionärin, tat sich laut Klee nach dem Zweiten Weltkrieg als *Stille Hilfe* für NS-VerbrecherInnen hervor, wobei sie unter anderem mit dem schwäbischen Landesbischof Theophil Wurm zusammen arbeitete. Für den erwähnten Josias machte sie sich ebenfalls stark. Er war immerhin ihr Schwager. Die gute Ingeborg starb auf einem norddeutschen

Gutshof, wurde dann jedoch standesgemäß in das Clan-Mausoleum des Schloßparks Bückeburg geschafft.

Die Kleinstadt Bückeburg war bis zuletzt Residenz des Fürstentums. Das Eindruckschindende Schloß\* scheint nach wie vor dem Clan zu gehören. Schloßherr soll gegenwärtig ein Prinz Alexander sein. Schloß, Park und Mausoleum dürfen teilweise vom Volk besichtigt werden. Das »Erlebnisticket« (zweisprachig) pro Tag und erwachsene Person kostet 14 Euro 50, schließlich will der Clan auch leben. Ich nehme allerdings an, in die Archive des Fürstenhauses darf das Volk nicht schauen. Das ist ja angeblich noch nicht einmal dem Rechtsanwalt Alexander vom Hofe gestattet, wie wir weiter oben erfahren haben.

∞ Verfaßt 2024

\* <https://www.bueckeburg.de/de/Tourismus-Kultur/Staunen-und-Erleben/Schloss-Bueckeburg>

## Bürokratie

Die erste Idee zu einer Pendeluhr stammt wahrscheinlich vom Italiener Galileo Galilei, der um 1640, kurz vor seinem Tod, entsprechende Skizzen anfertigte. Ein holländischer Kollege aus Den Haag, Christiaan Huygens mit Namen, schritt rund 15 Jahre später zur Tat. Auch er war Astronom, Mathematiker und Physiker in einem.

Huygens ging, möglicherweise zu Fuß, zum Uhrmacher **Salomon Coster** († 1659), der 1643 geheiratet und aus diesem Anlaß seine Werkstatt von Haarlem nach Den Haag verlegt hatte. Dieser Landsmann hatte schon um 1640 mit hochwertigen Reise- und Kutschenuhren auf sich aufmerksam gemacht. Nun baute er im Auftrag des Entdeckers des *Mathematischen Pendels* eine Pendeluhr mit einer Gangdauer von etwa acht Tagen, die von einer Feder angetrieben wurde – das Pendel sorgte ja »nur« für das exakte Vorrücken »der Zeit«. Für die Festigung jener Epoche, die man später aus taktischen Gründen *Neuzeit* statt *Normzeit* nannte, kam es freilich genau auf diese Steigerung der Exaktheit an. Gingen die Uhren bis dahin an einem Tage rund 15 Minuten nach, belief sich die Verspätung bei der neuen Pendeluhr auf 20 Sekunden. Schon am 16. Juni 1657 erhielt Coster von den zuständigen, vermutlich fürstlichen Behörden für 21 Jahre das *Privileg*, solche Uhren als einziger Mensch auf der Welt beziehungsweise im Machtbereich des spanischen Kaisers herzustellen und zu verkaufen. Allerdings hatten die Behörden es versäumt, ihm auch ein langes Leben zu garantieren. Es wurden deshalb lediglich rund 30

Pendeluhr, von denen sieben bis heute in Museen oder privaten Sammlungen überdauerten. Coster segnete im Dezember 1659 mit 37 jäh das Zeitliche – aus Gründen, die anscheinend nicht überliefert sind.

Somit konnte der begabte Uhrmacher seinen geschützten Eigenbau kaum noch eigenhändig »vermarkten«, wie man heute dazu sagt. Und das ist selbstverständlich der springende Punkt an diesen Uhren, nicht deren Pendel. Die sogenannte Freie Marktwirtschaft ist sicherlich auch ohne Pendel denkbar, nicht dagegen ohne *Patente*. Zwar hatten bereits die mittelalterlichen Zünfte Erfindungen aus ihren Reihen gegen Zunftfremde geschützt, aber ein nennenswerter allgemeingültiger und behördlich garantierter Erfindungsschutz kam erst um 1500 auf. Richtungsweisende Patentgesetze wurden 1624 (als *Statute of Monopolies*) von England, 1791 von Frankreich erlassen. Ja, die Französische Revolution mit ihrem Verarschungsorgan »Wohlfahrtsausschuß« an der Spitze brachte die Freiheit. Bismarck, maßgeblich von Werner von Siemens gepeikt, folgte 1877 mit dem ersten deutschen Patentgesetz, das in seinen Grundzügen noch heute gilt. Wahrscheinlich hatte auch Huygens für seine Pendeluhr-Pläne schon ein für den Bereich der Niederlande gültiges Patent erwirkt, das er sich dann mit Coster teilte.

Man halte sich einmal die materiellen, finanziellen, nervlichen, ökologischen – also kurzum die gewaltigen volkswirtschaftlichen Aufwendungen = Verluste vor Augen, die allein mit der Vorbereitung und Verabschiedung von nur einem Gesetz verbunden sind. Neben den Schmiergeldern, die im Hause *Siemens* bis heute wichtiges Treibmittel der Profitrate sind, sollte man dabei auch die Vergiftung des innenpolitischen Klimas durch einen »Meinungsstreit« berücksichtigen, der vor keiner Intrige, keiner Verleumdung und keiner Ermordung fraktionszwangssprengender Abgeordneter Halt macht. Nun kommen noch die ganzen Patentämter, Verordnungen, Fachbücher, Konferenzen, Rechtsanwälte sowie die Polizeibeamten hinzu, die die Patentämter, Verordnungen, Fachbücher, Konferenzen und Rechtsanwälte schützen sollen. Dies alles bleibt Gesellschaften erspart, die verteilen statt verkaufen. Was hätte ich von einem Patent auf eine Pendeluhr oder auf sogenannte *Zwerglieder*, die Allgemeingut wären? Die jeder sowohl benutzen wie herstellen kann? Es könnte mir lediglich meinen Erfinderstolz bescheinigen. Aber das wäre mir eher peinlich. Schließlich ist jedem gesunden Menschenverstand klar, daß alles einen Anfang und seine Zeit braucht – es muß »in der Luft liegen«. Auf ein Objekt dieses allgemeingültigsten Gesetzes stolz zu sein, wäre demnach idiotisch. Andernorts erwähnte ich einmal jenen Scheich, der die Einladung zu einem Pferderennen ausschlug. »Ich weiß schon, daß ein Pferd schneller als das andere läuft. Welches, ist mir egal.«

**Rettet die Ehe** Stellen Sie sich einmal die Katastrophe vor, es gäbe in unserer Gesellschaft keine Ehe! Die Verluste sind kaum aufzählbar. Die Arbeitsplätze, die in diesem Fall in zahlreichen Branchen fortfielen, also nicht nur bei Rechtsanwälten, Scheidungsrichtern und Eheberatungsliteraten, zögen wahrscheinlich schon fast ein Viertel unserer Volkswirtschaft ins Verderben. Der schwindende Ärger machte auch die Hälfte aller Seelenärzte und Fabrikanten von Beruhigungspillen arbeitslos. Die nicht mehr austeilbaren Ohrfeigen an Kinder und Gatten erwähne ich nur am Rande. Am schlimmsten wäre *Brockhaus* in seinem Band 6 (1988) geschädigt, denn allein durch diese Katastrophe hätte der Band gut 10 Druckseiten eingebüßt.

Jetzt stellen Sie sich alternativ eine Gesellschaft aus meinen utopischen Erzählungen vor. Sie fußt weder auf Ehen noch Familien, vielmehr auf 70 bis 105 Köpfe umfassenden *Grundorganisationen* (GOs), die gerade so wie die Dörfer, Kleinstädte und die Republik im ganzen, neben persönlicher Habe, ausschließlich Gemeineigentum kennen. Wenn sich da ein Liebespaar streitet oder entzweit, zittert nicht *ein* Stein des Hofpflasters. Knut wechselt vielleicht zu einer GO drei Dörfer weiter: da ist der Hof ebenfalls gut gepflastert. Ein Feilschen um Geld ist unmöglich, weil das Geld abgeschafft worden ist. Wo die gemeinsamen Kinder bleiben, geht vor allem diese selber an. In so einer »Kommune« haben sie immer jede Menge Freunde und erwachsene »Bezugspersonen« – aber auch die GO drei Dörfer weiter hat dergleichen zu bieten. Es wird auch überall für alle gekocht, getröstet oder gescherzt. Sie glauben es nicht? Lesen Sie einmal jene Erzählungen, es kann Ihnen auch sonst nicht schaden.

Mir ist bei diesem Eintrag wieder etwas deutlicher geworden, worin ein Hauptübel der kapitalistischen, auch noch zunehmend aufgeblähten Demokratie liegt: in der Bürokratie. Sie regelt alles, bis alles totgeregelt ist. Dafür wirft sie Unmengen an volkswirtschaftlicher Potenzen zum Fenster heraus. Die persönliche Verantwortung und Erfindungskraft des einzelnen Bürgers wird so lange abgewürgt, bis der Bürger dem Draht gleicht, an dem die Marionetten schaukeln. Wie schwillt jedoch sein Stolz, wenn er wieder einmal alle Vorschriften erfüllt oder 50 Prozent der Vorschriften überlistet hat! Seine Computermouse könnte sich nicht besser fühlen als er.



Vermutlich büßte die junge Marokkanerin **Touria Chaoui** (1936–56) aus Casablanca ihr Leben aufgrund ihrer damals sicherlich ungewöhnlichen Rolle in der Gesellschaft ein. Als Tochter eines arabischen, jedoch französisch sprechenden führenden Journalisten und Theatermannes in Fès geboren, hatte sie eine Flugschule besuchen dürfen, die eigentlich der französischen Elite des Landes vorbehalten war. Sie erhielt die Fluglizenz bereits mit 16 – womit sie die erste Pilotin in Marokko und im arabischen Kulturkreis überhaupt geworden war. Was Wunder, wenn sie rasch zu einer »Ikone« der marokkanischen Unabhängigkeitsbestrebungen wurde, die in Chaouis Todesjahr, 1956, ihren formalen Höhepunkt und Abschluß erreichen sollten. Sie verpaßte dieses historische Datum, den Tag der Unabhängigkeit, lediglich um wenige Stunden. Chaoui war zuletzt als Co-Pilotin bei einer kleinen Fluggesellschaft beschäftigt. Doch am 1. März 1956 ereilte sie der Tod, als sie gerade mit ihrem grünen *Morris Minor* vor ihrem Elternhaus in Casablanca vorfuhr. Unter den Augen ihres 11jährigen Bruders Salah Eddine, der sie begleitet hatte, sowie ihrer auf dem Balkon stehenden Mutter erhält die kleine, dunkelgelockte 19jährige noch durchs geöffnete Wagenfenster aus nächster Nähe zwei Schüsse in den Kopf. Der Täter, ein Marokkaner mit zurückgekämmtem Haar, flüchtet zunächst zu Fuß. Die Mutter bricht in Schreie aus.

Laut Josh Shoemakes gründlicher Spurensuche\* hatte Chaoui, die unübersehbar westlich, aufgeklärt und selbstbewußt wirkte, gleichermaßen in islamischen wie in französischen Kreisen zunehmend Feinde. Es gab Attacken auf ihren Wagen und auf ihr Elternhaus. Auch durch die Aufdeckung von Unregelmäßigkeiten in wohltätigen Clubs, denen sie angehörte, machte sie sich unbeliebt. Das Land wurde von Unruhen geschüttelt. Als Sultan Mohamed Ben Yousef im November 1955 aus dem Exil zurückkehrte, ließ Pilotin Chaoui aus einer *Cessna* kiloweise papierne Willkommensgrüße auf seinen Palast regnen. Anderntags wurde sie von einigen Zeitungen als neue Freiheitsheldin gefeiert.

Ob ihr Hauptfeind der Marrokaner Ahmed Touil war, ist ungeklärt. Shoemake zufolge war der Mann ein befehlsgewaltiger und machthungriger Gangster, zeitweise in Diensten des französischen Geheimdienstes. Hartnäckige Gerüchte\*\* nennen ihn als Mörder Chaouis, aber das habe er stets bestritten. Oft kann das freilich nicht gewesen sein. Laut Shoemake geriet Touil nämlich schon einige Monate nach dem Mord in derselben Stadt Casablanca in einen Hinterhalt der neugegründeten marokkanischen Polizei. Dabei sei sein Wagen geradezu durchsiebt worden. Er kam also offenbar um. Trifft das zu, konnte er jedenfalls nicht mehr vor Gericht plaudern. Nach jenen Gerüchten soll er eine Affäre mit Chaoui gehabt und sie, wegen eines französischen Piloten, aus Eifersucht getötet haben. Dies alles hält Bruder Salah, bei Shoemakes Besuch in Vichy, Frankreich, inzwischen

schon 70, für gleichermaßen lächerlich wie ehrabschneidend: chauvinistischen Marokkanerhirnen entsprungen, die es gerne hätten, die emanzipierte junge Frau sei selber schuld gewesen.

Ferner werden der Gatte einer empörten Dame der Gesellschaft Casablanca – und die Franzosen als Täter gehandelt. Das letzte hält der Bruder, der Kunstmaler wurde, für das Wahrscheinlichste. Wie immer auch, dürfte der sozialpsychologische Hintergrund dieses brutalen Mordes auf der Hand liegen: der Haß auf weibliche Herausforderungen, die ja damals\*\* in Wüstenstaaten noch echte Sakrilege waren.

∞ Verfaßt um 2020

\* Josh Shoemake, <https://narratively.com/the-amazing-aviatrix-of-wartime-casablanca/>, (New York City) 16. Februar 2015

\*\* Latifa Babas, <https://en.yabiladi.com/articles/details/62569/touria-chaoui-morocco-s-first-female.html>, (Casablanca) 8. März 2018

Der Biochemiker und Essayist **Erwin Chargaff**, 1905 im österreichischen Kaiserreich geboren, lehrte und lebte in New York City. Für seine düstere Weltsicht erreichte er ein erstaunlich hohes Alter. Er starb 2002 mit 96 Jahren. Zuletzt litt er an Parkinson, ohne viel von seiner Scharfzüngigkeit einzubüßen. In Interviews war der erbitterte Gegner der sogenannten **Gentechnik** immer mal wieder mit dem bekannten Argument konfrontiert worden, sie trage doch auch zur Befreiung der Menschheit von allerlei vererbten Gebrechen bei. Chargaff kontert, Gesundheit sei so wenig ein Rechtsanspruch wie beispielsweise Reichtum – beide seien lediglich angenehm. Der Konter ist geistreich, aber für mein Empfinden zu schwach. Hinter ihm steckt ein berühmter Biochemiker, der gern ein wenig frömmelt – die Schule Einsteins vielleicht. Chargaff will das Leben unangetastet wissen; er will »Ehrfurcht« vor der »Schöpfung«. Dadurch werden die haarsträubenden Mißgriffe der Schöpfung allerdings nicht schöner. Wichtiger erscheint mir, wenn Chargaff nicht müde wird, auf unser Unwissen hinzuweisen. Insofern lautet das entscheidende Argument: setzen wir vor den Genen keine Grenze, werden alle Dämme brechen, ohne daß wir im geringsten einschätzen könnten, welche Sturmfluten auf uns zukämen.

Chargaff erforschte seit den 40er Jahren schwerpunktmäßig die Nukleinsäuren der DNA. Er entdeckte ihre Basenpaarung. Um 1950 spitzte sich ein »Wettrennen« um die Enthüllung der genauen Gestalt unserer Gene zu, das vor allem zwischen Linus C. Pauling (USA) und den in Großbritannien stationierten Nachwuchsforschern James D. Watson /

Francis Crick ausgetragen wurde. Es mußte eine Gestalt sein, die die vollständige Übertragung des äußerst verwickelten Erbgutes bei Zellteilung gewährleistet. 1953 war es so weit: das Duo »machte das Rennen« durch Präsentation seines Modells der Doppelhelix, das heute vermutlich jedes Schulkind kennt. Dafür wurden die beiden jungen Leute (und Maurice Wilkins) 1962 mit dem Nobelpreis für Medizin bedacht. Kurz vor ihrem »Sieg« hatte Erwin Chargaff in Cambridge, GB, zu tun; die beiden nutzten das, um ihn nach seinen DNA-Erkenntnissen zu befragen. Wie es aussieht, entblößten sie dabei einige Lücken in ihren Grundkenntnissen. Watson berichtet in einem anderen »Renner«, nämlich seinem 1968 veröffentlichten Buch *Die Doppelhelix*, von dem prominenten Besucher aus den USA sei ihnen, neben dem erwarteten Sarkasmus, vor allem Verachtung entgegengeschlagen. Als Watson ihm wenig später noch einmal in Paris über den Weg lief, habe ihn Chargaff nur eines sardonischen Lächelns gewürdigt. Immerhin, Chargaff hatte dem Duo – wie er im *Feuer des Heraklit* schreibt – »alles gesagt, was ich wußte«. Sie jedoch hatten in ihren ersten *Doppelhelix*-Verlautbarungen weder Chargaffs noch Oswald Averys wichtige Vorarbeiten erwähnt. Für Chargaff lag die Verachtung in jenem Cambridger Gespräch woanders: »Es war mir klar, daß ich [mit Watson/Crick] einer völligen Neuheit gegenüberstand: enormer Ehrgeiz und Angriffslust, vereint mit einer fast vollständigen Unwissenheit und Verachtung der Chemie, dieser realsten aller exakten Wissenschaften ...«

Als ich Watsons oft gelobtes »Meisterwerk« *Die Doppelhelix* vor einigen Jahren las, war ich recht unvoreingenommen, weil mir gewisse rassistische Entgleisungen des alten »Meisters« noch nicht zu Ohren gekommen waren. Sie werden in *Wikipedia* erwähnt. Für mich war Watsons Schilderung seines Weges zum Nobelpreis – von Wilma Fritsch für *Rowohlt* übersetzt – eine beklagenswerte Dürre ohne jede Sinnlichkeit. Es sei denn, man hält es für sinnlich, daß offenbar alle bahnbrechenden wissenschaftlichen Diskurse beim Essen & Trinken stattfinden. Aber mit »Mangel an Sinnlichkeit« ist das Vermißte vielleicht noch zu harmlos benannt. Man spürt bei Watson wenig Leidenschaft, geschweige denn Ergriffenheit, für und von großen Aufgaben, Dingen, Menschen. Er kam mir eher als unreifer Karrierist vor. Wahrscheinlich hätte er sich genauso gut ins Hirn setzen können, an Stelle von Kissinger Berater Gouverneur Rockefeller zu werden oder einen zukünftigen Star wie Bob Dylan zu entdecken. Prahlhans ist er auch – seine »coole« Ausdrucksweise kann das mitnichten verbrämen. Watson kokettiert gern (zum Beispiel mit der Dekadenz) und beleidigt seine LeserInnen auf jeder zweiten Seite mit einem banalen Witz. Was seine alten Tage angeht, kann ich mir gut vorstellen, auf dem Beistelltischchen seines Lieblingssessels stapeln sich Bücher von Stephen King oder Matt Ruff. Und sein zweites,

2002 veröffentlichtes autobiografisches Werk braucht unsereins weißgott nicht mehr zu lesen – der Titel (der deutschen Ausgabe) genügt: *Gene, Girls und Gamow. Erinnerungen eines Genies*.

Ich komme auf die Medizin zurück, der ja angeblich auch Watson/Crick gedient hatten. 1997 brachte die *Berliner Zeitung* ein Gespräch Mathias Greffraths mit Chargaff. Darin\* behauptet der greise Skeptiker, Ziel aller Leute, die an den Genen herumfuschten, sei »die Abschaffung des Todes« – und das sei »die sicherste Methode, die Spezies auszurotten«. Leitend sei die »sture Angst« des Menschen. Gegen sie wende sich überhaupt die »Sucht nach Innovation«, die im voll entfalteten Kapitalismus zu beobachten sei; »die Notwendigkeit, ständig Neues zu finden.« Das leuchtet mir unbedingt ein – doch warum nennt Chargaff die sogenannte Entschlüsselungsarbeit Pfuscherei? Habe ich richtig verstanden, dann deshalb, weil sie gar nicht zum Schlüssel führt. Sie führt bestenfalls zu einem letzten Loch. Oder zu einem letzten »Text«, wie so oft gesagt wird. Der Witz besteht natürlich darin, daß wir uns mit diesem »Text« den Hintern abwischen können, weil er sowieso nicht entzifferbar ist. Was soll er? Was will er? Wo kommt er her? Nichts davon wird uns die angebliche »Erbinformation« verraten. Damit ist all unser Eingreifen lediglich Interpretation, um nicht zu sagen Spekulation – und entsprechend gefährlich.

Man darf hier wohl weitergehend behaupten, unsere gesamte Kernforschung sei nicht nur gefährlich, sondern auch reichlich grotesk. Als Durchmesser der Doppelhelix werden ungefähr 20 Angström angenommen. Ein Angström ist der zehnmillionste Teil eines Millimeters. Können Sie sich also den Platz vorstellen, auf dem eine »Doppelhelix« in ihrer Nukleinsäure dümpelt oder auf ihrer Abschußbase schwankt? Oder anders angesetzt. Nach landläufiger Vorstellung sind die kleinsten Bausteine des Universums die Atome. Doch in die Hand nehmen können Sie sie leider nicht. Sie können auf einer Länge von einem Zentimeter 100 Millionen Atome aneinander reihen, wie uns der *Brockhaus* versichert. Also angetreten und vorgestellt? Und jetzt die Bitte an einen Atomkern, noch einmal eigens herauszutreten? Diese absolute Unvorstellbarkeit namens Atomkern, die sich übrigens im Verein mit unzähligen Genossen auch in festen Stoffen wie etwa einer Tischplatte aus Buchenholz oder eines Planeten namens Erde in ständiger Bewegung befindet, wird laut *Brockhaus* von »enormen Kräften« zusammengehalten. Aha! Von Muskeln? Magnetismus? Elektrizität? Information? Einbildungskraft? Oder gleich von einem Zirkelschluß? Aber die ehrgeizigen Nachkommen von Hahn, Oppenheimer, Heisenberg, Watson ficht unser Nichtwissen nicht an. Für sie stellen Klein- und Größenwahn ebenfalls eine begrüßenswerte Doppelhelix dar. Sie stecken Unsummen in

gigantische »Teilchenbeschleuniger«, mit deren Hilfe sie ihren winzigen Schimären so lange hinterher jagen, bis der Teilchenbeschleuniger (und die Stadt Genf) platzt.

Das Explosive soll mir willkommenes Stichwort sein, die Tirade abubrechen, um mit Chargaff einen Schlußpunkt zu setzen. Sowohl aus seinem *Feuer des Heraklit* wie aus einer Erinnerungsbroschüre von Chargaffs Landsmann Walter Kappacher\*\* geht hervor, der verdiente Biochemiker von der Columbia Universität fühlte sich von Watson/Crick betrogen. Ob *auch* um den Nobelpreis, bleibt dabei unklar. Ich sage: Gott sei Dank! Bedenken Sie einmal, mit wievielen Megatonnen Dynamit und Leichenbergen das Preisgeld zusammengehäuft wurde und an wieviele Schurken es bereits vergeben worden ist. Hätte Chargaff den Nobelpreis angenommen – was ich fast befürchte – wäre er in meiner Achtung ohne Zweifel stark gesunken. Insofern hat er Glück gehabt.

∞ Verfaßt um 2015

\* »Nichts verschwindet in der Welt«, 5./6. Juli 1997

\*\* Walter Kappacher, *Hellseher sind oft Schwarzseher*, Warmbronn 2007

Inzwischen (2020) scheint mir das vorstehende Textstück nach einigen biografischen Ergänzungen zu verlangen. Geboren 1905 in Czernowitz, lebte der studierte Biochemiker Erwin Chargaff seit 1935 in den USA. Er war dem Faschismus ausgewichen, dem 1943 noch seine Mutter **Rosa Silberstein** zum Opfer fallen sollte, in einem deutschen KZ. Mit dem Ende seiner Professur an der renommierten New Yorker Columbia Universität im Jahr 1974 warf sich Chargaff auf die vorwiegend essayistische Schriftstellerei. Seine Attacken galten insbesondere dem profit- und ruhmessüchtigen Naturwissenschaftsbetrieb, dem er entronnen war; im allgemeinen dem Tanz ums Goldene Kalb *Fortschritt*, dem wir ja auch zwei verheerende Weltkriege und – Raten merkt man nicht so – einige Hundert Kriegchen in der Folgezeit verdanken. In seinem Buch *Kritik der Zukunft* von 1983 war Chargaff bereits angeekelt genug, um seinen »Austritt aus der Menschheit« zu beantragen. 1999 zählte er zu den äußerst dünn gesäten namhaften Verurteilern des Nato-Angriffs auf Jugoslawien. Ein flammender Artikel von ihm erschien sogar in der *FAZ*, nur nützte es so wenig, wie man heute Corona-kritische Studien von Prominenten ernst nimmt.

»Nestbeschmutzer« Chargaffs Schreibtisch stand gleichsam im Herzen des US-Imperialismus, genauer im 13. Stockwerk eines vergleichsweise kleinen Hochhauses am Central Park, NYC. Die Wohnung war *nicht* klein, platzte aber wegen Chargaffs Büchersammlung aus allen Nähten. Während er den dünkelfhaften Thomas Mann

verständlicherweise nicht leiden kann, verehrt er Beckett und Giacometti sowie die Musik von Bach bis Beethoven. In seinen Erinnerungen *Das Feuer des Heraklit* von 1979 zeigt sich Chargaff davon überzeugt, die gute Seite könne in dieser unvollkommenen Welt niemals gewinnen; gewinne sie nämlich, bleibe sie nicht lange gut. Die Erfahrung dahinter dürfte sein: wer siegen will, muß schlechte Mittel anwenden, die den guten Zweck unweigerlich verbiegen. Das *Feuer* ist womöglich Chargaffs bestes Buch; ich habe nicht alle Bücher von ihm gelesen. Allerdings stelle ich persönlich einige andere Memoiren, etwa von Arthur Koestler, Gustav Regler, Victor Serge, trotzdem über sie. Chargaffs *Feuer* ist unter anderem ein Trommelfeuer aus Bonmots. Man möchte dem geistreichen Witzbold zuweilen mit Mies van der Rohe zurufen *Less is more!* Für mein Empfinden leisten sich er und der *Klett*-Lektor auch ein paar unangebrachte Wiederholungen, was insbesondere die Kritik des Wissenschaftsbetriebes angeht. Und eine stilistische Kleinigkeit: wie so viele Autoren, umschifft Chargaff die häßliche Klippe der Konjunktion *daß* zu selten, obwohl es dafür ungefähr ein Dutzend Fahrrinnen geben dürfte, wie ich andernorts schon wiederholt gezeigt habe. Nachträge zu Chargaffs Autobiografie finden sich im Buch *Ein zweites Leben* von 1995 sowie in *Scheidewege 28* (1998/99) unter dem Titel »Selbstbesichtigung«.

Die zuletzt genannte Betrachtung hat mich geradezu angerührt. Sie zeigt den verletzlichen Zug, den ich im *Feuer des Heraklit* vermisste. Den schwersten Schlag, den Chargaff in den 1990er Jahren einzustecken hatte, dürfte der Verlust seiner Frau Vera Broido gewesen sein. Sohn Thomas wurde merkwürdigerweise Polizeidetektiv in Los Angeles. Er hatte wohl kaum Bezug zum literarisch-anklägerischen Wirken seines Erzeugers, läßt sich Walter Kappachers Broschüre *Hellseher sind oft Schwarzseher* von 2007 entnehmen. Testamentarisch üppig bedacht wurde offenbar Chargaffs langjährige Haushälterin M., eine Peruanerin. Chargaff war bis zuletzt nicht im strengen Sinne pflegebedürftig, litt aber an Parkinson. In jener *Selbstbesichtigung* beklagt der greise Biochemiker ganz allgemein die sprunghafte Entwertung des menschlichen Lebens im Laufe des ausklingenden Jahrhunderts, das verheerende Weltkriege, Verseuchungen durch Atomwaffen, Kunststoffe und Arzneimittel und als Städte bezeichnete »Mördergruben« wie NYC aufzuweisen hat. Er spricht freilich auch von seiner, wohl überwiegend in seinem Naturell wurzelnden Einsamkeit – und damit auch von seiner 1995 mit 88 Jahren gestorbenen Ehefrau Vera Broido, die ihm einzigartig viel bedeutet haben muß.

Chargaff hatte Broido 1926 in Wien kennengelernt, wo sie, knapp 20jährig, Pharmazie studierte, und seitdem seien sie unzertrennlich gewesen. Sie sei auch die einzige Frau in seinem Leben geblieben. Einer wie ich kann es kaum glauben. Chargaff

bekannt sich freilich als grundsätzlich »seßhaften«, anders ausgedrückt, der Treue verpflichteten Menschen. Seine Gefährtin, die aus einer »unbürgerlichen Familie von russischen Sozialisten« stammte, schildert er als scheu, still, zurückhaltend, edel im Gesicht, anfänglich ungeübt am Kochherd, dafür zeitlebens unermüdlich im Bergwandern. Sie hatten nur den erwähnten Sohn. Wenn sich Chargaff selber ein unauffälliges Gelehrtenleben bescheinigt, dürfte Broido die typische *bürgerliche*, vielleicht auch jüdische Hausfrau und Kameradin gewesen sein. Mit ihr war Chargaff überaus glücklich – ob *sie* ebenfalls überaus glücklich war, läßt er offen, und *ich* kann es selbstverständlich nicht beurteilen. Er widmet ihr abschließend ein aus zwölf Versen bestehendes gut gemachtes Gedicht, »An die schlafende V.«. Etliche romantische sogenannte Dichter haben ihre »Unsterblichkeit« mit deutlich schlechteren und weniger tiefschürfenden Hymnen errungen. Nebenbei relativieren diese Verse Chargaffs Neigung zur Frömmerei, die sich auch in seinen kritischen Arbeiten findet.

>>Deines Lebens Atembrand / ist gestillt zu einem Glimmen. / Aber über dieser Wand / leben tausend Stimmen. // Ja, du bist in dieser Nacht / Holzscheit auf den Fluten. / Aber über dir ist Schlacht, / Schwerter, die von Gottes Atem bluten. // O, wie bist du arm und mächtig, / Schlafende, im Fallen der Gedanken, / wenn in deinem Reiche atemprächtigt / alle Säulen deiner Tage wanken!<<

## **Corona (Virus)**

**Maskenball** Liebe S., ich habe in meinen *Ausgewählten Zwergen* wiederholt auf die klammheimliche Abschaffung der »Unschuldsvermutung« hingewiesen. Man setzt nicht mehr den wohlmeinenden, kooperativen Bürger voraus, sondern erachtet ihn grundsätzlich als »potentiellen Straftäter«. Genau auf dieser Linie liegt die wohl bislang einzigartige Maßnahme, ein ganzes, eigentlich unschuldiges Volk in Quarantäne zu nehmen: durch Ausgangsperren, Reise- und Kontaktverbot, Maskenpflicht und was noch alles kommen wird.\* Die Umkehrung ist offensichtlich, aber kaum eines von den Völkern zeigt Entsetzen. Normalerweise hätte man gedacht, als Antiseuchenmaßnahme bemühe sich der Staat, die paar Erkrankten gesund zu pflegen und notfalls auch zu isolieren, wegen der Ansteckungsgefahr. Freilich hat er das Gesundheitswesen leider schon vorher erfolgreich zertrümmert. Also kümmert er sich nun gerade umgekehrt um den großen Rest, um die 99,9 Prozent Gesunden. Sie müssen gepflegt und eingeeht werden –

und wagt sich ein Volksschaf ohne »Atenschutzmaske« zu zeigen, wissen alle anderen gleich, sie haben es mit einem Schädling an der Volksgesundheit zu tun. Das wird erst ein Spaß, wenn der Impfzwang kommt, dem sich einige kritische Köpfe mit guten Argumenten zu widersetzen gedenken! Jeder Nichtgeimpfte wird sich eine Lazarusklapper kaufen müssen – und die Weigerung, diese einwandfrei zu betätigen, ist schon wieder für Strafgebühren, Folter oder Scheiterhaufen gut.

In meinem letzten Brief vergaß ich hervorzuheben, welches Riesengeschäft die Impfungen, ja bereits die sogenannten Tests auf das Virus sind, wie etwa der kritische und inzwischen schön verleumdete Mediziner Wolfgang Wodarg anmerkte. Das sind vom Staat geschenkte und beschützte Goldgruben für die Pharma-Mafia. Übrigens kostet auch die »Atenschutzmaske« Geld – unser Geld. Dabei ist deren Tauglichkeit als Viren-Abwehrwaffe nach meinen Quellen unter Fachleuten ebenfalls durchaus umstritten. Manche Mediziner halten sie sogar für abträglich. Aber auch dessen ungeachtet stellt sie starken Tobak dar. Mit ihr scheute sich der Staat nicht, das selbst erlassene und seitdem sehr geschätzte »Vermummungsverbot« zu unterlaufen, ja ebenfalls geradezu umzukehren. Jeder Nichtvermummte ist jetzt jener »potentielle Straftäter«. Die Maßnahme ist auch erstaunlich unaufwendig. Man muß die Nichtvermummten nicht mehr dazu verdonnern, sich beispielsweise einen Gelben Stern anzuheften. Vielmehr genügt *ein Nichts*, nämlich die fehlende Maske, jeden wachsamem Spaziergänger oder Verkäufer zum Spion und jeden Mitmieter zum Blockwart zu machen.

Ein Seitenstück zur Abschaffung der gutbürgerlichen Unschuldsvermutung ist die Umkehrung der Beweislast, wie ich ebenfalls schon mehrmals bemerkte. Auch diese Tendenz macht sich der kapitalfreundliche Panikstaat jetzt zunutze. Er hat es nicht nötig, einzelnen »Verdächtigen« nachzuweisen, sie seien vom Virus befallen und bereits dem Tode geweiht – nein, jetzt haben umgekehrt jene 99,9 Prozent glaubhaft zu machen, alle erdenklichen Maßnahmen ergriffen zu haben, um gesund und damit nichtschädlich zu bleiben. Die BergsteigerInnen, Ski- und AutofahrerInnen der Nation mußten das bislang merkwürdigerweise noch nie. Sie durften für jährlich viele tausend Tote und Verkrüppelte sorgen, das war in Ordnung. Von den Soldaten und Soldatinnen ganz zu schweigen.

Um weder eine Maske noch ein Blatt vor den Mund zu nehmen: der »kapitalfreundliche Panikstaat« wird gegenwärtig unübersehbar zu einem von den IT-Gurus modernisierten Faschismus. Selbstverständlich weiß er auch ganz genau, was er tut – die Verbrämung seiner Terrormaßnahmen, die sich ja immer empfiehlt, eingeschlossen. Unseren Eliten ist seit Jahren klar, der menschenfeindliche, unglückbringende Kapitalismus bricht über kurz oder lang zusammen. Jetzt liefern ihnen eine Handvoll



fanatisch-eitler Epidemiologen einen Sack voller Vorwände, den sie den Ruinen des »Wachstums« überstülpen können, ehe vielleicht doch ein paar tausend Volksschafe in jedem Land aufwachen. Ja, mehr noch, durch die genauso strengen wie lächerlichen »Schutzmaßnahmen« setzen sie offensichtlich alles daran, das Ruinenfeld in Raketen-geschwindigkeit auszuweiten. Ganze Branchen stehen bereits vor dem Bankrott; die Arbeitslosenzahlen steigen astronomisch wie früher die Börsenkurse. Warum machen die das? Warum nehmen das die superreichen DrahtzieherInnen in Kauf?

Weil es sowieso schon viel zu viele Branchen und Arbeitswillige gab. Wir stehen vor einer gewaltigen »Ausdünnung«, die allein dem Club der Superreichen zugute kommen wird. Sie zerstören die Kleinkapitalisten, die Konkurrenten, die Nischenwirtschaft und alle hinderlichen Überbleibsel bürgerlicher Kultur und Demokratie. Sie sorgen für eine deutliche »Reduktion« der Weltbevölkerung. Das klassische Instrument »Krieg« wäre, bei so vielen atomar Bestückten auf Erden, für sie selber zu gefährlich. Besser ist es, einen noch größeren Teil der Weltbevölkerung als bisher an Hunger und Elend krepieren zu lassen, und einen anderen Teil vielleicht durch die angestrebte weltweite Zwangsimpfung. Sie selber dürften ja locker in der Lage sein, sich solchen medizinischen Gewaltmaßnahmen zu entziehen. Ob durch diese Zwangsimpfung, die fast immer akut gesundheitsgefährdend ist, auch Kontroll- und Steuerungselemente in unsere armseligen Leiber eingeschleust würden – wie einige BeobachterInnen glauben – wage ich nicht zu beurteilen. Aber verblüffen würde mich, nach Hitler, Stalin und Orwells *1984*, gar nichts mehr.

Vielleicht kennst du jüngere Ehepaare, die sich mit den klassischen Kinderwünschen tragen. Die solltest du ihnen dringend ausreden.

∞ Verfaßt Ende April 2020

\* Thierry Meyssan (»Covid-19 and The Red Dawn Emails«, <https://www.voltairenet.org/article209776.html>, 28. April 2020) glaubt belegen zu können, die Idee mit der Isolierung ganzer Bevölkerungen sei in der Bush-Zeit für die städteähnlichen US-Militärstützpunkte entwickelt worden, wegen der Gefahr bioterroristischer Angriffe. In der epidemiologischen Literatur habe er nichts Vergleichbares gefunden. Jetzt hätten die US-Falken diese Pläne wieder aufgegriffen, auf die bösen Chinesen gemünzt, und mit der Verwischung, zwischen Militärs und Zivilisten keinen Unterschied mehr zu machen. Dies habe schon Bushs Kriegsminister Donald Rumsfeld vorgeschwebt. Allerdings habe es in den USA bereits damals die Kritik gegeben, ein Hausarrest der gesamten Bevölkerung sei in medizinischer Hinsicht sinnlos und verletze im übrigen die Grundfreiheiten. Gleichwohl seien jetzt Leute wie Macron und Merkel blöd genug, die Sache nachzuäffen. Sehr interessant!

Der Brite **Paul Hunter** (1978–2006) war Berufs-Snookerspieler. *Snooker* ist das Billardspiel mit den langen Tischen und den hohen Gagen, falls es nicht alle wissen. Ich

habe es vor Jahren einigermaßen gründlich, wie ich mir einbilde, in meiner Betrachtung »Shot to nothing« bedacht, siehe in meinem Blog. Was den hübschen, blonden Jungen aus Leeds angeht, war er bereits mit 17 Profi geworden. Im Internet sah ich einmal offenen Mundes ein Video des *Londoner Masters*-Finales von 2002, das der »Beckham of the Baize« denkbar knapp mit 10:9 für sich entschied. Siegpriest: 190.000 Pfund. Im ganzen gewann Hunter das Masters dreimal. Seine Popularität verdankte er unter anderem seinen publikumswirksamen Aufholjagden in Begegnungen, der Eleganz seines Spiels sowie seinem smarten Aussehen, dabei insbesondere seinen ausgefallenen Frisuren – daher auch die Anspielung auf den Fußballer David Beckham. Die Fans (oder seine Manager) empfanden ihn als den Beckham des grünen Snookertuchs. Seit 2004 war er mit der ebenfalls blonden Lindsey Fell verheiratet. Sie hatten ein Kind. Der Darmkrebs, dem Hunter mit knapp 28 zum Opfer fiel, wurde 2005 diagnostiziert. Seit 2007 heißt ein stets in Fürth ausgetragenes erstklassiges Snookerturnier das *Paul Hunter Classic*. Im selben Jahr veröffentlichte Fell ihr Erinnerungsbuch *Unbreakable*. Auch dieser Name ist nicht übel, spielt er doch auf die im Snooker sehr wichtigen Serien an, die breaks heißen, und selbstverständlich auf Hunters »Unschlagbarkeit«. Ein deutscher Verlag machte daraus *Mein wunderbares Leben mit Paul*.

Die Sache mit den Snookerturnieren ist allerdings neuerdings ins Schleudern gekommen – wie fast alles auf diesem von Leuten beherrschten Planeten, die teils VerbrecherInnen, teils Verrückte, oft beides zusammen sind. Den Spitzensport gestatten sie zwar noch, wenn die Ränge leer bleiben und die Gesundheitsmaske stets zückbereit in der Arschkuppe steckt. Man will nicht, daß *alle* unteren Bevölkerungsteile verelenden. Aber die Wettkampf-Atmosphäre muß man sich eben, am Bildschirm vor dem Video sitzend, selber dazu denken. Damit wir damit nicht überfordert sind, scheinen sie jetzt bei den publikumslosen Turnieren (»Geisterspielen«) neben den Aufzeichnungs- auch Beifallsmaschinen einzusetzen. Bei jedem Stoß, der einem fachkundigen Hilfssheriff (»Applaus-DJ«) als ungewöhnlich gut gelungen vorkommt, drückt oder klickt er auf den Knopf – und der Beifall prasselt. Man darf gespannt sein, mit welcher Neuerung sie diese zugleich saudumme und ekelhafte Notstandsmaßnahme noch überbieten werden. Merkel hat sie bereits im Berliner Plenarsaal eingeführt und folglich alle Abgeordneten, die ohnehin keine nennenswerte Funktion mehr hatten, nach Hause geschickt. Die Bezüge laufen weiter – bargeldlos. Ihren Lobbyismus können sie ja auch per Handy und Internet betreiben – Homeoffice.

Da ich aus meiner Abneigung gegen Berufskünstlertum, gelenkte Massenveranstaltungen und Vermarktung von allem und jedem bereits wiederholt keinen Hehl gemacht

habe, dürfte ich eigentlich nichts mehr sagen, auch zur Musik nicht. Aber unsere »Altmeister« aus Apo- und Hippy-Zeiten Eric Clapton und Van Morrison werden gerade von den einen niedergemacht, von den anderen in den Himmel gehoben, weil sie mutig genug waren, ein paar Anti-Lockdown-Songs zu veröffentlichen. Und wo wäre da der Mut? Diese Ikonen im Greisenalter haben Geld und Einfluß wie Sand am Meer. Was sollte denen noch geschehen? Nebenbei kann ich mich nicht erinnern, sie hätten sich in den fünf Jahrzehnten seit *Woodstock* vorwiegend revolutionär oder auch nur staatsfeindlich gebärdet. Wenn J. J. Cale mal ein möglichst allgemein gehaltenes Lied gegen den Krieg vortrug, war es schon viel. Nein – diese Profis sind und bleiben Spitzenprodukte der von Adorno so genannten Kulturindustrie, bis sie ihren Löffel abgeben. Den kriegen dann in der Regel ihre Witwen oder Enkel, die ihn gut zu hüten wissen. Er ist länger als ein Krokodil und aus purem Gold.

∞ Verfaßt Juli 2022

**Schauermärchen und Durchhalteparolen** Je größer die Fernsehschirme und je schneller die Rechner werden, desto kürzer unser Gedächtnis. Das Schreckgespenst des Jahres 2009 war die *Schweinegrippe*. Die WHO hatte diese Grippewelle zur »Pandemie« erklärt. Sie war ungefähr fußknöchelhoch. Gut 10 Jahre später stellten kritische Fachleute wie der Statistiker Gerd Bosbach (*NDS* 26. März 2020) unmißverständlich fest, die Schweinegrippe sei damals »völlig überschätzt« worden. Tatsächlich sei sie »milder als viele saisonalen Grippe der Vorjahre« verlaufen. Eine Aufarbeitung der Aufbauschung durch Medien und Politik sei leider nie erfolgt. Lieber ließ man Millionen, von Steuergeld bezahlte Impfdosen unauffällig in den Sondermüll wandern. Der beherzte Arzt und *SPD*-Gesundheitspolitiker Wolfgang Wodarg legte die Einzelheiten dieses über Jahre vorbereiteten Großbetrugs 2015 unter dem Obertitel *Falscher Alarm* ausführlich dar. Unter anderem hatte die WHO zu dem Trick gegriffen, ihre Kriterien für eine Pandemie abzuschwächen, um eine solche überhaupt ausrufen zu können.

Nach einem noch zu wenig bekannten Gesetz helfen gegen einmal schlagfertig und massiv ausgestreute Lügen keine Dementis mehr. Dieses Gesetz befolgen unsere PolitikerInnen am liebsten. Deshalb ist auch die jüngste angebliche *Pandemie* schon längst zu einer historischen Tatsache geronnen, die so unumstößlich und selbstverständlich ist wie beispielsweise der angebliche *Urknall*. Dabei wies Wodarg bereits am 2. Mai 2020 (in *Rubikon*) nach, auch diese Grippewelle des zurückliegenden Winters sei keineswegs aus dem leider üblichen Rahmen gefallen. Er wagte im Gegenteil zu behaupten: »Ohne den

von deutschen Wissenschaftlern entworfenen PCR-Test auf SARS-CoV-2-Viren hätten wir von einer Corona-'Epidemie' oder gar 'Pandemie' nichts bemerkt.« Ein Zwischentitel des Artikels nennt den Test »unspezifisch, medizinisch unnütz, aber ängstigend«. Diese Aussagen hätte man vielleicht an die Eingangstüren sämtlicher deutschen Läden und Behörden heften sollen, an denen uns, stattdessen, das Maskentragen und Impfnachweiszücken zugemutet worden ist.

Leider sprechen selbst kritische Publikationen oft von der Pandemie – ohne Gänsefüßchen oder auch den Zusatz sogenannte. Zu allem Unglück kommt meist auch noch ihr Versäumnis hinzu, nicht einen Schritt über die Bannmeile des Aktuellen, die Ideologie des Kleineren Übels, das Feuerwehrspielen hinauszugehen. Sie sind und bleiben Reformisten und Flickschuster. Sie fragen sich tapfer, wie nun »das Schlimmste« zu verhüten sei, ohne das *System des Schwerverbrechens* auch nur mit einem Komma in Frage zu stellen. So ist die Ausschüttung der nächsten Übel gleichsam garantiert. Mit der Bitte, die schreckliche »Ukraine-Krise« auszubaden, klopft es bereits an des Deutschen Haustür. Sollte die Krise kurzfristig »beigelegt« werden, holt man vielleicht das vor Jahrzehnten in Umlauf gebrachte Gespenst des »Klimawandels« wieder aus der Flasche. Und so weiter und so fort. Um es einmal deutlich zu sagen: Das System des Schwerverbrechens beruht unter anderem auf dem Privat- oder Staatseigentum an Produktionsmitteln, Grundstücken, Mietshäusern, ganzen Wäldern und Landstrichen und den entsprechenden Erbschaften; auf den Seilschaften der professionellen Politik; auf der Existenz einer gutgeschmierten, riesigen, parasitären Bürokratie, Geheimdienste und Massenmedien eingeschlossen. Helle Köpfe wie F. G. Jünger und Lewis Mumford sprachen bereits vor Jahrzehnten vom *technischen Kollektiv* oder der *Megamaschine*. Wer nicht darlegen kann, wie dieses Ungeheuer zu stoppen und zu demontieren wäre, sollte ehrlicherweise unverzüglich darauf verzichten, sich großspurig Revolutionär zu nennen.

Aber haben uns denn nicht Leuchttürme wie Karl Marx und Robert Kurz versichert, es brähe, früher oder später, »von selber« zusammen? Ja, das höre ich seit meinen antiautoritären Schülerzeiten. Offenbar ist der Kapitalismus so verschlagen wie zäh. Er wird sich auch weiterhin auf die gleichermaßen groteske wie geniale Weise gegen sein Ende sträuben, die Michael Schneider kürzlich in einem Gespräch mit Milena Rampoldi sehr gut, wie ich finde, umrissen hat.\* Der Kapitalismus wird die Massen mit Schauer-märchen in Angst vor Schimären halten und dadurch »solidarisch« zusammenschweißen; er wird sowohl die mittelständische Wirtschaft wie eine Menge an überflüssigen Arbeitskräften, Alten, Geimpften ausrotten; dafür wird er die nicht an Impfstoff, Verzweiflung oder Krieg Gestorbenen, also den Rest, einer fast lückenlosen Überwachung

und Lenkung aussetzen, die sogar Orwell verblüfft hätte. Nur die Schafsköpfe der Welt wundern sich nicht. Vielleicht sollte man sie alle nach China schicken, das ist noch ausbaufähig. Es hat nach wie vor viele Dörfer, die sich gern zu 20- bis 30-Millionen-Städten aufblasen lassen.

Das neuerliche große Umfallen der »Linken« Anfang 2020, das den *rotgrünen* Taumel von 1999 (Bomber gen Belgrad) fortsetzte, wird von Michael Schneider, inzwischen fast 80, recht einleuchtend erklärt. Auf jenes grotesk-geniale »Narrativ« der internationalen Geheimdienst-, IT- und Medien-Oligarchie waren sie einfach nicht gefaßt. Dem stand und steht auch ihre, so Schneider, »Staatsgläubigkeit« entgegen. Jetzt tragen sie brav, ja sogar begeistert die neue Russenphobie mit, wegen des Einfalls im seit Jahren von Kiew bekriegten Donbaß, und sind stolz darauf, zu einer überwältigenden Mehrheit, um nicht zu sagen: Querfront von angeblich Friedenswilligen zu zählen, die ihre größten FürsprecherInnen im *Weißen Haus* und bei *Rheinmetall* hat. Sich stets instinktsicher auf die Seite der Mehrheiten zu schlagen, bietet den Riesenvorteil, in der Regel zu den Stärkeren, also den Siegern zu gehören.

Leider zeigt sich der Berliner Schriftsteller am Schluß seiner Ausführungen mit dem typisch linken Brechtvertrauen gesegnet, das nie auf Durchhalteparolen und Zweckoptimismus verzichten wird. Für mich ist es einfältig, ja sogar schädlich. Der geballten Macht der genannten Oligarchie hat die Opposition nichts entgegen zu setzen – und hätte sie es, nähme sie selber rasch den tyrannischen Zuschnitt an. Die Zeit der geringen Chance auf Ausscheren und alternatives Wirken ist vorbei. Die Nischen werden zugemauert. Unter Umständen dürfen die Insassen sogar vor dem Zumauern drinbleiben. Man bringt dann ein Schild an der Haustürklingel an: »Hier wohnen die Verweigerer der Kommune X«. Das Menschenfeindliche an der postmodernen Welt liegt nicht unerheblich in ihrer erdrückenden, unüberschaubaren und undurchdringlichen, freilich auch wieder anfälligen Mammuthaftigkeit. Solche Systemstrukturen lassen sich nur von völlig skrupellosen und aalglatten Schlaubergern handhaben, wenn überhaupt. Die Sehnsucht der Menschheit galt schon seit Geschichtsbeginn, ja seit der Erhebung zum »aufrechten Gang« mit völlig überfüllter Riesenbirne, der Größe – und an ihr wird sie vermutlich auch verrecken.

In den systemfeindlichen Kreisen wird das Phänomen der Mammutisierung nahezu vollständig ausgeklammert, weil man sich eben den schönen Zweckoptimismus nicht untergraben will. Deshalb zeugt man auch weiterhin mit verbissener Wonne Kinder. Für mein Empfinden sollte man unseren bedauernswerten, vielfach tyrannisierten Kleinen aber endlich das Glück gönnen, gar nicht erst auf die Welt zu kommen. Haben Sie sich

einmal überlegt, was das für Zeitgenossen werden: diese 12jährigen, die lieber mit Algorithmen als mit Puppen oder Bauklötzen spielen? Und achten Sie auf der Straße einmal auf die jungen Frauen, die beim Kinderwagenschieben entschieden gebannt auf ihr Smartphone als auf ihr Kleinkind blicken! Dann wissen Sie: der Raum, das Leibliche, die Herzenswärme lösen sich längst in Luft auf. »Digitalisierung« heißt im Grunde: Freie Bahn der uhrenmäßig und tauscherhaft aufgefaßten »Zeit«, Sieg der erbarmungslosen Abstraktion. Deshalb ist für mich die Abdankung der Menschheit angesagt. Dabei wäre mir eine freiwillige entschieden lieber als eine erzwungene. So oder so – der Planet wird aufatmen, wenn wir endlich verschwunden sind. Die Bakterien und Viren brauchen uns nicht. Sie kennen unzählige Alternativen.

∞ Verfaßt Sommer 2022

\* Michael Schneider, »Die meisten Linken sind ...«, <https://www.nrhz.de/flyer/beitrag.php?id=27865>, 2. Januar 2022

Im viel zu kurzen Eintrag zur **Selbstkritik** kennt *Brockhaus* lediglich einen Anwendungsfall. Nach einer knappen Bestimmung schwenkt er in »diktatorisch regierte« Staaten, wo die Selbstkritik meist zu einem abscheulichen Ritual der Propaganda, Indoktrination und Gehirnwäsche verkomme. Das ist nicht gerade falsch. Wolfgang Leonhard zum Beispiel, in der Sowjetunion zum kommunistischen Funktionär erzogen, hat das Ritual in seinem Buch von 1955 *Die Revolution entläßt ihre Kinder* farbig geschildert. Warum jedoch fehlen im *Brockhaus* die demokratischen, westlichen Staaten? Weil dort auch die Selbstkritik fehlt. In ihnen gibt es überhaupt keine. Wenn Sie mir aus den letzten sieben Jahrzehnten auch nur sieben westdeutsche BerufspolitikerInnen nennen können, die sich öffentlich zu dem einen oder anderen Fehler oder auch nur Irrtum bekannt hätten, schlage ich Sie glatt für den höchstdotierten *Wächter*-Preis vor. Als BerufspolitikerIn muß man immer recht gehabt haben, sonst ist man für immer weg vom Fenster. Scholzens Gesundheitsminister Karl Lauterbach beispielsweise würde sich eher mit Seidelbastsaft impfen lassen als »einzuräumen«, er habe zu den führenden, wahrheitswidrigen Corona-Einpeitschern gehört. Die auf den Wanderer oft bezaubernd wirkende Pflanze Seidelbast ist ziemlich giftig.

Kürzlich wagte ich mich angesichts der erzwungenen Veröffentlichung der geschwärzten RKI-Corona-Protokolle in einem Brief zu fragen, woher so viele kritische Köpfe eigentlich die Gewißheit nähmen, solche heiklen Dokumente seien unangetastet und somit verlässlich. Ich zweifelte daran, und soeben scheint mir ein Beitrag in *Multipolar*

rechtzugeben.\* Durch einen glücklichen Zufall, nämlich mit Hilfe eines vermutlich übersehenen, ungelöschten Unterordners sind die Autoren in den neulich »geleakten«, inzwischen sogar ungeschwärzten Protokollen auf beträchtliche Widersprüche zwischen unterschiedlichen Versionen derselben Dokumente gestoßen. Offenbar fanden im Angesicht der drohenden Herausklage der Protokolle nachträglich Bearbeitungen zahlreicher Stellen statt, wobei die Autoren sogar die Daten und die Ausführenden der Bearbeitungen nennen können. Anders ausgedrückt, scheinen beträchtliche Fälschungen zugunsten jener EinpeitscherInnen der verheerenden Corona-Maßnahmen beziehungsweise zwecks Entlastung der MitläuferInnen aus dem Stall RKI vorzuliegen.

Man darf jetzt gespannt sein, ob unsere Leidpresse auch diese peinliche Enthüllung unterdrücken oder verharmlosen kann. Ich nehme schon an, einige Berliner Köpfe werden rollen. Gleichwohl bleibe ich bei meiner Vorhersage, am Kapitalismus und am Berufspolitikertum wird sich nichts ändern – und wenn man Homburg und Schreyer 10 Untersuchungsausschüsse schenkt.

∞ Verfaßt September 2024

\* Stefan Homburg und Paul Schreyer, <https://multipolar-magazin.de/artikel/rki-protokolle-und-leak-offene-fragen>, 9. August 2024

Siehe auch → Automobilisierung, Leichsenring (Masken) + Statistiken → Behälter, Pixii (Gefahr) → Gesundheit, Toschke (Ächtung) → Impfen → Marx (Urteil Weimar) → Opfer, Pellegrini (alle schuldlos) → Solidarität, Schröder (Seuchen) → Weinheim (Ächtung)

Die polnisch-britische Kulturanthropologin **Maria Antonina Czaplicka** (1884–1921) fehlt im *Brockhaus*. Für mein Empfinden ist ihr Schicksal ergreifend. Sie wohnte zuletzt, 1921, in Bristol oder Oxford, vielleicht auch zwischen diesen beiden südenglischen Städten. So oder so, muß sie ziemlich verzweifelt gewesen sein. Gut 10 Jahre früher hatte sie Polen in Begleitung ihres Studienkollegen Bronisław Malinowski verlassen, der wie sie aus inzwischen verarmtem polnischem Adel stammte, um ihre Ausbildung in London und Oxford abzuschließen. Da sie russisch sprach, bewilligte man ihr nach dem Diplom ein Stipendium für Forschungsarbeit über Sibirien. Ihr besonderes Interesse galt dem Schamanismus der Eingeborenen. Zwar hatte sie noch nie einen Fuß auf sibirische Gefilde gesetzt, doch ihr 1914 erschienenenes Buch *Aboriginal Siberia* fand die Anerkennung ihrer Zunft. Man bewilligte ihr daraufhin auch Forschungsgelder für Feldarbeit vor Ort.

Übrigens soll ihr das in verständlichem Englisch geschriebene Werk selbst außerhalb der akademischen Zirkel viel Beifall eingebracht haben.

Nun zog sie während der ersten Kriegsjahre 1914/15 gemeinsam mit ihrem US-Kollegen Henry Usher Hall (1876–1944) vom Museum der Pennsylvania University in Philadelphia monatelang durch Sibirien. Sie orientierten sich dabei am Fluß Jenissei, der immerhin 4.000 Kilometer lang ist. Streckenweise wurden sie auch von einer Ornithologin (Maud Doria Haviland) und einer Malerin (Dora Curtis) begleitet. Czaplicka brachte Stapel von Aufzeichnungen und Fotografien mit nach Oxford, wo sie nun sogar als Dozentin auftreten durfte – die erste an dieser Universität. Auch ihr nächstes Buch, *My Siberian year* von 1916, wurde viel gelesen. Obwohl sie inzwischen promoviert hatte und damit erst die zweite europäische Anthropologin mit Doktorgrad war, verlor sie ihren Posten in Oxford 1918 zugunsten eines Professors, sprich: männlichen Kollegen, der aus dem Krieg zurückkehrte.\* Sie konnte lediglich eine zeitlich begrenzte Lehrtätigkeit am anatomischen Institut der Universität Bristol übernehmen. 1919 veröffentlichte sie ihr drittes Buch *The Turks of Central Asia*. Zwar erkannte ihr die *Royal Geographical Society* im folgenden Jahr einen *Murchison Award* für ihre Arbeiten zu, doch dieser Preis war vermutlich nicht oder kaum dotiert, geriet sie doch zunehmend in Geldnot und Schulden. Auch ihr Versuch, ein neues Reisestipendium zu ergattern, blieb erfolglos. Im Mai 1921 wurde die erwerbslose 36jährige Erforscherin des Schamanismus tot in ihrer Wohnung aufgefunden, sie hatte sich vergiftet.

Erklärungen fanden sich offenbar nicht. Ihre Tagebücher hatte Czaplicka im Rahmen ihres »Nervenzusammenbruchs«, so die Bezeichnung der polnischen *Wikipedia*, vermutlich vernichtet. Ihre wissenschaftlichen Aufzeichnungen vermachte sie testamentarisch Hall aus Philadelphia. Es gab Mutmaßungen über möglicherweise unglückliche persönliche Beziehungen zwischen den beiden, zumal sich Hall etwa zur Zeit von Czaplickas Selbstmord verheiratete. Aber vielleicht hatte sie sich ja gar nichts aus Männern gemacht. In polnischen Museen soll es einige private Briefe von Czaplicka an Manilowski und den Schriftsteller Władysław Orkan geben, aus denen möglicherweise Näheres hervorgeht. Mehr als ihre Einsamkeit.

∞ Verfaßt 2018

\* Jaanika Vider am 25. Juni 2016 in der Serie *Women in Oxford's History*:

<https://womenofoxford.wordpress.com/2016/06/25/maria-czaplicka/>